DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1913.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Seite
Andresen, Ingeborg: Das Haus . . 2005
Beaulieu, H. v.: Zwei Menschen und ein Hund 1962
Engel, Georg: Der Fahnenträger 2075, 2119, 2161, 2203
Lasdohn, Leonie: Die Weihnachtskrücke . 2182
Lo-Lott: Drei Jäger nach der Pirsch . . 2048
Mewis, Marianne: Vom Himmel gefallen 2165
Riese, Charlotte: Der Junge mit den Hampelmännern 2150
Tovote, Heinz: Durchs Ziel (Fortsetzung) 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218
Urban, Henry F.: Der König von Santa Rosalia 1875
Winter, Kurt von: Die späte Rose . . 1916
Wohlbrück, Olga: Sonnenbrut (Fortsetzung und Schluß) 1704, 1746, 1789, 1833

Belehrende Aufsätze.

Dichter und Bühnen. Von Hans Brennert 1801
Dienstbotenversicherung. Von *** 1713
Ehrenamt, Vom. Von Professor Dr. Hugo Preuß 2059
Empor die Herzen. Von Walter Bloem . 1757
Gehalt-Schiebevertrag, Der sogenannte. Von Justizrat Eduard Goldmann 2017
Griechenland, Menschen und Dinge in. Von Professor Eduard Engel 2019, 2187
Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie, Das. (Mit 5 Abbildungen) 2008
Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung. Von Bürgermeister Konrad Maß 1909
Kleinbahnen. Von Dr.-Ing. Kayser 1994
Kraftspeicher. Von Hans Joachim . 1779
Kriminalistisches Reichsinstitut, Ein. Von Prof. v. Liszt 1845
Luftschiffe, Die Sicherheit der, vor Explosionsgefahr. Von Prof. Raoul Pictet 1887
Mongolei, Die Zukunft der. Von Hermann Consten. (Mit 8 Abbildungen) 1919
Oberlyzeum und Studienanstalt. Von Direktor Dr. Gruber 1973
Pflanzenleben unter dem Schnee. Von Professor Dr. Udo Dammer . . . 2208
Phonetische Laboratorium in Hamburg, Das. Von Dr. G. Panconcelli-Calcia. (Mit 4 Abbildungen) 1792
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit. Von Senatspräsident Dr. Viezens 1671
Reichsland, Das. Von Prof. Dr. W. Rein 2103
Seeunfällen, Von. Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter 1843
Töne, Der Markt der. Von Hans Brennert 1931
Weihnacht, Fröhliche! Von Hof- und Domprediger Vits 2145

Unterhaltende Aufsätze.

Seite
Admirale unserer Hochseeflotte, Die. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. (Mit 9 Abbildungen) 2210
Affenhaut und Teddybär. Plauderei von Ola Alsen 1890
Albanien. Von Franz Genthe. (Mit Karte) 1761
Alte Dinge in neuem Kleid. Plauderei von Hans Dominik 2124
Amerikanische Schauspielerinnen. Von Georg von Skal. (Mit 22 Abbildung.) 2126
Armee-Fechtturnier, Vom 2. deutschen. (Mit 2 Abbildungen) 2192
Berliner Festzug am 19. Oktober, Der. (Mit 5 Abbildungen) 1806
Berliner Herbstflugwoche, Die. Von Karl Heinz Bernius. (Mit 7 Abbildg.) 1675
Berliner Schauspielerinnen, Neue. Von Paul Felix. (Mit 13 Abbildungen) . . 1954
Birnen und Aepfel. Von Wilhelmine Bird 1804
Bisonjagd im Auto. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen) 2140
Braunschweig. Von Walter Tiedemann. (Mit 5 Abbildungen) 1846
Braunschweig, Die Einzugsfeierlichkeiten in. (Mit 5 Abbildungen) . . . 1891
Buenos Aires, Beim deutschen Gesandten in. Von Werner Witte. (Mit 3 Abbildungen) 1911
Cecilienhilfe. Von Else von Boetticher (Mit Abbildung) 2022
Chamäleon, Das. Von Aenny Fahr. (Mit 6 Abbildungen) 2222
Currygerichte. Von Wilhelmine Bird 1976
Deutschlands nördlichster Punkt. Von F. Willfang. (Mit 9 Abbildungen) . . 1870
Diele, Die. Plauderei von Käthe Damm 2012
Engel, Georg. Von Martin Feuchtwanger 2064
Federhüte. (Mit 6 Abbildungen) . . 1708
Gesellschaftsmoden, Neue. (Mit 10 Abbildungen) 2095
Gesellschaftstrophäen. Plauderei von Dr. Ernst Franck 2225
Glückliche Fahrt. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter 2062
Goldgräbertum, Das moderne. Von Fr. Bock. (Mit 6 Abbildungen) . . . 1959
Griechenland, Das neue. Von Otto Riemasch. (Mit 14 Abbildungen) . . . 1867
Hamburg aus der Vogelschau. Von Dr. Marx Möller. (Mit 9 Abbildungen) . . 2132
Hausgäste und Nachbarn, Stille. Von Dr. Fritz Bernhardt 1865
Hellerauer Zinn. (Mit 5 Abbildungen) 2143
Herrenhutmoden. Von Dr. C. Salomon. (Mit 3 Abbildungen) 2053
Holländisches Schloß, Ein altes. (Mit 3 Abbildungen) 1709
Jagdhund, Der. Von Fritz Skowronnek 1735
Japanische Schuhe. Von Bigetsu Koyama. (Mit 9 Abbildungen) 1794
Java, Ein Bummel durch. Von Robert Saudek. (Mit 9 Abbildungen) 1699
Seite
Javanische Tänzerinnen. Von Robert Saudek. (Mit 8 Abbildungen) 2214
Kartoffelkrautfeuer, Beim. Von Hanns Fechner 1969
Kasernen in Ruh. Von Generalleutnant z. D. Frhr. von Seckendorff 1674
Kirchenkünstlers, In der Werkstatt des. Von G. S. Urff. (Mit 7 Abbildungen) 2179
Kochköchin, Die. Von Ola Alsen . . . 1882
Kopenhagen, Der „grönländische Handel“ in. Von Paul Elsner. (Mit 8 Abbildungen) 1781
Körte, Werner. Zum 60. Geburtstag. Von Prof. Dr. J. Boas 1760
Lanke bei Berlin. Von Reinhold Cronheim. (Mit 5 Abbildungen) 1718
Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei. Von Charlotte Gräfin Rittberg. (Mit 7 Abbildungen) 1758
Liebesbriefe. Plauderei von Lo Lott 1797
Ludwigs, Zur Thronbesteigung König. (Mit 5 Abbildungen) 1977
Lüneburg. Von Walter Schultz. (Mit 7 Abbildungen) 2001
Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei. Von Else von Boetticher. (Mit 9 Abbildungen) 2169
Maskenball an Bord. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen) 1750
Moden für den Winter, Die ersten. (Mit 7 Abbildungen) 1924
Moden in Berlin, Wiener 1677
Monokels, Zur Naturgeschichte des. Von Siegmund Feldmann 2190
Montmartre, Das andere. Von Siegmund Feldmann. (Mit 10 Abbildg.) 1695
Nordpolgebiet, Neues Land im. Von Professor Otto Baschin. (Mit Karte) . . 2023
Nuance, Die. Theaterplauderei von Adolf Winds 2038
Offiziersdamen im Sattel, Deutsche. Von Thea von Puttkamer. (Mit 10 Abbildungen) 2040
Operettenkomponisten, Erfolgreiche. Von Ludwig Klinenberger. (Mit 5 Abbildungen) 2082
Ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo, Die. Von Emil Zimmermann. (Mit 7 Abbildungen) 2050
Pelzmode, Die neue. (Mit 6 Abbildg.) 1742
Pelzwaren und Pelzmoden. Von Oskar Klaußmann 1953
Ratsweinkeller, Der. Von Johannes Trojan 1934
Rhein, Sicherheitsdienst auf dem. Von G. S. Urff. (Mit 11 Abbildungen) 1965
Säntis, Auf dem. Von Anton Krenn. (Mit 12 Abbildungen) 1736
Schaumburg-Lippe, Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu, in Bückeburg. (Mit 5 Abbildungen) 1936
Scherls Jungdeutschlandbuch. Von Reinhold Cronheim. (Mit 2 Abbildungen) . 1889

Seite
Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich". An Bord des. Von Eberhard Freiherr von Wechmar. (Mit 13 Abbildungen) . 2086
Schwäbische Dorf, Das. Von Hermann Schönleber. (Mit 8 Abbildungen) . . . 1785
Schwedische Königshaus. Das. Von Dr. Cajus Möller. (Mit 8 Abbildung.) 1997
Schweizer Nationalpark, Ein. Von Anton Krenn. (Mit 8 Abbildungen) . . 2044
Seelotsen hinaus vor die Elbmündung, Mit dem. Von Gustav Hopf. (Mit 9 Abbildungen) 1824
Sonnenwende. Plauderei von Margot Isbert 2107
Soziale Hilfsbereitschaft. Von Else von Boetticher 1805
Sternwarten der Erde, Große und berühmte. Astronomische Plauderei von Felix Erber. (Mit 11 Abbildungen) . 1828
Tanzlust. Von Ola Alsen 1717
Tirol, Preisausschreiben für 1715
Trauring, Vom alten und neuen. Von Willy Bauer. (Mit 16 Abbildungen) . 1913
Ungarische Nationalspeisen. Von Dagobert Winter 1823
Unsichtbaren, Die. Theaterplauderei von Robert Wach 1693
Vorsagen, Vom. Von Prof. W. Mettin 2081
Vorweihnachten auf der Straße. Von Adelheid Weber 2105
Wasserstraßen, Verkehr auf deutschen. (Mit Karte) 2065
Weihnachten auf dem Gutshof. Von Thea von Puttkamer 2155
Weihnachten auf dem Ozean. Von Walter Tiedemann. (Mit 6 Abbildungen) . 2173
Wiesbaden als Winterkurort. Von Erwin Lüdeking. (Mit 8 Abbildungen) . 1878
Zider, Der. Von Siegmund Feldmann. (Mit 6 Abbildungen) 1838

Gedichte, Sprüche.

Berlepsch, Karl Freiherr von: Stiller Oktobertag 1736
Bruger, Ferdinand: Aphorismen . . . 2226
Dehmel, Paula: Weihnachts-Besuch . . 2163
Hesse, Hermann: Liebe 1779
Reicke, Ilse: Festliches Mahl 1796
Rieß, Richard: Weihnacht im Dorfe . . . 2147
Scheffer, Thassilo von: Träume . . . 1996
Wegner, Paul: Meeresstille 1865
Winder, Ludwig: Der Verliebte 1824
— Sonniger Wintertag 2082
Winder: Erscheinung 2210
Wragge, Joh.: Morgen im Spätsommer 1707
— Kommt ein leises Klagen 1909

Komposition.

Nedbal, Oskar: Weihnachtsstimmung . . 2148

Ständige Rubriken.

Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen) 1679, 1721, 1765, 1809, 1851, 1895, 1939, 1981, 2025, 2067, 2111, 2157, 2195
Tage der Woche, Die sieben 1671, 1713, 1757, 1801, 1843, 1887, 1931, 1973, 2017, 2059, 2103, 2145, 2187
Toten der Woche, Die 1678, 1720, 1764, 1808, 1850, 1894, 1938, 1980, 2024, 2066, 2110, 2194
Unsere Bilder 1677, 1719, 1762, 1807, 1848, 1893, 1937, 1979, 2023, 2065, 2109, 2156, 2193
Welt, Bilder aus aller 1711, 1753, 1798, 1841, 1883, 1927, 1971, 2013, 2056, 2099, 2144, 2186, 2227

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A
Seite
Abicht, Dr., Geh. Reg.-Rat 2110
— (Porträt) 2112
Achelis, Johannes, Senator 2024
Achmed Fuad, Prinz 1678
— (Abbildung) 1682
Adam, Julius, Professor 1678
Adams, Maude, Schauspielerin 2131
— (Porträt) 2127
*Admirale unserer Hochseeflotte, Die . 2210
Affenhaut und Teddybär, Plauderei . 1890
Ahlfeld, Friedrich, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat 1842
— (Porträt) 1841
Albanien, Die Internationale Kontrollkommission für 1980
— (Abbildung) 1984
— Vom Aufstand in 1671, 1677, 1757, 1801
— — (Abbildungen) 1682
*Albanien 1761
Albanischen Grenzen, Die internationale Kommission für die Feststellung der 1763
— (Abbildung) 1766
Allen, Viola, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2130
Alsen, Ola 1717, 1882, 1890
Alte Dinge in neuem Kleid, Plauderei . 2124
Amerika, Vom neuen Tarifgesetz in . . 1757
*Amerikanische Schauspielerinnen . . 2126
Anders, Konsul 2110
— (Abbildung) 2116
Andresen, Ingeborg 2005
Anglin, Margaret, Schauspielerin . . . 2128
— (Porträt) 2129
Anhalt-Dessau, Prinzessin Eduard von 1808
— (Porträt) 1815
— Marie Auguste Prinzessin von 1808
— — (Porträt) 1815
Apfel, Birnen und 1804
Aphorismen 2226
Archangel, Der Damen-Hockey-Klub in (mit Abbildung) 1753
*Armee-Fechtturnier, Vom zweiten deutschen 2192
Athen, Besuch des Ministers Take Jonescu in 1980
— (Abbildung) 1984

B
Baden, Luise Großherzoginwitwe von . 2066
— (Porträt) 2071
Baden-Baden, Vermählung des Herrn Herbert Gutmann mit Frl. v. Frankenberg-Ludwigsdorf in 1678
— (Abbildung) 1684
Badenweiler, Vom Bädertag in . . 1808
— (Abbildung) 1816
Seite
Baldwin, Miß, Tänzer (Abbildung) . . 1771
Barnekow, Baronin 2014
— (Abbildung) 2013
Barrymore, Ethel, Schauspielerin . . 2130
— (Porträt) 2128
Bartels, Hans von, Prof., Maler 1713, 1720
— (Porträt) 1722
Barthou, Das französische Ministerium . 2059
— (Abbildung) 2066
Baschin, Otto, Professor 2023
Bassewitz, Gerdt von 2194
Bastanier, Prof. Dr. (mit Abbildung) . 1799
Bates, Blanche, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2131
Battenberg, Louis Prinz von, Admiral 1763
— (Abbildung) 1767
Battistini, Mattia, Sänger 1980
— (Porträt) 1986
Bauer, Willy 1913
Bayern, Ludwig Prinzregent von 1671, 1678, 1763
— (Abbildungen) 1684, 1765
— Ludwig III. König von 1893, 1931, 1937, 1973, 1978, 1979
— — (Porträt) 1895
— — (Abbildungen) . . . 1940, 1978, 1983
— Maria Therese Königin von . . 1894, 1978
— — (Porträt) 1895
— — (Abbildungen) 1978, 1983
— Rupprecht Kronprinz von 1979
— — (Abbildungen) 1684, 1978
— Franz Prinz von (Abbildung) . . . 1978
— Leopold Prinz von (Abbildung) . . . 1684
— Luitpold Prinz von 1808
— — (Abbildung) 1815
*Bayern, Zur Thronbesteigung König Ludwigs von 1977
Beaulieu, H. v. 1962
Beckerathsche Majolikasammlung in Berlin, Die 1894
— (Abbildung) 1902
Bedford, Herzog von 2194
— (Porträt) 2200
Behnisch, Korvettenkapitän (Porträt) . 1814
Behrend, Max, Hofrat 2066
— (Porträt) 2072
Belgien, Albert König von 1938
— (Abbildung) 1940
— Marie José Prinzessin von 2066
— — (Porträt) 2071
*Belgischen Kongo, Die ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im 2050
Belkis Scheffet, Lehrerin 2156
— (Abbildung) 2158
Bender, G., Professor (Abbildung) . . 1811
Benyosky, Gräfin von 2156
— (Porträt) 2159
Seite
Berchtesgaden, Prinzregent Ludwig von Bayern in 1763
— (Abbildungen) 1763, 1765
Berenberg-Goßler, John Freiherr von, Generalkonsul 2110
Berger, Rudolf, Kammersänger (mit Porträt) 1884
— Frau (mit Porträt) 1884
Berlepsch, Karl Freiherr von 1736
Berlin, Aufführung der Oper „Der Satansweg" in 1938
— (Abbildung) 1942
— Aufführung der Operette „Polenblut" in 1938
— — (Abbildungen) 1945
— Aufführung der Posse „Wie einst im Mai" im Berliner Theater in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Aufführung der „Tangoprinzessin" im Thalia-Theater in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Aufführung des Komödienspiels „Die drei Brüder von Damaskus" im Schauspielhaus in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Das neue Heim des amerikanischen Botschafters W. Gerard in 1938
— — (Abbildungen) 1946
— Der Mercedes-Palast der Daimler-Motoren-Gesellschaft in 1884
— — (Abbildung) 1888
— Der russische Minister Sasonow in 1801, 1808
— — (Abbildung) 1808
— Die Ausstellung „Alt-Berlin" in . . . 2109
— — (Abbildungen) 2117
— Die Einweihung des Osthafens in 1671, 1677
— — (Abbildung) 1680
— Erste Sitzung der Preuß. Zahnärztekammer in (mit Abbildung) 1971
— Vom Wohltätigkeitsfest für verschämte Arme in 2066
— — (Abbildung) 2069
— Vom zweiten Krupp-Prozeß in . . . 1931
— Von den Vorführungen des Marionettentheaters Münchner Künstler in . . 1764
— — (Abbildung) 1772
— Von der Aufführung des Märchenspiels „Peterchens Mondfahrt" in . . 2194
— — (Abbildung) 2200
— Von der Internationalen Konferenz zur Bekämpfung der Tuberkulose in 1848, 1848
— — (Abbildung) 1852
— Vortrag von Prof. R. Pictet über Verhütung von Unfällen bei Luftschiffen in 1848, 1849
— — (Abbildung) 1858
— Wiener Moden in 1677
— — (Abbildungen) 1686

Seite
*Berliner Festzug am 19. Oktober, Der 1806
*Berliner Herbstflugwoche, Die . . . 1675
*Berliner Schauspielerinnen, Neue . . 1954
Berndt, Dr. (mit Porträt) 1841
Bernhardt, Fritz, Dr. 1865
Bernius, Karl Heinz 1675
Berson, Marguerite, Geigerin (mit Porträt) 2057
Bethmann, Helene Freifrau von (Porträt) 2099
Bethmann Hollweg, von, Reichskanzler . . 1713, 1757, 2023, 2103, 2109
— (Abbildungen) 2027, 2113
Beyschlag, Franz, Prof. Dr., Geh. Bergrat 2066
— (Porträt) 2072
Bielitz-Biala, Das Maria-Theresien-Schutzhaus bei (mit Abbildung) . . . 2014
Bienvenu-Martin, Minister . . . 2109
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2150
Bingen, Die neue „Festhalle am Rhein“ in (mit Abbildung) 1754
Bingham, Amelie, Schauspielerin (mit Porträt) 2131
Bird, Wilhelmine 1804, 1976
Birnen und Äpfel 1804
*Bisonjagd im Auto 2140
Blaschnik, Artur, Maler (mit Porträt) 2100
Blaß, Opernsänger 2156
— (Abbildung) 2158
Bloem, Walter 1757
Boas, J., Prof. Dr. 1760
Bock, Fr. 1959
Boege, Johanna (mit Abbildung) . . . 2042
Boetticher, Else von . . 1805, 2022, 2169
Böhe, Ernst, Hofkapellmeister 2014
— (Porträt) 2013
Boletinaz, Issa, Albanierführer . . . 1678
— (Porträt) 1682
*Bord, Maskenball an 1750
Bornhöved, Gedenksteinenthüllung in . 2110
— (Abbildung) 2112
Borscht, von, Dr., Oberbürgermeister 1978, 2193
— (Abbildungen) 1684, 1982, 2197
Bowater, T. V., Sir, Lord-Mayor . . 1720
— (Abbildung) 1727
Brandenburg a. H., Vom Generalkapitel des Domstiftes in 1678
— (Abbildung) 1679
Brasilien, Deutsche Künstler in (mit Abbildung) 1971
Braunschweig, Ernst August Herzog zu 1843, 1887, 1893
— (Porträt) 1898
— (Abbildungen) 1892, 1893, 1897
— Viktoria Luise Herzogin zu . . . 1887, 1893
— — (Porträt) 1899
— — (Abbildungen) . . . 1892, 1893, 1897
*Braunschweig 1846
*Braunschweig, Die Einzugsfeierlichkeiten in 1891
— (Abbildungen) . . . . 1897—1899
Braunsdorf, Tunneleinsturz bei 2145, 2194
— (Abbildung) 2202
Bray, Yvonne de, Schauspielerin 2024
— (Abbildung) 2032
Breitmayer, Georges 2024
— (Abbildung) 2026
Bremermann, Friedrich, Direktor . . 1850
— (Porträt) 1856
Brennert, Hans 1801, 1931
Brentano, Antonie (Porträt) 2099
Breunner-Enkevoirth, Agathe Gräfin 1928
— (Abbildung) 1929
Briesen, Künstlerische Gartenanlagen bei Schloß (mit Abbildungen) 1711
Brondson, Tänzer (Abbildung) 1771
Bruck, Alfred, Prof. Dr. (mit Porträt) 1971
Bruger, Ferdinand 2226
*Bückeburg, Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in . . . 1936
*Buenos Aires, Beim deutschen Gesandten in 1911
Bühnen, Dichter und 1801
Bulgarien, Ferdinand König von 1713, 1931, 2059
Bülow, Bernhard Fürst von 1678
— (Abbildung) 1679
Bunsen, William Ernest de, Botschafter 2066
— (Porträt) 2071
Bünte, Wilhelm, Kapellmeister (mit Porträt) 1756
Burnett, David, Sir, Lord-Mayor (mit Abbildung) 1884
Busch, Adolphus, Großindustrieller . . . 1764
— Marineoberingenieur (Abbildung) . . 1814
Busley, Karl, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat 1757, 1764
— (Porträt) 1764
Bussche-Haddenhausen, Hilmar Freiherr von dem, Geh. Leg.-Rat, Gesandter 1911, 1912
— (Abbildung) 1911
— Eleonore Freifrau von dem 1912
— — (Abbildung) 1911
Butze, Nuscha, Hofschauspielerin (Porträt) 2110
Byern, Rudolf von, Reichstagsabgeordneter 1850

C

Caillaux, Minister 2103, 2109
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2159
Callaghan, Admiral 1763
— (Abbildung) 1767
Cambon, Henry 1849
— (Abbildung) 1858
— Jules, Botschafter 1849
— — (Abbildung) 1858
Cambridge, Mr. Sayre mit Gattin beim Besuch eines College in 2156
— (Abbildung) 2159
Cardiff, Bergwerkkatastrophe in . . . 1757
Carranza, General 2017
Caspar, Referendar, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
*Cecilienhilfe 2022
*Chamäleon, Das 2222
Chamonix als Wintersportplatz 2066
— (Abbildung) 2073
Charlottenburg, Vom Stiftungsfest des Jungdeutschlandsvereins in (mit Abbildung) 1798
— Von der Probe zur Oper „Das Nothemd“ in 1808
— — (Abbildung) 1814
— Wagners „Parsifal“ im Opernhaus in 2156, 2194
— — (Abbildungen) . . . 2157, 2158, 2198
Chemnitz, Tunneleinsturz am Harrasfelsen bei 2194
— (Abbildung) 2202
Christiania, Hundertjahrfeier der norwegischen Studenten-Union in . . . 1720
— (Abbildung) 1724
Churchill, Winston, Mr., Minister 1763, 2145, 2187
— (Abbildung) 1767
— Randolph, Lady 2110
— — (Abbildung) 2114
Claparède, Alfred von, Dr., Gesandter 1678
— (Abbildung) 1680
Clemence, Miß, Tänzerin (Abbildung) . 1771
Clewing, Hofschauspieler 1720
— (Abbildung) 1726
Collier, Price, Schriftsteller 1894
Colonna, Sciarra, Fürstin 2066
Connaught, Arthur Prinz von 1720
— (Abbildung) 1725
Consten, Hermann (mit Abbildung) . . 1919
Coundouriotis, Admiral (Porträt) . . 1870
Countiß, Cathrine, Schauspielerin . . . 2131
— (Porträt) 2128
Cowl, Jane, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2128
Cromarty, Von der Marinekonferenz in 1763
— (Abbildung) 1767
Cronheim, Reinhold 1718, 1889
Croy, Rosa, Prinzessin (Abbildung) . . 1770
Cruchaga, Miguel, Don, Gesandter . . 2110
— (Porträt) 2116
Cumberland, Ernst August Herzog von 1719
— (Abbildung) 1727
— Thyra Herzogin von 1719
— — (Abbildung) 1727
— Olga Prinzessin von (Abbildung) . . 1727
Currygerichte 1976

D

Dahlem, Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in (mit Abbildung) 1883
Damm, Käthe 2012
Dammer, Udo, Prof. Dr. 2208
Dänemark, Waldemar Prinz von (Abbildung) 1727
— Besuch des Herzogspaares von Cumberland in 1719
— — (Abbildung) 1727
Danglis, Generalstabschef (Porträt) . . 1869
Danzig, Stapellauf des Dampfers „Kolumbus“ in 2187
Dato, Eduardo, Ministerpräsident . 1843, 1894
— (Porträt) 1900
Daucourt, Flieger 2058
— (Abbildung) 2057
Daude, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat . 1678
— (Porträt) 1684
Dazie, Frl., Tänzerin (Abbildung) . . . 1771
Dean, Julia, Schauspielerin 2131
— (Porträt) 2130
Dedjulin, Wladimir, Generalleutnant . 1938
Dehmel, Paula 2163
Deimling, von, Generalleutnant . 2103, 2109
— (Abbildung) 2113
Delia, Wanda, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1958
Demmel, Joseph, Bischof 1980
— (Porträt) 1986
„Der Haag“, Die holländische Residenz, vom Ballon aus 2228
— (Abbildung) 2230
Deutschland, Wilhelm II. Kaiser von 1713, 1719, 1757, 1801, 1808, 1843, 1848, 1887, 1894, 1931, 1937, 1973, 2017, 2059, 2065, 2103, 2109, 2145, 2187, 2193, 2194
— (Abbildungen) 1723, 1809, 1813, 1853, 1896, 1941, 2067, 2112, 2113, 2197
— Auguste Viktoria Kaiserin von 1801, 1887, 1931, 2017, 2145, 2187, 2193
— — (Abbildung) 2197
*Deutschlands nördlichster Punkt . . 1870
Diamond, Miß, Tänzerin (Abbildung) . 1771
Dichter und Bühnen 1801
Dick, Vizeadmiral, Frau (Abbildung) . . 2069
Dieffenbach, Karl Wilhelm, Maler . . 2194
— (Porträt) 2198
Diele, Die, Plauderei 2012
Dienstbotenversicherung . . . 1713
Diesel, Rudolf, Dr. 1720
— (Porträt) 1727
Diomidis, A. N., Finanzminister (Porträt) 1868
Dohna-Schlobitten, Fürst zu (Abbildung) 1723
Dohrn, Heinrich, Dr., Reichstagsabgeordneter 1720
Dölitz, Das Völkerschlachtdenkmal bei . . 2110
— (Abbildung) 2114
Dollmann, Alfons, Lehrer (mit Porträt) 1799
Dominik, Hans 2124
Donaueschingen, Vom Kaiserbesuch in 2059, 2065, 2103, 2109
— (Abbildungen) 2067, 2113
Doumergue, Ministerpräsident . 2103, 2109, 2156
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2159
Doutrelepont, Jos., Prof. Dr., Geh. Med.-Rat (mit Porträt) 1971
Dragumis, J., Generalgouverneur (Porträt) 1868
Drei Jäger nach der Pirsch…, Skizze 2048
Dresden, Einweihung der Technischen Hochschule in 1763, 1764
— (Abbildungen) 1768
Dryander, Oberhofprediger (Abbildung) 1679
Dschavid-Bei, Minister 1894
— (Porträt) 1900
Dujardin-Beaumetz, Unterstaatssekretär a. D. 1678
Dülfer, Martin, Prof. Dr., Geh. Hofrat 1808
— (Porträt) 1814
Dulong, Elsa von, Opernsängerin . . . 2194
— (Porträt) 2200
Durchs Ziel, Roman 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218

E

Ehrenamt, Vom 2059
*Elbmündung, Mit dem Seelotsen hinaus vor die 1824
Elliott, Maxine, Schauspielerin 2129
— (Porträt) 2127
Elsner, Paul 1781
*Emailmalerei, Maria und das Jesuskind in der 2169

Seite
Emmich, v., General der Inf. 1938
— (Abbildung) 1940
Empor die Herzen 1757
Engel, Eduard, Professor 2019, 2187
— Georg 2064, 2075, 2119, 2161, 2208
— — (Porträt) 2074
England, Alexandra Königin von (Abbildung) 1727
— Viktoria Prinzessin von (Abbildung) 1727
— Viktoria Alexandra Prinzessin von (Porträt) 1725
Erber, Felix 1828
Erdberg, Matthias v., Rezitator (mit Porträt) 1971
Erscheinung, Gedicht 2210
Erzerum, Reschid-Pascha Wali von 2110
— (Abbildung) 2116
Essad-Pascha 1678
— (Porträt) 1682
Essig, Herrmann, Dichter (mit Porträt) 2057
Eysler, Edmund, Komponist 2085
— (Abbildung) 2084

F

Fahnenträger, Der, Roman 2075, 2119, 2161, 2208
Fahr, Aenny 2222
Fährmann, Karl Gustav, Reichstagsabgeordneter 1764
Falkenhayn, von, Generalleutnant, Kriegsminister 2059, 2065
Fall, Leo, Komponist 2085
— (Porträt) 2083
Fallières, Präsident a. D. 2023
— (Abbildung) 2029
Fechner, Hanns 1969
*Federhüte 1708
Feldmann, Siegmund 1695, 1838, 2190
Felix, Paul 1954
Felsegg, Rosa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Ferguson, Elsie, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2129
Festliches Mahl, Gedicht 1796
Ferrero, Willy, Wunderdirigent 2024
— (Abbildung) 2030
Fethi-Bei, Fliegeroffizier 2156
— (Abbildung) 2158
Feuchtwanger, Martin 2064
Fiedler, Flieger (Abbildung) 1677
Fife, Herzogin von 1720
— (Abbildung) 1725
Fischer, Adolf, Professor 1928
— Theodor, Prof. Dr., Architekt 1848
Fiske, Maddern, Mrs., Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2131
Fitschew, General 1798
— (Abbildung) 1799
Fitting, Hauptmann (mit Abbildung) 2193
Fleischer-Edel, Katharine, Sängerin (mit Porträt) 2144
Fleitman, Leita, Miß 2194
— (Abbildung) 2201
Florenz, Die „Mona Lisa“ in den Uffizien in 2145, 2193
— (Abbildungen) 2199
Floßmann, Joseph, Professor 1848
Flotow, Ludwig Freiherr von, Dr. 2024
— (Porträt) 2028
Flotte, Das Auslandsgeschwader der deutschen 1938
— (Abbildungen) 1944
Fodroczy, Mark Aurel von, Vizebanus (mit Porträt) 1927
Franck, Ernst, Dr. 2225
Frank, Adolf, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat 1980
— (Porträt) 1986
Frankenberg-Ludwigsdorf, Daisy von 1678
— (Abbildung) 1684
Frankfurt a. M., Stafettenwechsel in der Paulskirche in 1808
— (Abbildung) 1811
— Von der Hundertjahrfeier des Frauenvereins in (mit Porträten) 2099
Frankfurt a. O., Das neue Rathaus in 1864
— (Abbildung) 1866
Frankreich, Eugenie Exkaiserin von 2066
— (Abbildung) 2070
— Zur Einführung der geheimen Wahl in (mit Abbildungen) 1800
Freihard, Mizzi, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Freyer, Kapitänleutnant (Porträt) 1814

Friedländer-Fuld, Marianne von 1849
— (Porträt) 1858
Friesen, Freiherr von, Gesandter (Abbildung) 1981
Fuldaschleuse bei Kassel, Die neue 2099
— (Abbildung) 2100
Funke, Konteradmiral (mit Porträt) 2213
Fürstenberg, Max Egon Fürst zu 2059
— (Abbildung) 2067
— Fürstin zu (Abbildung) 2067

G

Gädeke, Konteradmiral (mit Porträt) 2212
Gallach, Forstmeister (Abbildung) 1941
Gallier, Mme., Fliegerin 1980
— (Porträt) 1988
Gans, Friedrich Ludwig von 1980
— (Porträt) 1986
Ganse, Wirkl. Geh. Rat 1848
— (Porträt) 1853
Gauernitz, Vermählung der Prinzessin von Schönburg-Waldenburg mit dem Reichsgrafen von Hochberg-Fürstenstein in 1808
— (Abbildung) 1815
Gehalt-Schiebevertrag, Der sogenannte 2017
Genthe, Franz 1761
Geoffray, Botschafter 1849
— (Abbildung) 1858
Gerard, James Watson, Mr., Botschafter 1938
— (Porträt) 1946
Gerasch, Alfred, Schauspieler 1980
— (Abbildung) 1987
Gerolstein, Die Einweihung der Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis in 1808
— (Abbildungen) 1813
*Gesellschaftsmoden, Neue 2095
Gesellschaftstrophäen, Plauderei 2225
Geyer, Leutnant 2066
— (Porträt) 2072
Gilbert, Jean, Komponist (Abbildung) 2085
Glasenapp, Otto von, Dr., Geh. Oberfinanzrat 1678
— (Porträt) 1684
Gluck, T., Professor, Geh. Med.-Rat 2066
— (Porträt) 2072
Glückliche Fahrt, Artikel 2062
Gluud, Kapitän (Porträt) 1814
Goelet, Robert, Mrs. 2194
— (Abbildung) 2201
Göhrde, Die Hofjagd in der 1887, 1894
— (Abbildung) 1896
— Gedenkfeier für das Gefecht an der (mit Abbildung) 1712
Goldberger, Ludwig Max, Geh. Kommerzienrat 1757, 1764, 1849, 1850
— (Porträte) 1764, 1856
*Goldgräbertum, Das moderne 1959
Goldmann, Eduard, Justizrat 2017
Gomperz, Max Ritter von 1988
Gotthardbahn, Eisenbahnunglück auf der 1757
Gottlieb, H., Frl., Opernsängerin 2156
— (Abbildung) 2157
Grafenegg, Die 80. Geburtstagsfeier der Gräfin Agathe Breunner-Enkevoirth auf Schloß 1928
— (Abbildung) 1929
Grätz, Vom Jagdbesuch des Reichskanzlers beim Fürsten Lichnowsky auf Schloß 2023
— (Abbildung) 2027
Grelle, Frido, Theaterdirektor (mit Porträt) 1928
Grethe, Carlos, Professor, Maler 1850
Griechenland, Konstantin König von 1713, 1868, 2187
— (Porträt) 1867
— Sophie Königin von (Porträt) 1867
— Georg Kronprinz von (Porträt) 1867
— Alexander Prinz von (Porträt) 1867
— Paul Prinz von (Porträt) 1867
— Helene Prinzessin von (Porträt) 1867
— Irene Prinzessin von (Porträt) 1867
Griechenland, Menschen und Dinge in, Artikel 2019, 2187
*Griechenland, Das neue 1867
*„Grönländische Handel“ in Kopenhagen, Der 1781
Groß, von, Leutnant, Dr. jur. (mit Porträt) 1711
Grubenpfeife, Die Erfinder der 1928
— (Abbildung) 1930

Gruber, Dr., Direktor 1973
Gruitsch, General 1894
Grulich, Oskar, Dr., Oberbibliothekar 1850
Grünberg, Elsa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Grunwald, Ellen Marion (Abbildung) 2200
Günther, Ilse von (mit Abbildung) 2041
Gunz, Hofschauspieler (mit Porträt) 1927
Gurnigel, Ein diplomatisches Diner auf 1678
— (Abbildung) 1680
Guszalewicz, Alice, Kammersängerin (mit Porträt) 1928
Gutmann, Herbert, Bankdirektor 1678
— (Abbildung) 1684

H

Haber, Dr., Geh. Reg.-Rat 1928
— (Abbildung) 1930
Hackelberg, Gertrud, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1956
Hajos, Mizzie, Schauspielerin (Abbildung) 2081
Hamburg, Wohltätigkeitsfest des deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz in 2024
— (Abbildung) 2029
*Hamburg aus der Vogelschau, Neu- 2132
*Hamburg, Das Phonetische Laboratorium in 1792
Hanau, Abfahrt des Eisenbahnregiments Nr. 2 nach (mit Abbildung) 1678
Hannover, Die Dienstwohnung des Oberbürgermeisters von (mit Abbildung) 2186
Hansen, Irmgard von, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
Harrasfelsen, Eisenbahnkatastrophe am 2194
— (Abbildung) 2202
Harriman, Herbert, Mrs. 2194
— (Abbildung) 2201
Hartbrich, Leutnant (mit Abbildung) 2193
Hartmann, George, Direktor (mit Porträt) 1711
Hartung, Hugo, Industrieller (mit Porträt) 1883
Hasemann, Wilhelm, Professor, Maler 2066
— (Porträt) 2072
Haslinde, Jobst, Komponist (mit Porträt) 2100
Haus, Das, Novelle 2005
Hausgäste und Nachbarn, Stille 1865
Hausmann, Marineoberingenieur (Porträt) 1814
Headley, Lord 2024
— (Porträt) 2032
Heide, von der, Kapitän (mit Abbildung) 2088
Heiland, Heinz Karl 1750, 2140
— (Abbildung) 2142
Heims, Else, Schauspielerin 1678
— (Abbildung) 1683
Hell, Franz, Dr., Generalveterinär 1850
*Hellerauer Zinn 2143
Hellmuth, Mia, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
d'Hengelière, Elisabeth (mit Abbildung) 2042
„Her little Highneß“, Operette, Aufführung der 2024
— (Abbildungen) 2081
*Herrenhutmoden 2058
Hertwig, Oskar, Prof. Dr., Geh. Rat 1850
— (Porträt) 1856
Hesse, Hermann 1779
Heymann, Hermann, Kommerzienrat 1894
— (Porträt) 1900
Hiller, Gustav, Industrieller (mit Porträt) 1883
Hipper, Konteradmiral (mit Porträt) 2213
Hochberg-Fürstenstein, Gottfried Reichsgraf von 1808
— (Abbildung) 1815
Hohenau, Graf, Leutnant 1764
— (Abbildung) 1770
*Holländisches Schloß, Ein altes 1709
Hopf, Gustav 1824
Hoppe, Oberregierungsrat 1894
— (Porträt) 1900
*Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg 1936
Hübner, Ulrich, Maler 1938
— (Porträt) 1943
Huerta, Präsident 1843, 1887, 1938, 1973, 2017, 2103
— (Porträt) 1930
Huhn, A. E. von (mit Porträt) 2024
Humphrey, Alderman (mit Abbildung) 1884

Seite
Huntington, Helen, Miß 2024
— (Porträt) 2026
Hutformen, Mittelalterliche 2228
— (Abbildungen) 2228, 2229

J

Jacobi, Florence (Abbildung) 2200
— von, General 2109
— — (Abbildung) 2116
Jagdhund, Der 1735
Japan, Eine Jeanne d'Arc in 1678
— (Abbildung) 1683
*Japanische Schuhe 1794
*Java, Ein Bummel durch 1609
*Javanische Tänzerinnen 2214
Jenatzy, Camille 2110
Jenisch, Hugo, Branddirektor 2194
— (Porträt) 2198
Illington, Margaret, Schauspielerin . 2130
— (Porträt) 2131
Ingenohl, von, Admiral 2212
— (Porträt) 2211
Joachim, Hans 1779
Joachimsthal, Die Mitglieder des Balneologenkongresses in (mit Abbildung) 1798
Johannisthal, Flugvorführungen des Fliegers Pegoud in 1843, 1848
— (Abbildungen) 1850, 1851, 1852
— Zur Katastrophe des Marineluftschiffes „L 2" in 1801, 1808
— — (Abbildungen) 1808, 1814
Jonescu, Take, Minister 1980
— (Abbildung) 1984
— Frau (Abbildung) 1984
Jonsson, Grete, Sängerin 2014
— (Porträt) 2013
Irland, Parforcejagdsaison in 1756
— (Abbildung) 1755
Isbert, Margot 2107
Italien, Viktor Emanuel König von 2059, 2066, 2100
— (Abbildungen) 2068, 2116
— Die deutsche Militärmission in . . . 2109
— — (Abbildung) 2116
— Die Parlamentseröffnung in . 2059, 2066
— — (Abbildungen) 2068
Juanschikai, Präsident . 1713, 1757, 1894
— (Abbildung) 1901
— Am Tage der Amtseinführung des (mit Abbildung) 1849
*Jungdeutschland-Buch, Scherls 1889
Junge mit den Hampelmännern, Der, Erzählung 2150

K

Kaiser, Exzellenz 2110
— (Abbildung) 2114
*Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie, Das 2008
Kamerlingh Onnes, Heike, Prof. Dr. 1978, 1980
— (Porträt) 1985
Kartoffelkrautfeuer, Beim . . . 1969
Kasernen in Ruh 1674
Kassel, Die neue Fuldaschleuse bei . . . 2099
— (Abbildung) 2100
— Die Jahrtausendfeier in . . . 1671, 1677
— — (Abbildungen) 1681
Kastner, Oberleutnant 2066
— (Porträt) 2072
Katsura, Tara, Fürst, Minister a. D. 1757, 1763, 1764
— (Porträt) 1767
Kayser, Adolf, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat (mit Porträt) 1753
— Dr.-Ing. 1994
Kellner, Marie (Porträt) 2099
Kiamil-Pascha, Großwesir 1980
— (Porträt) 1986
Kießling, Flieger (mit Abbildung) . . 1676
Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung 1909
*Kirchenkünstlers, In der Werkstatt des 2179
Kirchner, A., Opernsänger 2156
— (Abbildung) 2157
Klaar, Irma, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
Klausmann, Oskar 1953
Kleinbahnen 1994
Kleyer, Heinrich, Kommerzienrat . . . 2110
— (Porträt) 2114
Kline, Ardolph, Bürgermeister 1756
— (Abbildung) 1755
Klinenberger, Ludwig 2082
Klingemann, Generalsuperintendent (Abbildung) 1813
Klose, Florian, Reichstagsabgeordneter . 1713
Knelke, Gerte, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
Knipping, Hubert, Dr., Generalkonsul 2227
— (Porträt) 2228
Knoblauch, Gustav, Baurat 1850
— (Porträt) 1856
Koch, Julius, Oberbaurat 2194
Kochköchin, Die 1882
Kokowzew, W. N., Ministerpräsident 1973, 1980, 2017
— (Porträt) 1980
Köln, Das Museum für ostasiatische Kunst in (mit Abbildungen) 1928
Köln-Deutz, Der neue Bahnhof (mit Abbildung) 2058
Kommt ein leises Klagen . . . Gedicht 1909
Kongo, Die deutsch-französische Grenzregulierung am 1849, 1850
— (Abbildungen) 1854
— (Karte) 1850
König von Santa Rosalia, Der, Skizze . 1875
Königsberg, Das als Museum geplante Haus im Park „Luisenwahl" in 2194
— (Abbildung) 2202
— Der Kaiser in 1718, 1719
— — (Abbildung) 1723
Königswusterhausen, Hofjagd in 1931, 1937
— (Abbildungen) 1941
Konstantinopel, Der Flieger Daucourt auf dem Flugplatz San Stefano bei 2058
— (Abbildung) 2057
— Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien in 1671
Kopenhagen, Ankunft des Aviatikers Reiterer in 1764
— (Abbildung) 1770
*Kopenhagen, Der „grönländische Handel" in 1781
Körte, Werner, Prof. Dr., Geh. San.-Rat 1760
— (Porträt) 1767
Kossuth, Franz v., Wirkl. Geh. Rat . . 2156
— (Porträt) 2159
Koyama, Bigetsu 1794
Kraftspeicher, Plauderei 1779
Krause, Geh. Baurat 1677
— (Abbildung) 1680
Kraußneck, Hofschauspieler 1720
— (Abbildung) 1726
Krenn, Anton 1736, 2044
Kretschmer, Otto, Prof., Geh. Marine-Baurat (mit Porträt) 1712
Krieger, Wanda von 2040
— (Abbildung) 2041
Kriminalistisches Reichsinstitut, Ein 1845
Krügener, R., Dr. 1798
— (Porträt) 1799
Krüger, Ferdinand, Dr., Geh. Sanitätsrat (mit Porträt) 1841
Krummacher, Generalmajor z. D. (mit Porträt) 1799
Kühlwetter, von, Kapitän zur See a. D. 1843, 2062, 2210
Kühnberg, Leontine, Schauspielerin . 1959
— (Porträt) 1956
Kullak, Franz, Professor (mit Porträt) 2110
Kurt, Melanie, Opernsängerin 2194
— (Abbildung) 2198
Kurz, Isolde, Schriftstellerin 2066
— (Porträt) 2072
— Selma, Hofopernsängerin (Abbildung) 1770
Kutner, Robert, Prof. Dr. 1713, 1720
— (Porträt) 1722

L

Laffert, Max von, General der Kav. . 2066
— (Porträt) 2071
Laitsch, Flieger (mit Abbildung) . . . 1675
Landshut, Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München auf Burg Trausnitz bei 1720
— (Abbildung) 1728
*Lanke bei Berlin 1718
Lans, von, Vizeadmiral 2212
— (Porträt) 2211
Lasdohn, Leonie 2182
Lauscha-Wallendorf, Die neue Bahnstrecke (mit Abbildung) 2014
Lavery, John, Mrs. 2110
— (Abbildung) 2114
Ledebur, Karl Freiherr von, Generalintendant (mit Porträt) 1894
Lehár, Franz, Komponist 2083, 2084
— (Porträt) 2083
Lehmann, Jon, Dr. 2110
Lejdstroem, Karl, Opernsänger . . . 1842
— (Porträt) 1841
Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei 1678
— (Abbildung) 1685
— Der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag vor dem Völkerschlachtdenkmal bei (mit Abbildung) 1753
— Die Abordnung des südwestafrikanischen Kriegerverbandes bei der Völkerschlachtfeier in 2014
— — (Abbildung) 2016
— Vom Internationalen Reiterturnier in 1764
— — (Abbildung) 1770
— Von den Eilbotenläufen der deutschen Turnerschaft nach (mit Karte) 1764
— Von der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in . . 2066
— — (Abbildung) 2074
— Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in 1801, 1807, 1808
— — (Abbildungen) . . . . 1809—1812
— Winterfest des Vereins für das Deutschtum im Ausland in (mit Abbildung) . 2102
*Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei 1758
Leiser, Dr., Privatdozent (mit Abbildung) 1930
Leistner, Margarete, Violinistin (mit Porträt) 1754
Lemcke, Prof. Dr. (mit Porträt) 2013
Leo, Julius, Dr. 2023
— (Porträt) 2028
„Le Phalène", Erstaufführung von Henri Batailles 2024
— (Abbildung) 2032
Lerchenfeld-Koefering, Graf von, Gesandter 1720
— (Porträt) 1722
Lettinger, Rudolf (mit Abbildung) . . 1971
Lettow-Vorbeck, von, Oberstleutnant 2194
— (Porträt) 2198
Lewald, Ferdinand, Dr., Geh. Rat . . 1980
— (Porträt) 1986
Lichnowsky, Fürst, Botschafter . . . 2023
— (Abbildung) 2027
Liebe, Gedicht 1779
Liebesbriefe, Plauderei 1797
Liechtenstein, Hanna, Prinzessin (Abbildung) 1770
Lignitz, Viktor von, General d. Inf. z. D. 1808
Liman von Sanders, Generalleutnant 2109, 2145
— (Porträt) 2111
— (Abbildung) 2110
Lindpaintner, Flieger (Abbildung) . 1676
Liszt, v., Professor 1845
Lockroy, Eduard, Politiker 2024
Loerke, Oskar, Dichter 2024
— (Porträt) 2030
Lo Lott 1797, 2048
London, Der Lord-Mayor als Gast der deutschen Reserveoffiziere in 1883
— (Abbildung) 1884
— Die „Escalade" im Variété in (mit Abbildung) 1842
— Die Exkaiserin Eugenie in 2066
— — (Abbildung) 2070
— Die „Tango Teas" in 1800
— — (Abbildung) 1799
— Ein Arbeitgeber-Schutzverband in . . 1671
— Hutformen aus der Aufführung des Musikdramas „Die Jungfrau von Orleans" in 2228
— — (Abbildungen) 2228, 2229
— Vom Bilderball in 2110
— — (Abbildungen) 2114
— Zum Verkauf des „Covent-Garden"-Viertels in 2194
— — (Karte) 2194
— — (Abbildungen) 2200
Loubet, Präsident a. D. 2023
— (Abbildung) 2029
Lüdeking, Erwin 1878
Ludwig, Hubert, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat 2024

Seite

Ludwigsburg, Von der Hundertjahrfeier des Dragonerregiments Königin Olga in . . . 2103, 2109
— (Abbildungen) . . . 2112
Luftschiffe, Die Sicherheit der, vor Explosionsgefahr . . . 1887
„Luisenwahl“ in Königsberg, Das als Museum geplante Haus im Park . . 2194
— (Abbildung) . . . 2202
Lummer, Prof. Dr. . . . 2059
Lüneburg, König Albert von Belgien in 1938
— (Abbildung) . . . 1940
*Lüneburg . . . 2001
Luque, General, Minister (Abbildung) . 1768
Lutherbrunnens in Mansfeld, Enthüllung des . . . 1894
— (Abbildungen) . . . 1900
Lyautey, General . . . 1762
— (Abbildung) . . . 1768
Lyncker, Freiherr von, General der Inf. (Abbildung) . . . 2113

M

Madrid, Besuch des Präsidenten Poincaré in . . . 1713, 1762
— (Abbildungen) . . . 1768
Majolikasammlung des Herrn von Beckerath, Die . . . 1894
— (Abbildung) . . . 1902
Mallaby-Deeley, Harry, Mr. . . . 2194
— (Porträt) . . . 2200
Mann, Ritter von, Kapitän zur See (mit Porträt) . . . 2213
Mannering, Mary, Schauspielerin (mit Porträt) . . . 2130
Mansfeld, Von der Enthüllung des Lutherbrunnens in . . . 1894
— (Abbildungen) . . . 1900
Manzel, Ludwig, Professor . . . 1848
Marchesi, Mathilde, Gesanglehrerin . . 2024
— (Porträt) . . . 2030
Marcora, Giuseppe, Präsident . . 2059, 2066
— (Porträt) . . . 2068
*Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei . . . 2169
Markolf, Rezia, Schauspielerin . . . 1959
— (Porträt) . . . 1958
Marlowe, Julia, Schauspielerin . . . 2126
— (Porträt) . . . 2130
Martin, William, Zeremonienmeister . . 1983
— (Porträt) . . . 1986
*Maskenball an Bord . . . 1750
Maß, Konrad, Bürgermeister . . . 1909
Maubach, Ed., Dr., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat (mit Porträt) . . . 1799
Mauritz, Luise . . . 2040
— (Abbildung), . . . 2044
Mauve, Kapitän zur See (mit Porträt) . 2212
Mc. Mahon, Tänzer (Abbildung) . . . 1771
Mecklenburg, Johann Albrecht Herzog von . . . 1887, 1892, 2024
— (Abbildungen) . . . 1896, 2029
— Elisabeth Herzogin von . . . 1887, 2024
— — (Abbildungen) . . . 1896, 2029
Meeresstille, Gedicht . . . 1865
Meery, Hans, Geh. Hofrat, Oberregisseur 2194
— (Porträt) . . . 2198
Mellini, Hermann, Theaterdirektor (mit Porträt) . . . 2144
Mercuris, Sp. G., Bürgermeister (Porträt) . . . 1869
Merkyl, Wilmuth, Schauspieler (Abbildung) . . . 2031
Mettin, W., Prof. Dr. . . . 2081
Metzner, Franz, Professor . . . 1808
— (Porträt) . . . 1812
Mewis, Marianne . . . 2165
Mexiko, Von den Unruhen in . . . 1973, 2017
Meyer-Waldeck, Kapitän z. See (Abbildung) . . . 1849
Michahelles, G., Dr., Gesandter . . . 2194
— (Porträt) . . . 2198
Michalokopulos, A., Handelsminister (Porträt) . . . 1870
Mingbau, Befehlshaber der Mongolen (mit Abbildung) . . . 1920
Minningerode, Wilhelm Freiherr von, Abgeordneter . . . 1980
Mirbach, von, General (Abbildung) . . 1813
Mitchel, John Purroy, Mr., Bürgermeister . . . 1938
— (Porträt) . . . 1942
Mitford, Jack, Mr. . . . 1849
— (Porträt) . . . 1858
*Moden für den Winter, Die ersten . . 1924
Moden in Berlin, Wiener . . . 1677
— (Abbildungen) . . . 1686
Möller, Cajus, Dr. . . . 1997
— Marx, Dr. . . . 2132
— Sofus (mit Porträt) . . . 2057
Moltke-Moe, Professor . . . 2194
Mona Lisa, Zur Wiederauffindung der 2193
— (Abbildungen) . . . 2199
*Mongolei, Die Zukunft der . . . 1919
Monokels, Zur Naturgeschichte des . . 2190
Montagnini, Carlo, Dr., Bischof . . 1850
Montois, Mitglieder der Ersten Elsässischen Kammer auf einer Instruktionsreise in . . . 1720
— (Abbildung) . . . 1724
*Montmartre, Das andere . . . 1695
Moßner, von, Leutnant . . . 2024
— (Porträt) . . . 2028
*Muiden bei Amsterdam, Schloß . . . 1709
Müller, E. A., Geh. Justizrat . . . 1980
— Eduard, Bundespräsident . . . 1678
— — (Abbildung) . . . 1680
— Paula . . . 2041
— — (Abbildung) . . . 2043
München, Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen in . . . 1979
— (Abbildung) . . . 1981
— Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in, auf Burg Trausnitz bei Landshut . . . 1720
— — (Abbildung) . . . 1728
— Die Feier der Thronbesteigung König Ludwigs in . . . 1931, 1937, 1977
— — (Abbildungen) 1940, 1978, 1979, 1982, 1983
— Enthüllung des Prinzregentendenkmals in . . . 1671, 1678
— — (Abbildung) . . . 1684
— Generalversammlung des Teilvereins Deutschland des Verbandes der Hotelangestellten in . . . 1971
— — (Abbildung) . . . 1972
— Vom Besuch des Kaiserpaares in 2187, 2193
— — (Abbildungen) . . . 2197

N

Nan-Shan-Surun, Sayd, Fürst, Ministerpräsident . . . 2110
— (Abbildung) . . . 2115
Nationalflugspende, Die Bewerber um die Preise der . . . 1894, 2187
— (Porträte) . . . 1902
— Drei Preisträger der . . . 2066
— — (Porträte) . . . 2072
Nazimova, Alla, Schauspielerin . . . 2128
— (Porträt) . . . 2131
Neapolitanischen Volksleben, Adventsfeier im (Abbildung) . . . 2177
Nedbal, Oskar, Komponist . . . 1938, 2148
— (Porträt) . . . 1945
Neuberg, Prof. Dr. . . . 2010
— (Abbildung) . . . 2011
Neublüte eines alten Volkes, Die 2019, 2187
Neufville, Sophie de (Porträt) . . . 2099
Neumann, Baurat (Abbildung) . . . 1814
— Hauptmann . . . 1764
— — (Abbildung) . . . 1770
Neu-Mecklenburg, Ermordung von Deutschen auf . . . 2187
Neuyork, Aufführung der Operette „Her little Highneß“ in . . . 2024
— (Abbildungen) . . . 2031
— Der moderne Tanz in . . . 1764
— — (Abbildungen) . . . 1771
Neuyorker Damen beim Rennen . . 2194
— (Abbildungen) . . . 2201
Nicodemi, Dario . . . 1980
Niese, Charlotte . . . 2150
Nobelpreisträger, Die diesjährigen . . . 1973, 1980
— (Porträte) . . . 1985
Nordpolgebiet, Neues Land im (mit Karte) . . . 2023
„Nothemd, Das“, Von der Probe zur Oper . . . 1808
— (Abbildung) . . . 1814
Novelly, Martha, Schauspielerin (mit Porträt) . . . 2186
Nuance, Die . . . 2038
Nürnberg, Das Bismarckdenkmal für . 1848
— (Abbildungen) . . . 1855
Nusch, Altbürgermeister, Gedenktafel für (mit Abbildung) . . . 2014

O

Seite

Oberlyzeum und Studienanstalt . . 1973
Ochrida, Die Stadt . . . 1671, 1678
— (Abbildungen) . . . 1682
Oehlschlägel, Charlotte, Eislaufkünstlerin (mit Abbildung) . . . 2014
Oesterreich, Franz Josef Kaiser von 1801, 1808, 1843, 1848, 1931, 2017
— (Abbildungen) . . . 1811, 1853
— Franz Ferdinand Erzherzog von 1887, 1894, 1973
— — (Abbildung) . . . 1896
*Offiziersdamen im Sattel, Deutsche 2040
Oktobertag, Stiller, Gedicht . . . 1736
*Operettenkomponisten, Erfolgreiche . . . 2082
Opp, Julie, Schauspielerin . . . 2126
— (Porträt) . . . 2128
Oreglia di Santo Stefano, Luigi, Kardinal . . . 2109, 2110
— (Porträt) . . . 2115
*Ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo, Die . . . 2050
Osterberg, Leutnant (mit Abbildung) . 2193
Ottmann, Marie, Operettensängerin (Abbildungen) . . . 1945
*Ozean, Weihnachten auf dem . . . 2173

P

Pagay, Hans, Schauspieler . . . 1850
— (Porträt) . . . 1856
Painter, Sheriff (mit Abbildung) . . . 1884
Panas, Minister (Porträt) . . . 1869
Panconcelli-Calcia, G., Dr. . . 1792
Paris, Ein politisches Duell in . . . 2024
— (Abbildung) . . . 2026
— Erstaufführung von Henri Batailles „Le Phalène“ in . . . 2024
— — (Abbildung) . . . 2032
„Parsifal“, Wagners, im Charlottenburger Opernhaus . . . 2156, 2194
— (Abbildungen) . . . 2157, 2158, 2198
Paschen, Fregattenkapitän . . . 1938
— (Porträt) . . . 1944
Pegoud, Adolphe, Flieger . . . 1843, 1848
— (Abbildungen) . . . 1851, 1652
Pellnj, Ada, Opernsängerin . . . 2110
— (Porträt) . . . 2118
*Pelzmode, Die neue . . . 1742
Pelzwaren und Pelzmoden . . . 1953
Périquet, Administrator . . . 1850
— (Abbildungen) . . . 1854
Pescatore, Ludwig, Geh. Justizrat (mit Porträt) . . . 1927
„Peterchens Mondfahrt“, Von der Aufführung des Märchenspiels . . . 2194
— (Abbildung) . . . 2200
Petersburg, Der Wunderdirigent Ferrero in der Adelsversammlung in . . 2024
— (Abbildung) . . . 2030
— Eine mongolische Mission in . . . 2110
— — (Abbildung) . . . 2115
Pflanzenleben unter dem Schnee . . 2208
*Phonetische Laboratorium in Hamburg, Das . . . 1792
Piccaver, Hofopernsänger (mit Porträt) 2100
— Frau (mit Porträt) . . . 2100
Pictet, Raoul, Prof. Dr. . . . 1849, 1887
— (Abbildung) . . . 1858
Pielenz, Gustav, Direktor . . . 2024
— (Porträt) . . . 2030
Pinkerton, Mr. (mit Abbildung) . . . 1720
Plotho, Edler Herr und Freiherr von, Oberstleutnant . . . 2193
— (Abbildung) . . . 2196
Poincaré, R., Präsident 1713, 1757, 1762, 2023, 2059
— (Abbildungen) . . . 1768, 2029
„Polenblut“, Operette, Aufführungen der . . . 1938
— (Abbildungen) . . . 1945
Ponfick, Emil, Dr., Geh. Medizinalrat 1894
Popowitsch, Damjan, Oberst (mit Porträt) . . . 1678
Portland, Herzog von (Abbildung) . . 1988
— Herzogin von, Oberhofmeisterin . . . 1980
— — (Abbildung) . . . 1988
Portugal, Manuel Exkönig von . . . 2194
— (Abbildung) . . . 2196
— Auguste Viktoria Königin von . . . 2194
— — (Abbildung) . . . 2196

Seite

Potonié, Henry, Prof. Dr. (mit Porträt) 1894
Predoehl, Dr., Bürgermeister . . 2103, 2110
— (Porträt) 2116
Preece, William, Sir, Elektrotechniker 1938, 1980
— (Porträt) 1988
Preuß, Hugo, Professor Dr. 2059
Preußen, Wilhelm Kronprinz von 2145, 2193
— (Abbildung) 2196
— Cecilie Kronprinzessin von 2066
— — (Abbildung) 2069
— August Wilhelm Prinz von (Abbildung) 1681
— Friedrich Wilhelm Prinz von 1928
— — (Abbildung) 1929
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit 1671
Puttkamer, Thea von 2040, 2155
Püttner, Richard, Maler 1894
Pütz, Everilda von, Schriftstellerin 2099
— (Porträt) 2100

R

Raktivan, K., Justizminister (Porträt) 1868
Rambouillet, Jagdbesuch des Königs von Spanien in 2023
— (Abbildungen) 2029
Rampolla, Mariano, Kardinal 2187, 2194
— (Porträt) 2198
Ramsay, M. von, Hauptmann a. D. 1850
— (Abbildung) 1854
Ratsweinkeller, Der 1934
Raven, von, Oberleutnant 1843
Rebeur-Paschwitz, von, Konteradmiral 2023
— (Porträt) 2025
Reichsland, Das 2103
Reichstag, Die Zabernaffäre im 2103
Reichstags, Eröffnungsitzung des 2017
— (Abbildung) 2024
Reicke, Ilse 1796
„Reiherbusch, Der", Aufführung des Schauspiels in Wien 1980
— (Abbildung) 1987
Rein, W., Prof. Dr. 2103
Reiterer, Aviatiker 1764
— (Abbildung) 1770
Remus, Flieger (Abbildung) 1676
Rendsburg, Die neue Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei (mit Abbildungen) 1754
Retemeyer, Oberbürgermeister (Abbildung) 1897
Reuß j. L., Charlotte Prinzessin 2193
— (Abbildung) 2196
— Heinrich XXXVII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
— Heinrich XXXVIII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
— Heinrich XLII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
*Rhein, Sicherheitsdienst auf dem 1965
Rhen, Erika von, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1955
Ricci, Corrado, Direktor (Abbildung) 2199
Richet, Charles, Professor 1887, 1938
— (Porträt) 1942
Riemasch, Otto 1867
Rieß, Richard 2147
Rieffer, Jakob, Prof. Dr., Geh. Justizrat 1938
— (Porträt) 1942
Ritscher, Helene, Schauspielerin 2110
— (Abbildung) 2118
Rittberg, Charlotte Gräfin 1758
Rittner, Rudolf, Regisseur 1720
— (Porträt) 1726
Romanones, Ministerpräsident 1843
Röpenack, Musikdirektor (mit Porträt) 1753
Rose, Die späte, Skizze 1916
Rothenburg o. d. T., Gedenktafel für Altbürgermeister Rusch in (mit Abbildung) 2014
Rumänien, Elisabeth Königin von 2193
— (Porträt) 2195
— Elisabeth Prinzessin von 1719
— — (Porträt) 1722
Russel, Lillian, Operettendiva 2102
— (Abbildung) 2101
Russell, Annie, Schauspielerin 2132
— (Porträt) 2127
Rußland, Maria Kyrillowna Prinzessin von (Abbildung) 1929
Kira Kyrillowna Prinzessin von (Abbildung) 1929

S

Sablatnig, Dipl.-Ing. 1676
— (Abbildung) 1675
Sabo, Oskar, Schauspieler 1720
— (Abbildung) 1726
Sachsen, Friedrich August König von 1764, 1931, 1937, 1973, 1979
— (Abbildungen) . . . 1768, 1809, 1941, 1981
Sachsen-Koburg-Gotha, Viktoria Adelheid Herzogin von 2014
— (Porträt) 2015
— Johann Leopold Erbprinz von 2014
— — (Porträt) 2015
— Sibylle Prinzessin von 2014
— — (Porträt) 2015
— Hubertus Prinz von 2014
— — (Porträt) 2015
— Karoline Mathilde Prinzessin von 2014
— — (Porträt) 2015
Salomon, E., Dr. 2053
*Säntis, Auf dem 1736
Sarsen, Ellen, Sängerin (mit Porträt) 1928
Sasonow, Minister 1801, 1806
— (Abbildung) 1808
„Satansweg, Der", Aufführung der Oper 1938
— (Abbildung) 1942
Saudek, Robert 1699, 2214
Sayre, Francis B. 2023, 2156
— (Porträt) 2028
— (Abbildung) 2159
— Jessie 2023, 2156
— — (Porträt) 2028
— — (Abbildung) 2159
Schack, Vizeadmiral 1894
— (Porträt) 1900
Schaezler, Anny Freifrau von 2041
— (Abbildung) 2041
Schaper, Theaterdirektor 2058
— (Porträt) 2057
Schaumburg-Lippe, Adolf Fürst zu 1936
— (Abbildung) 1937
— Stephan Prinz zu (mit Abbildung) 1937
— Viktoria Prinzessin zu 1848
— — (Porträt) 1857
*Schauspielerinnen, Amerikanische 2126
*Schauspielerinnen, Neue Berliner 1954
Scheer, Vizeadmiral 2212
— (Porträt) 2211
Scheffer, Thassilo von 1996
Scheffer-Boyadel, Frhr. v., Gen. d. Inf. (Abbildung) 1681
Scherer, Geh. Rat 1894
Schimmelmann, Adeline Gräfin 2024
— (Porträt) 2032
Schlegel, Ernst, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Schleswig-Holstein, Ernst Günther Herzog zu 1763
— (Abbildung) 1769
— Dorothea Herzogin zu 1763
— — (Abbildung) 1769
Schmieden, Alfred, Dr., Intendant 2194
— (Porträt) 2198
Schmidt-Metzler, Mathilde (Porträt) 2099
Schmitz, Bruno, Prof. Dr., Geh. Baurat 1808
— (Porträt) 1812
Schneider, Elisabeth, Hofschauspielerin (mit Porträt) 1938
Scholl, Friedrich von, Generaloberst 1808
— (Porträt) 1812
Scholz, Dr., Oberbürgermeister (Abbild.) 1681
Schönborn-Wiesentheid, Friedrich Karl Graf von 2194
Schönbrunn, Vom Besuch des Deutschen Kaisers in 1843, 1848
— (Abbildung) 1853
Schönburg-Waldenburg, Eleonore Fürstin von 1884
— (Porträt) 1885
— Mathilde Prinzessin von 1808
— — (Abbildung) 1815
Schöneberg, Abfahrt des Eisenbahnregiments Nr. 2 von (mit Abbildung) 1678
Schönleber, Hermann 1785
Schönthan, Franz von, Lustspieldichter (mit Porträt) 2066
Schreiber, Paul, Prof. Dr. 2066
— (Porträt) 2072
Schuchardt, Fedor, Dr., Geh. Medizinalrat 1938
*Schuhe, Japanische 1794
*Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich", An Bord des 2086
Schultz, Walter 2001
Schulze, Gustav, Branddirektor (mit Porträt) 1711
Schulzenheim, Ida von, Schriftstellerin 2014
— (Abbildung) 2013
Schütz, Konteradmiral 1938, 2212
— (Porträte) 1944, 2211
*Schwäbische Dorf, Das 1785
Schwarzenberg, Karl Fürst 1713, 1720
Schweden, Gustav V. König von (mit Porträt) 1997
— Gustav Adolf Kronprinz von 1719, 1999
— — (Porträte) 1721, 1999
— Margarete Kronprinzessin von (mit Porträt) 1999
— Wilhelm Prinz von 1999
— — (Porträt) 1998
— Maria Prinzessin von 1999
— — (Porträt) 1998
— Karl Prinz von (mit Porträt) 2000
— Ingeborg Prinzessin von (mit Porträt) 2000
— Eugen Prinz von (mit Porträt) 2000
*Schwedische Königshaus, Das 1997
*Schweizer Nationalpark, Ein 2044
Schwerin, Vom Schloßbrand in 2145, 2194
— (Abbildung) 2202
— Von der mecklenburgischen Jahrhundertausstellung in 2156
— — (Abbildungen) 2160
Seckendorff, Freiherr von, Generalleutnant z. D. 1674
— Wirkl. Geh. Rat, Gesandter (Abbildungen) 1849, 1901
*Seelotsen, Mit dem, hinaus vor die Elbmündung 1824
Seeunfällen, Von 1843
Seibel, Gustav Adolph, Dr. (mit Porträt) 2057
Seiffert, Frau (mit Abbildung) 2043
Senius, Felix, Kammersänger (mit Porträt) 1764
Sent M'ahesa, Tänzerin 2110
— (Porträt) 2118
Sera, Marie, Schauspielerin (mit Porträt) 1958
Serajewo, Das neue Landesmuseum in (mit Abbildung) 2227
Serda, Julia, Schauspielerin 2194
— (Abbildung) 2200
Servaes, Dagny, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1955
Shannon, Effie, Schauspielerin 2132
— (Porträt) 2129
Shorley, Paul, Professor 1980
— (Porträt) 1986
Skal, Georg von 2126
Skinner, Robert S., Generalkonsul 2066
— (Porträt) 2071
Skowronnek, Fritz 1735
Sonnenbrut, Roman 1704, 1746, 1789, 1833
Sonnenwende, Plauderei 2107
Soziale Hilfsbereitschaft 1805
Spanien, Alfons König von 1713, 1757, 1762, 1843, 2017, 2023
— (Abbildungen) 1768, 2029
— Don Carlos Infant von (Abbildung) 1768
— Alvaro Prinz von (Abbildung) 1929
*Spätsommer, Morgen im, Gedicht 1707
Spitzberg, Die Einweihung des Jungdeutschlandheims auf Fort 1980
— (Abbildung) 1988
Spohr, Emma, Konzertsängerin 1764
Stackmann, Regierungsrat a. D. (mit Porträt) 1841
Städel, Rosette (Porträt) 2099
Starck, Wilhelm von, Wirkl. Geh. Rat 2066
Steffen, Oberleutnant 1671, 1678
— (Porträt) 1678
*Sternwarten der Erde, Große und berühmte 1828
Stettin, Das neue Kaiser-Friedrich-Denkmal in 1848
— (Abbildung) 1856
Stiefvater, Otto, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Stiploschek, Flieger (Abbildung) 1676
Stockholmer Künstlerinnenbundes, Der Vorstand des 2014
— (Abbildung) 2013
Stöffler, Viktor, Flieger 1671, 1894, 2066
— (Porträt) 2072
— (Abbildung) 1902
Stollwerck, Heinrich, Kommerzienrat (mit Porträt) 1883
Stolten, Reichstagsabgeordneter 1801
Stratos, N., Marineminister (Porträt) 1870

Seite
Straus, Oskar, Komponist 2084
— (Abbildung) 2085
Strauß, Dr., Geh. Reg.-Rat 2065
— (Abbildung) 2067
Stroß-Karlweiß, Frau (mit Porträt) 1884
Strunz, Irma, Schauspielerin 1958
— (Porträt) 1955
Stukenbrok, August, Kommerzienrat (mit Porträt) 1711
Szapary, Friedrich Graf von, Botschafter 1763
— (Porträt) 1767

T

Tagore, Rabindranath, Schriftsteller 1973, 1980
— (Porträt) 1985
Taille, Marguerite de la 1849
— (Abbildung) 1858
Tam-ding-zurun, Feldherr der Mongolen 1923
— (Porträt) 1920
„Tango Teas“ in London 1800
— (Abbildung) 1799
Tanz, Der moderne, in Neuyork 1764
— (Abbildungen) 1771
Tanzluft 1717
Taschner, Ignatius, Professor, Maler 2066
Taylor, Laurette, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2128
Teck, Helena Fürstin von (Porträt) 1725
— Mary Fürstin von (Porträt) 1725
— May Fürstin von (Porträt) 1725
Tellier, Charles 1808
Teyte, Maggie, Opernsängerin 1678
— (Abbildung) 1683
Tharau, Die neue Ordenskirche in (mit Abbildung) 2186
Thaw, Evelyn, Tänzerin (Abbildung) 1771
Thelen, Robert, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
*Therapie, Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle 2008
Thieme, Clemens, Geh. Hofrat 1808
— (Porträt) 1812
— (Abbildungen) 1809, 1810
Thiergen, O., Prof. Dr., Hofrat 1928
— (Porträt) 1930
Thimig, Frl., Hofschauspielerin (Abbildung) 1726
Thorbecke, Kapitän z. See 1938
— (Porträt) 1944
Thoresen, Ida E., Bildhauerin 2014
— (Abbildung) 2013
Tiedemann, Walter 1846, 2173
Tiedemann-Seeheim, Heinrich von, Major a. D. 1808
— (Porträt) 1814
Tirol, Preisausschreiben für 1715
Tölke, Der Markt der 1931
Torcom, Leutnant 2024
— (Abbildung) 2026
Tovote, Heinz 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218
Träume, Gedicht 1996
Traunstein, Begrüßung des tausendsten Gastes im Kaufmannserholungsheim in 1764
— (Abbildung) 1772
*Trauring, Vom alten und neuen 1913
Trautmann, Heino, Prof. Dr. 1938
Trenk, Kapitänleutnant (Porträt) 1814
Treuenbrietzen, Der Hohenzollernbrunnen mit dem Denkmal Friedrichs I. in (mit Abbildung) 2227
Trojan, Johannes 1934
Trotha, von, Kapitän z. See 1938
— (Porträt) 1944
Trott zu Solz, von, Minister (Abbildung) 1813
Tschalchensen-gigen, Fürst 1920
— (Porträt) 1923
Tschirschky und Bögendorff, Heinrich Leonhard von, Botschafter 1980
— (Abbildung) 1985
— Maria von 1990
— — (Abbildung) 1985
Tsingtau, Von der internationalen Sportwoche in 2024
— (Abbildungen) 2032
Tsirimokos, J., Kultusminister (Porträt) 1869
Tupschoewski, Paul, Oberstleutnant a. D. (mit Porträt) 1971
Türkei, Die deutsche Militärmission für die 2109
— (Abbildung) 2110
Tyszka, Erika von, Opernsängerin (mit Porträt) 1841

U

Ungarische Nationalspeisen 1823
Unsichtbaren, Die, Plauderei 1693
Urban, Henry F. 1875
Urff, G. S. 1965, 2179

V

Venizelos, E., Ministerpräsident 1867, 1869
— (Porträt) 1867
— (Abbildung) 1984
Verliebte, Der, Gedicht 1824
Vibrans, Oekonomierat 1928
— (Porträt) 1930
Viezens, Dr., Senatspräsident 1671
Vits, Hof- und Domprediger 2145
„Volturno“, Dampfer, Die Explosion auf dem 1757, 1763
— (Abbildung) 1763
Vom Himmel gefallen, Erzählung 2165
Vopelius, Malwine von (mit Abbildung) 2043
Vorsagen, Vom 2081
Vorweihnachten auf der Straße 2105

W

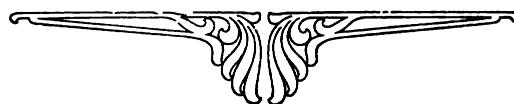
Wach, Robert 1693
Waldow, Charlotte, Schauspielerin 2110
— (Abbildung) 2118
Walker, Charlotte, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2129
Wallace, Alfred Russel, Dr. 1938
— (Porträt) 1942
Walsh, Blanche, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2127
Waunfried, Die Gedenktafel für Major Hellwig in (mit Abbildung) 2056
Wartenburg a. d. Elbe, Jahrhundertfeier in 1720
— (Abbildungen) 1723
Wassermann, August von, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat (mit Porträt) 1883
— (mit Abbildung) 2009
Wasserstraßen, Verkehr auf deutschen (mit Karte) 2065
Weber, Adelheid 2105
Wechmar, Eberhard Freiherr von 2086
Wedel, von, Oberst (Abbildung) 1723
— Ernst August Graf von, Obertruchseß 2066
— — (Porträt) 2071
— Graf von, Statthalter 2108, 2109
— — (Porträt) 2113
Wegner, Paul 1865
Weihnacht, Fröhliche 2145
Weihnacht im Dorfe, Gedicht 2147
Weihnachten auf dem Gutshof, Plauderei 2155
*Weihnachten auf dem Ozean 2173
Weihnachts-Besuch, Gedicht 2163
Weihnachtskrücke, Die, Skizze 2182
Weihnachtsstimmung, Komposition 2148
Weinberger, Charles, Komponist 2014
— (Porträt) 2013
Weinek, Ladislaus, Prof. Dr. (mit Porträt) 1883
Weise, Lisa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Werginz, Rosy, Schauspielerin 1958
— (Porträt) 1956
— (Abbildung) 1945
Werner, Alfred, Prof. Dr. 1973, 1980
— (Porträt) 1985
Wessel, Ludwig, Dr. (mit Porträt) 2144
Whitney, Joan, Miß 2194
— (Abbildung) 2201
Wied, Wilhelm Prinz zu 2023
— (Abbildung) 2027
— Sophie Prinzessin zu 1763
— — (Porträt) 1766
— — (Abbildung) 2027
Wien, Aufführung der Operette „Polenblut“ in 1938
— (Abbildung) 1945
— Aufführung des Schauspiels „Der Reiherbusch“ in 1980
— — (Abbildung) 1987
— Das neue Wetterhäuschen im Stadtpark in 2102
— — (Abbildung) 2100
— Aus dem Johann-Strauß-Film in 1764
— — (Abbildung) 1770
— Von der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht in 1808
— — (Abbildung) 1811
Wiener Moden in Berlin 1677
— (Abbildungen) 1686
*Wiesbaden als Winterkurort 1878
Wieting, Werner, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Wilckens, Dr., Oberbürgermeister 2066
— (Porträt) 2072
Willfang, F. 1870
Willmer, Else 2041
— (Abbildung) 2042
Winder, Ludwig 1824, 2062, 2210
Winds, Adolf 2038
Winter, Dagobert 1823
— Kurt von 1916
Wintertag, Sonniger, Gedicht 2082
Witte, Werner 1911
Wohlbrück, Olga 1704, 1746, 1789, 1833
Wohlgemuth, Else, Schauspielerin 1980
— (Abbildung) 1987
Woikowsky-Biedau, v., Prof. 1808
— (Abbildung) 1814
Wolf-Czapek, Karl Wilhelm, Schriftsteller 2066
— (Porträt) 2072
Wollenberg, Dr., Oberregierungsrat 2066
— (Porträt) 2072
Wragge, Joh. 1707, 1909
Wülcknitz zu Bernburg, Adalbert von, Oberst z. D. 1928
— (Porträt) 1927
Wülfing, Johann Ernst, Dr. 1894
Wülzburg, Das Veteranenerholungsheim auf der 2227
— (Abbildung) 2226
Württemberg, Wilhelm König von 2108, 2109
— (Abbildung) 2112

X

Xylander, W. F., Kunstmaler 1808

Z

Zabern, Zu den Vorgängen in 2059, 2103, 2145, 2187
Zahnärztekammer in Berlin, Erste Sitzung der preußischen (mit Abbildung) 1971
Zapounzakis, General (Porträt) 1868
Zavitsanos, K., Kammerpräsident (Porträt) 1868
Zehlendorf, Einweihung der Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in (mit Abbildung) 1756
Zeppelin, Graf (mit Abbildung) 1808
Zezen-beese, Generalgouverneur 1922
— (Abbildung) 1919
*Zider, Der 1838
Zimmermann, Emil 2050
*Zinn, Helleraner 2143
Zürn, Reichstagsabgeordneter 2017
Zwei Menschen und ein Hund, Skizze 1962

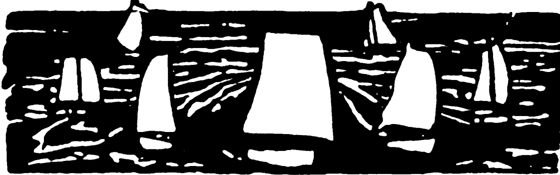


DIE·WOCHE

Nummer 40. | Berlin, den 4. Oktober 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.

Seite
Die sieben Tage der Woche 1671
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit. Von Senatspräsident Dr. Biezens . . 1671
Kasernen in Ruh. Von Freiherrn von Seckendorff, Generalleutnant z. D. 1674
Die Berliner Herbstflugwoche. Von Karl Heinz Bernius. (Mit 6 Abb.) 1675
Wiener Moden in Berlin 1677
Unsere Bilder 1677
Die Toten der Woche 1678
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1679
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 1687
Die Unsichtbaren. Theaterplauderei von Robert Wach 1693
Das andere Montmartre. Von Siegmund Feldmann. (Mit 10 Abbild.) 1695
Ein Bummel durch Java. Von Robert Saudek. (Mit 9 Abbildungen) . 1699
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung) 1704
Morgen im Spätsommer. Gedicht von Joh. Wragge 1707
Federhüte. (Mit 6 Abbildungen) 1708
Ein altes holländisches Schloß. (Mit 3 Abbildungen) 1709
Bilder aus aller Welt 1711



Die sieben Tage der Woche.

24. September.

In Belfast wird die sogenannte provisorische Regierung von Ulster konstituiert, die für den Fall der Einführung der Home Rule in Irland die Revolution in Ulster leiten soll.

In Serbien wird durch dringlichen Ukas die Mobilisierung der Morawadivision sowie eines Teils der Reserve aller Divisionen angeordnet.

25. September.

In Frankfurt a. M. tritt das Comité juridique international de l'Aviation zur Vorbereitung einer internationalen gesetzlichen Regelung des Luftschiffahrtswesens zusammen.

Aus London wird gemeldet, daß daselbst ein Arbeitgeber-Schutzverband für das Vereinigte Königreich gegründet wurde, um die Rechte und die Freiheit der Unternehmer im Verkehr mit den Arbeitern und dem Trade Unions zu wahren.

Der serbische Kriegsminister wird durch einen Erlaß des Königs ermächtigt, Offiziere und Mannschaften des zweiten Aufgebots zu mehrwöchigen Uebungen einzuberufen.

In Serbien eingefallene Albanier bedrohen, nachdem sie Galitschnik und Mawrowo eingenommen haben, Struga und Ochrida (Abb. S. 1682).

In der Lissaboner Vorstadt Cintra werden drei Syndikalisten, die ein Attentat auf den Ministerpräsidenten Alfonso Costa planten, festgenommen.

26. September.

In Kassel wird die Jahrtausendfeier mit der Aufführung des Festspiels „1385" eröffnet (Abb. S. 1681).

In Görlitz wird die 26. Generalversammlung des Evangelischen Bundes mit einem Begrüßungsgottesdienst eingeleitet.

Der deutsche Aviatiker Viktor Stöffler fliegt in vier Stunden und zwei Minuten von Warschau nach Berlin-Johannisthal; er legt in dieser Zeit 600 km zurück.

Meldungen aus Serbien besagen, daß die Mobilmachung auf Schwierigkeiten stößt, da sich viele Reservisten weigern, der erneuten Einberufung Folge zu leisten.

27. September.

Die Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines neuen Strafgesetzbuchs beendigt ihre Arbeiten.

Im württembergischen Landtagswahlkreis Rottweil siegt bei der Nachwahl der Nationalliberale Gärtnermeister Müller über den Zentrumskandidaten.

Japan verlangt von China in einem Ultimatum die Erfüllung seiner Sühneforderungen binnen drei Tagen. In den Gewässern von Nanking sind 10 mit Marinetruppen voll besetzte japanische Kriegsschiffe versammelt.

28. September.

In München wird in Gegenwart des Prinzregenten Ludwig ein Reiterstandbild des verstorbenen Prinzregenten Luitpold enthüllt (Abb. S. 1684).

In Berlin wird der neue Osthafen feierlich eingeweiht (Abb. S. 1680).

Aus Belgrad wird gemeldet, daß die Serben die Albanier an verschiedenen Punkten völlig geschlagen haben.

Der chinesische General Changsuen entschuldigt sich persönlich auf dem japanischen Konsulat in Nanking wegen der in der Stadt vorgekommenen Zwischenfälle.

29. September.

In Konstantinopel wird der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien unterzeichnet.

30. September.

Aus Kalkutta wird gemeldet, daß der Polizeichef Sarigade Bay von drei jungen Bengalen auf offener Straße ermordet wurde.



Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit.

Von Senatspräsident Dr. Biezens.

Auf dem Breslauer Anwaltstag ist die Frage lebhaft erörtert worden, ob im Zivilprozeß die Partei oder ihr Bevollmächtigter ein Recht auf Lüge hat. Ein anständig denkender Laie, der so glücklich ist, mit Prozessen nichts zu schaffen zu haben, würde wohl zunächst mit der Gegenfrage antworten: „Kann denn solche Frage überhaupt aufgeworfen werden?" Ach ja, sie ist nicht nur neu, sondern praktisch überaus schwerwiegend, und der Anwaltstag hat sie schließlich zwar verneint, aber gegen heftigen Widerspruch und mit Beschränkungen, die der Verneinung den praktischen Wert wieder fortnehmen. Dabei muß daran erinnert werden, daß der Gesetzentwurf von 1908 die Feststellung der Wahrheitspflicht im Zivilprozeß wegen des Widerspruchs der Anwaltskammern abgelehnt hat.

Meines Erachtens ist die Frage von drei Gesichtspunkten aus zu prüfen. Erstens nach der Prozeßtheorie, den sogenannten „großen Grundsätzen". Bekanntlich gibt es nichts in der Welt, für das sich der Deutsche mit größerer Hartnäckigkeit einsetzt und nötigenfalls totschlagen läßt, als Theorien, und zwar ohne Unterschied von Beruf, Partei und Glauben. So ist es eigentlich selbstverständlich, daß auch die Zivilprozeßordnung von 1879 eine ganze Anzahl „großer Grundsätze" ihr eigen nennt, und daß ihre Freunde sich von diesen kein Jota rauben lassen wollen. Zu diesen großen Grundsätzen gehört in erster Reihe die sogen. „Verhandlungsmaxime", d. h. der Satz, daß die Parteien, weil sie beide über ihr streitiges Recht

frei verfügen, z. B. sich darüber vergleichen können, auch befugt sind, darüber zu entscheiden, was zum Angriff oder zur Abwehr vorgebracht werden soll. Daraus wird gefolgert, daß mit diesem Gerippe sich der Richter zu begnügen und nicht nach mehr zu fragen hat, und zwar auch dann noch, wenn es nicht der Wirklichkeit entspricht. Dieses Gerippe wird in der mündlichen Verhandlung vorgetragen. Alles, was außerhalb dieses Verhandlungsgerippes lebt und webt, ist für den Richter nicht vorhanden. Weiß er z. B. als Privatmann ganz genau, daß das Vorgetragene ganz oder teilweise falsch ist, so muß er sich doch so stellen, als wüßte er es nicht, und erst dann, wenn harmlose Dritte, als Zeugen vor ihn geschleppt, ebenfalls sagen, daß es falsch ist, darf er selber in seinem Urteil das auch sagen. Das nennt man freie Beweiswürdigung. Als Beispiel für die Verfügungsfreiheit der Parteien ist angeführt worden, daß zwei über Auslegung eines Grundstückskaufvertrages streiten, der nicht die erforderliche Form (gerichtlich oder notariell) hat und deshalb nichtig ist. Sie wollen aber, daß er trotzdem gelten und nur vom Gericht ausgelegt werden soll; sie tragen deshalb wissentlich unwahr vor, sie seien einig, daß er notariell geschlossen sei und folgenden Inhalt habe usw. Diese Theorie hat drei Löcher: Erstens, wenn die Parteien über den streitigen Anspruch durch Vergleich usw. verfügen können, es aber nicht tun, vielmehr den Staat um Hilfe anrufen und seine Entscheidung darüber haben wollen, wer von ihnen im Recht sei, so sind sie deshalb noch nicht befugt, dem Staat das Verfahren vorzuschreiben, mittels dessen er ergründet, wer von ihnen recht hat. Darauf läuft aber jene Theorie hinaus, denn sie fordert, daß der Staat oder seine richterlichen Vertreter bei Prüfung des Rechts nur einen Schritt tun und dann Halt machen sollen: sie sollen nur prüfen dürfen, ob der Inhalt des Vertrages, wenn dieser überhaupt verbindlich ist, den Anspruch der einen Partei für die andere verbindlich macht. Obendrein ist dieser eine der zweite Schritt; der erste, d. h. die Prüfung, ob der Vertrag von vornherein überhaupt verbindlich ist, soll gar nicht erlaubt, d. h. von den Parteien nicht erlaubt sein. Wenn der Staat aus vielen, seit mehr als hundert Jahren bewährten Erwägungen heraus vorschreibt, daß gewisse Verträge ohne gewisse Formen nicht gelten, woher nimmt eine Partei das Recht, diese Vorschrift zu umgehen und, nachdem sie es getan, obendrein die Umgehung gegen den Willen des Staats, aber mit seinen eigenen Machtmitteln durchzusetzen, indem sie ihn belügt? Das zweite Loch der Theorie ist die Annahme, daß die Parteien mit der Lüge nur über ihr eigenes Recht verfügten. Ein Kollege erzählte mir vor einigen Jahren ganz ergrimmt, daß er als beauftragter Richter acht bis zehn Zeuginnen über die Beschuldigung des mit ihnen begangenen Ehebruches habe vernehmen müssen. Allesamt verneinen entschieden die Beweisfrage und fragen entrüstet, wie sie dazu kämen, über derartig beleidigende Unterstellungen vernommen zu werden. Auf entsprechende Frage des Richters erklärt die anwesende Partei: „Ach, mein Mann ist ein leichtsinniges Huhn, und da habe ich einfach alle in der Nähe wohnenden weiblichen Personen wegen Ehebruchs benannt.“ Der Fall zeigt in grellem Licht, zu welchem unerhörten Unfug die Lügenfreiheit führt. Man denke daran, daß die Ehemänner der Zeuginnen Anlaß nehmen, aus solcher auffälligen Ladung Verdacht zu schöpfen. Die Folgen sind Zerrüttungen dieser Ehen. Auch an solchen Fällen hat es tatsächlich nicht gefehlt. Und dabei lag im erwähnten Fall die Lüge, d. h. die bewußte Unwahrheit, noch nicht einmal zutage. Es war eigentlich nur die sogenannte und mit Recht so beliebte „Prozeßbehauptung“, d. h. das Va banque des Spielers, eine Behauptung, die bei verlorener Sache lediglich auf gut Glück hin aufgestellt wird, in der Hoffnung, noch irgendetwas herauszuschlagen. Wie kommt, auch abgesehen von der besonderen Färbung des Beispiels, ein Dritter dazu, sich für erfundene Angaben vors Gericht schleppen, dort mit Fragen hin und her zerren, häufig auch verletzende Vorhaltungen machen zu lassen, Zeit und Geld zu vergeuden — alles das nur, weil es einer beliebigen Partei beliebt, zu lügen?! Daß es kein Vergnügen ist, vor Gericht als Zeuge zu erscheinen, weiß jeder, und nicht weniger, daß die sogen. Zeugengebühren alles eher denn eine ausreichende Entschädigung für den materiellen Schaden sind, vom ideellen zu schweigen.

Das dritte Loch: Wenn beide Parteien gemeinschaftlich über den streitigen Anspruch verfügen dürfen und daraus irgendwelche Prozeßbefugnisse zu folgern wären — woher nimmt die eine von beiden das Recht zur Prozeßlüge gegen die andere? Der Fall ist doch die Regel, um die es sich handelt, und die gemeinschaftliche Lüge nur eine seltene Ausnahme. In einer ganzen großen Gruppe von Prozessen kann aber auch gar nicht die Rede davon sein, daß die Parteien selbst gemeinschaftlich über das streitige Recht verfügen dürften, und das sind gerade die Prozesse, in denen die Lüge am üppigsten und giftigsten blüht, nämlich die Familien-, besonders die Scheidungsprozesse. Hier behält sich der Staat sogar ausdrücklich die Mitwirkung durch den Staatsanwalt vor und will, daß die Ehe möglichst aufrechterhalten werde. Wo soll da das Verfügungsrecht der Parteien als Lügengrundrecht herkommen?

Aber trotz dieser großen drei Löcher darf man sich nicht verhehlen, daß in Deutschland gegen - Theorien selbst Götter vergebens kämpfen. — Zweiter Gesichtspunkt für Prüfung der Lügenfreiheit ist die Moral. Auch sie ist vorgeführt worden, wohlverstanden nicht nur gegen, sondern auch für die Lügenfreiheit: Notwehr, Notstand, Notlüge. Letztere, hier verwendet, bietet eine neue Philosophie. Bisher galt als Notlüge diejenige, die dem Besten des Betrogenen dienen soll, z. B. der kranken Mutter wird vorgelogen, daß ihr Sohn sich wohl befindet, während er tatsächlich in Gefahr ist, und dgl. Als Notlüge im Sinne einer solchen, die nur der eigenen augenblicklichen Geldklemme abhelfen soll, läßt sich schließlich jede frisieren. Völlig neu ist auch der Begriff des Notstandes. Bisher galt als solcher nach § 54 StGB. nur eine unverschuldete, auf andere Weise nicht zu beseitigende Gefahr für Leib und Leben. Einen Vermögensnotstand kennt das Gesetz aus guten Gründen nicht. Notwehr ist nach § 53 a. a. O. diejenige Verteidigung, welche zur Abwendung eines gegenwärtigen, rechtswidrigen Angriffs nötig ist. Der Prozeßgegner des Lügners müßte also rechtswidrig angreifen. Dessen Verteidiger lassen die Lüge aber auch gegen den redlichen Gegner zu. Sodann ist die Lüge ja auch gar nicht geeignet, also auch nicht nötig zur Abwehr des Angriffs; denn sobald sie sich als Lüge erweist, so fällt die Abwendung in sich zusammen.

Endlich werden die Verfechter der Lüge wohl auch die unausweichlichen Folgerungen ziehen müssen, d. h., legt der Richter dem Lügner über seine Lüge den Eid auf, so muß er den Meineid leisten! Er ist ja in Notwehr und deshalb obendrein straflos! Man sieht, welche

glänzenden Perspektiven die Prozeßlügentheorie eröffnet!

Aber die Kämpen der Moral haben noch mehr Pfeile im Köcher. Eine Pflicht, im Prozeß die Wahrheit zu sagen, nicht zu lügen, ist ein nebelhafter „moralischer Imperativ", gleich der „Erklärung der Menschenrechte" in Frankreich und ähnlichen Halbheiten. Das Recht „hält bewußt die Hand vom Zwang zurück, weil für das Individuum die Grenzen zwischen moralwidrigen Verstößen gegen fremde Interessen und starker Entfaltung der eigenen Persönlichkeit flüssig sind". Der Richter der österreichischen Zivilprozeßordnung mit ihrer Wahrheitspflicht (mit der dort Anwälte und Richter zufrieden sind) ist „ein orientalischer Kadi", „das Ideal des österreichischen Scheinkonstitutionalismus"! Das sagt nicht etwa ein Witzblatt, sondern ein deutscher Professor in Freiburg. Wenn also der Beklagte behauptet, gezahlt zu haben, obgleich er es nicht getan hat, oder die Echtheit seiner Unterschrift unter einer Quittung bestreitet, trotzdem er sie schrieb, so sind die Grenzen zwischen zahlen und nicht zahlen, zwischen schreiben und nicht schreiben eben „flüssig". Wozu ein Diebstahlsverbot? Der Eigentumsbegriff ist „flüssig". La propriété c'est le vol. Und endlich „die Wahrung der individuellen Freiheit, das Rührenkönnen der Schwingen ist (nebenbei zwar ein schauderhaftes Deutsch, aber —) ein „An-Sich-Zweck". Hut ab vor der Modernität solcher Moral! Sie ist die restlose Parallele zum Recht der Gegenwart, sich „auszuleben". Mit der Moral ist also, das sieht wohl jeder, den Lüge- und Lebejünglingen nicht beizukommen.

Deshalb bleibt dem, der die Lüge nun mal gern unterdrücken oder wenigstens eindämmen möchte, schließlich nur noch der dritte Gesichtspunkt für die Prüfung übrig, also, wie schon zu erraten, da solcher Unterdrücker nichts weiter als „ein orientalischer Kadi" sein kann, der Gesichtspunkt der Gewalt. Diese Gewalt ist die praktische Notwendigkeit, im deutschen Zivilprozeß der Gegenwart der Bankrott. Daß Zahl, Umfang, Dauer der Prozesse ins riesenhafte schwellen, ist bekannt und eine deutsche Eigentümlichkeit. Der Vorschlag, immer fleißig im gleichen Verhältnis die Richter zu vermehren, anstatt dem Prozeß zu Leibe zu gehen, ist ebenfalls echt deutsch, zumal wenn der Richter auch in Zukunft ein Knecht der Verhandlungs- und anderer gleichwertiger Maximen bleiben soll. Das Ziel ist: Für jeden Prozeß ein besonderer Richter. Aber auch ohnedem steht der Bankrott der Maximen und des Prozesses vor der Tür. Das „Sich-Ausleben" ist zwar schön und modern, aber ein Luxus, den die Justiz auf die Dauer nicht aushält. Möglich, daß, wenn die Rechtsbeflissenen noch eine Weile weiter die Köpfe in den Busch stecken, der Bankrott noch ein Weilchen unsichtbar bleibt, d. h. für die Rechtsbeflissenen; aber er wird sich schließlich auch im Busch bemerkbar machen. Dann werden alle genötigt werden, die großen Maximen in die kleine Tasche zu stecken und darüber nachzudenken, welcher Prozentsatz an Prozessen wohl durch die chemisch reine Lüge (also abgesehen von Selbsttäuschungen und ähnlichem Nebenwerk) verursacht oder wesentlich verschlimmert wird. Man wird einwenden, daß solche Schätzung unmöglich sei. Genau ziffernmäßig gewiß! Auf Grund einer etwa dreißigjährigen richterlichen Erfahrung habe ich aber die feste Überzeugung, daß jener Prozentsatz nicht unter 25 beträgt, glaube auch, daß mir viele Richter und Anwälte beipflichten werden, letztere besonders dann, wenn sie die ihnen vom Staat freundlich auferlegten Armensachen nicht vergessen. Dann wird man sich vielleicht endlich aufraffen, der Prozeßlüge einen Riegel vorzuschieben, aber einen wirksamen. Die theoretische Verbeugung vor der Wahrheitspflicht wie im Beschluß des Anwaltstages („innerhalb der streitigen Behauptungen ist es unzulässig, wissentlich unwahre Behauptungen aufzustellen oder wahre zu bestreiten") ist zwar dankenswert, aber, soweit Anwälte in Betracht kommen, hat auch bisher schon ihr Ehrengerichtshof denselben Satz aufrechterhalten, im erfreulichen Gegensatz zu der sehr nachsichtigen Praxis des Reichsgerichts gegenüber den Parteien. Die letzteren aber — und darauf kommt es doch zuletzt an — werden sich schwerlich an den Beschluß des Anwaltstages kehren, zumal wenn sie daran denken, daß er gegen eine Minderheit von vierzig Stimmen gefaßt wurde, und daß bei der Frage des Numerus clausus der Beschluß des Würzburger Anwaltstages durch die von den rheinisch-westfälischen Anwälten veranlaßte Abstimmung mit der vernichtenden Mehrheit von 6000 gegen 900 beseitigt worden ist. Wenn also auch in Zukunft der Anwalt an Stelle der alten, oft angeführten Mahnung: „Mir hat Er die Wahrheit zu sagen, das Lügen besorge ich!" seinem Klienten jedesmal eine Ausfertigung des Breslauer Beschlusses vorzeigt, so wird der Klient nichtsdestoweniger weiter lügen und sich damit trösten, daß die Grenzen der Lüge „flüssig" sind. Deshalb ist die Lüge nicht nur im Prozeßgesetz zu verbieten, sondern unter öffentlich rechtliche Strafe zu stellen. Sie verdient regelmäßig nicht mehr Mitleid als der gewöhnliche Betrug. Alle Beklemmungen, die geäußert worden sind wegen „Drangsalierung" des armen Lügners durch den bösen „Kadi", wegen der Schwierigkeit festzustellen, was Lüge, was Selbsttäuschung usw. ist, könnte man ebenso geltend machen gegen die Drangsalierung des armen, wegen Betruges oder Diebstahls Angeklagten.

Sollte die deutsche Gesetzgebungsmaschinerie sich zu solchen Vorschriften aufraffen — ich gebe zu, daß das eine optimistische Erwartung ist — so bliebe für das Bedürfnis der Parteien, „sich auszuleben", „die Flügel zu regen", noch immer das schier-unermeßliche Gebiet der „Prozeßbehauptungen", gegen die bei uns sicher nie ein Kraut wachsen wird.

Kasernen in Ruh.

Von Generalleutnant z. D. Freiherrn v. Seckendorff.

So wird manchmal die Zeit bezeichnet und angesehen, die sich der Rückkehr der Truppen aus den Manövern unmittelbar anschließt. Zunächst kommen noch einige Tage lebhafter Tätigkeit im Interesse der zur Entlassung kommenden Reservisten. Montur und Waffen müssen gereinigt und ordnungsmäßig abgegeben, die Stammrollen unterschrieben oder Verhandlungen über noch entstandene Dienstbeschädigungen aufgenommen und die eigenen Angelegenheiten für Anzug und Reise geregelt werden. Nur selten wird noch der Entlassungsanzug mit gerollten Achselklappen angefordert. Schön ist er auch nicht, wenn auch ganz und sauber! Der eigene neue oder ältere Zivilanzug waltet vor als Zeichen der Parole: Heimat! Die Schützenschnüre werden sorgfältig verwahrt als ehrenvolle Erinnerung, um dann später zu Haus bei dem Gruppenbild des Jahrgangs angebracht zu werden. Eine Flasche mit bunter Schnur wird umgehängt und eine lange Pfeife in die Hand genommen. Hier und da tritt ein Stock mit bunten Bändern hinzu, und das Bild des Reservemannes ist fertig. Während er sich so entlastet und neu ausstattet, singt er das nunmehr erlaubte Lied „Reserve hat Ruh" in allen Tonarten, und froh blickt die Mehrzahl der Heimat und Zukunft entgegen! Alle gönnen ihnen dies schöne Gefühl, besonders ihre Vorgesetzten! Nachdem der Regiments-, Bataillons- oder Abteilungskommandeur ihnen Lebewohl zugerufen, treten sie zuletzt noch vor ihren Kompagnie-, Eskadron- oder Batteriechef. Ihm verdanken sie das meiste, und wenn das richtige Verhältnis bestanden und die nötige Selbsterkenntnis eingekehrt ist, dann kommt dies Gefühl auch überall zum Ausdruck. Für den Chef selbst, solange er es auch sein mag, bleibt die Entlassung eines braven Jahrganges immer ein ernster Augenblick. Jeden einzelnen kennt er genau, ebenso seine häuslichen Verhältnisse. Während zweier oder dreier Jahre hat er für sie gesorgt und alles getan, sie zu tüchtigen Soldaten und Männern zu machen. Dafür haben sie zum ehrenvollen Bestehen seiner militärischen „Familie" als vollwertiges Kriegsinstrument nach Kräften beigetragen. Auch er weiß ihnen Dank dafür und bringt ihn bei seiner Abschiedsrede mit aufrichtigen Wünschen für jedes einzelnen Wohlergehen zum Ausdruck. Dann folgt alter Gewohnheit gemäß noch eine ernste Mahnung, festzuhalten in der Treue und sich nun an nationaler Arbeit, wo irgend möglich auch an der Jugendpflege zu beteiligen. Ein kräftiges Hurra auf den Kriegs- oder Kontingentsherrn erschallt, und nach einem Händedruck tönt ihnen zum letztenmal die Stimme ihres Hauptmanns entgegen: „Lebt wohl, Leute!" — Der Strom ergießt sich dann in die liebgewordene Garnisonstadt zum Abschiednehmen und -feiern! In den Offizierfamilien gibt es noch rührende Abschiedszenen. Der treue Bursche setzt noch schnell einmal seinen Liebling, den jüngsten Sohn des Hauses, auf den Ungar im Stall. Die Köchin ist schon den ganzen Tag auffallend still, und schließlich ist die ganze Familie in die Lebewohlstimmung verwickelt! Treue um Treue; es ist recht so! Auf Wiedersehen! —

Am Morgen, nach Abgang der Reservistenzüge, atmet einer erleichtert auf, nachdem ihm keiner wiedergebracht ist — der Feldwebel oder Wachtmeister! Nun soll die Ruhe über ihn kommen, aber zunächst lassen ihn die Gewohnheit und ein fortgesetztes Klopfen nicht zu der beabsichtigten Fortsetzung des Schlafes kommen. Was ist das nur? Sonst hatte man die lobenswerte Gewohnheit, die Erneuerungsarbeiten während des Manövers auszuführen. Zunächst folgt ein guter Wunsch für die rücksichtsvolle Garnisonverwaltung. Bei der Mutter der Kompagnie usw. hört aber das Vorausdenken auch im Ruhezustand nicht auf. Die bedeutungsvollen Folgen der Heeresverstärkung werden ihm wieder gegenwärtig. Er hatte sie unter dem Druck der Verhältnisse nur vergessen. Die Räume für „Etatserhöhung" und die neue Maschinengewehrkompagnie werden hergerichtet. — Das ging nicht so schnell, denn die Bewilligung des Reichstags war ja erst Ende Juni erfolgt. In Gedanken versöhnt er sich wieder mit der sonst so sehr auf Wahrung der Truppeninteressen bedachten Garnisonverwaltung, und er ist dankbar, daß die Kompagnie oder Eskadron nicht zur Bildung eines neuen Bataillons oder Regiments bestimmt worden ist! Seine davon betroffenen Kameraden mußten gleich aus dem Manöver in die neuen Standorte, um dort alles neu einzurichten. Ruhe gibt es für diese und die vorausgegangenen Offiziere überhaupt nicht. Einmal durchschlafen genügt ja auch, denkt er, und lange dauert die sogenannte Ruhepause überhaupt nicht. Anfang Oktober kommen die Rekruten, und jetzt haben wir Ende September! Vor Einführung der zweijährigen Dienstzeit war dies besser, aber die Mehrzahl hat von der über sechswöchigen Zwischenzeit nur erzählen hören. — Mit der Zusammenstellung und Sonderausbildung des Rekrutenausbildungspersonals muß ungesäumt begonnen werden. Da sich dieser wichtige Dienst zumeist innerhalb der Kaserne, in nahegelegenem Gelände abspielt und die nicht dazu gehörigen Mannschaften und Pferde auch nur kleineren Dienst haben, so hat alles einen ruhigeren Anstrich nach innen und außen. Beurlaubungen von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, Abkommandierungen zu noch übenden Reserveverbänden beschränken die Unternehmungslust zu weiter reichenden Übungen. Nur Jagdreiter und Pferde beginnen ihre herzstärkenden, für kriegsmäßiges Reiten so notwendigen frischen Galopps über die herbstliche Flur. Auch unseren neueren Lufttruppen bringen die Reservistenentlassungen und zahlreichen Neuformationen einen vorübergehenden Stop! Aber die notwendige Kleinarbeit für Zurechtstellung von Personal und Material nimmt doch alle Kräfte genügend in Anspruch. Das Trommeln, Pfeifen und Signalblasen der neuen Spielleute und Trompeter ist selbst für unmusikalische Gemüter kein Ohrenschmaus. Das sonst so gern gehörte ruhige Signal des Zapfenstreichs wirkt zunächst noch manchmal beängstigend, bis die Künstlerschaft zu lang getragenen, sicher durchhaltenden, melancholischen — unreglementarischen Tönen gelangt. So scheint sich alles gleichmäßig zu wiederholen, und doch bringt jedes Jahr Neuerung und Fortschritt auf allen Gebieten. Vor allem ist es der unausgesetzte Wechsel der Menschen und Pferde, deren individuelle Ausbildung und Behandlung erst zu jenem festen organischen Gefüge unseres großen Heeres führt.

Der wichtigste Dienst in dieser Zeit ist sicherlich der der Vorbildung des Rekrutenausbildungspersonals. Ein neuer Rekrutenoffizier, ein größerer Teil junger Unteroffiziere und naturgemäß durchweg neues Unterpersonal erfordern eine eingehendere persönliche Teilnahme des

Kompagnie-, Eskadron- oder Batteriechefs. Er beginnt dabei schon mit einer seiner wichtigsten Aufgaben, der Vorgesetzten- und Führerausbildung. Die ersten Unterweisungen wird er daher persönlich vornehmen. Dabei gilt es vor allem, das wichtige Kapitel der Behandlung der Rekruten eingehend und ernst zu behandeln und zu individueller Ausbildung des einzelnen Mannes anzuleiten. Zuerst muß die Seele des jüngeren Soldaten erfaßt und ausgebaut werden. Wort und vor allem das Beispiel der Vorgesetzten müssen jenes Vertrauensverhältnis anstreben, das den sogenannten entgegenkommenden Gehorsam herbeiführt. Aus ihm entsteht die rechte Selbsttätigkeit und Selbständigkeit im Rahmen des Ganzen, ohne die der Erfolg nicht denkbar ist. Lust und Liebe zum Dienst und das Erfassen des Wesens jeder Sache sind die weitere Folge. Der Rekrutenoffizier stellt den Plan nach den Weisungen seines Chefs auf, so daß jederzeit die erforderliche Vorbereitung rechtzeitig erfolgen kann. Ohne solche ist ein regelmäßiger, gründlicher Fortschritt nicht zu erreichen. Während der Vorbereitungzeit wird nun von dem Personal die gesamte Einzelausbildung theoretisch und praktisch durchgearbeitet. Jeder dazu Gehörige muß alles selbst tadellos vormachen können. Von großer Bedeutung ist die Erziehung zur richtigen Abhaltung des theoretischen Unterrichts, durch den denkende, frische Soldaten erzogen werden. So müssen die wenigen zur Verfügung stehenden Tage tüchtig ausgenutzt werden, auch wenn schon vor dem Manöver mit der Ausbildung begonnen worden ist. Nicht minder wichtig ist die Bereitstellung eines tadellosen Ausbildungsmaterials. Scheiben aller Art, Zielapparate, Hilfsmaterial, Fecht- und Turngerät, Mittel zum Entfernungschätzen usw. müssen neu beschafft oder erneuert werden. Genaue Besichtigung aller dieser Sachen und entsprechende Verteilung an das Personal erfolgt durch den Kompagniechef. Seine Hauptaufgabe bleibt aber, vorzusorgen, daß jedem Mann eine gut durchgesehene und richtig erprobte Waffe rechtzeitig in die Hand gegeben wird. Neben allem ist die Fürsorge für gute, gesunde Unterkunft, reichliche und vorzügliche Verpflegung, rechtzeitige ausreichende Beleuchtung und Heizung sowie praktische hygienische Einrichtung zu treffen.

So sieht die Ruhezeit nach dem Manöver aus. Sie ist hauptsächlich dem Wohl der jungen Soldaten gewidmet.

****

Die Berliner Herbstflugwoche.

Von Karl Heinz Bernius. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen der „Woche".

Wie erstaunlich schnell sich die Menschheit mit der Tatsache des Fliegens abgefunden hat, kann man am besten bei der diesjährigen Berliner Herbstflugwoche sehen. Während noch vor drei Jahren einfache Dauer- und Höhenflüge von wenigen Minuten und noch weniger Meter genügten, um zur Flugwoche zahlreiche Besucher anzulocken, die kamen, um den Menschen in seiner Beherrschung der Luft bewundern zu können, sind heute viele Zuschauer schon so verwöhnt, daß sie selbst den Anblick kühner Kurvenflüge und nervenerregender Gleitflüge als langweilig empfinden. Die Flug- und Sportplatz G. m. b. H. Johannisthal, die Veranstalterin der Berliner Flugwochen ist, hat deshalb in das Programm der jetzigen Herbstflugwoche zahlreiche Wettbewerbe aufgenommen, die zum größten Teil geeignet sind, das Interesse des Publikums für den Flugsport wach zu halten und von neuem anzuregen.

In erster Linie sind das die Flugzeugrennen, wobei nach einem gleichzeitigen Start die Flieger je eine etwa 10 Kilometer außerhalb des Flugplatzes sich befindende Wendemarke zu umfliegen haben, um dann wieder nach dem Flugplatz zurückzukehren. Diese Flugzeugrennen, die für Ein- und Doppeldecker gesondert veranstaltet werden, können, wenn einigermaßen gleichwertige und gleich schnelle Maschinen am Start erscheinen, sehr spannend und aufregend werden. Leider aber sind bis jetzt noch in Johannisthal unter den Ein- und Doppeldeckern die schnellen Maschinen nicht in der Mehrzahl. Von den Rennen des ersten Tages gewann Laitsch auf seinem Eindecker das Rennen für schwere Eindecker, und das Rennen für Doppeldecker, das erst am Ende der Flugwoche stattfindet, wird der schnelle Zweidecker, den Janisch oder Rupp steuert, kaum verlieren können.



Dipl.-Ing. Sablatnig (Höhenrekord von 2100 m mit 2 Passagieren).



Laitsch (Sieger im Rennen für schwere Eindecker).

Erfreulicherweise wurde in der diesjährigen Herbstflugwoche auch nach langer Zeit wieder einmal ein neuer deutscher Rekord aufgestellt. Der Flieger Dipl.-Ingenieur Sablatnig stieg mit zwei Passagieren auf eine Höhe von 2100 Meter und schlug damit den seither von V. Stoeffler mit 1740 Meter gehaltenen Höhenrekord für einen Flug mit zwei Passagieren, wobei der Doppeldecker, den er benutzte, eine Nutzlast von 206,5 Kilogramm zu tragen hatte. In kurzem Anlauf stieg



Flieger Lindpaintner.

das Flugzeug auf und überwand schnell die Zone der ziemlich heftigen Böen, die an diesem Nachmittag in der Nähe des Bodens herrschten.

An verschiedenen Tagen der Flugwoche fanden auch die Wettbewerbe um die Preise des Kriegsministeriums statt, das ingesamt 16250 Mark gestiftet hat. Für diese ausschließlich technischen Konkurrenzen wurden nur Flugmaschinen zugelassen,



Remus (Zweiter im Dauerflug am 2. Tag).

die bei allen Wettbewerben imstande waren, außer für 4 Stunden Betriebstoffe (Benzin und Oel), ferner außer den Instrumenten und Werkzeugen eine Nutzlast von 200 Kilogramm tragen zu können. Da für diese Bedingungen die Doppeldecker wegen ihrer größeren Tragfähigkeit viel besser geeignet sind als die schnelleren Eindecker, so nahmen an den Wettbewerben um die Preise des Kriegsministeriums in erster Linie auch fast nur Doppeldecker mit Erfolg teil. Von ihnen gelang es Kießling, den Preis des Kriegsministeriums für die größte Steigfähigkeit zu gewinnen, da er es fertigbrachte, mit seinem Doppeldecker trotz der vorgeschriebenen Belastung in 7 Minuten 45 Sekunden auf die verlangte Höhe von



Stiploschek (Sieger im Dauerflug am 1. u. 2. Tag).



Kießling [×] (Sieger im Wettbewerb des Kriegsministeriums um die größte Steigfähigkeit).

800 Meter zu steigen. Von den andern Wettbewerben des Kriegsministeriums gewann Ernst Stoeffler, der Bruder des Fernfliegers Viktor Stoeffler, den Preis für den kürzesten Anlauf, während die ebenfalls noch in das Programm der Flugwoche aufgenommenen kriegsministeriellen Wettbewerbe um den Preis für den kürzesten Auslauf und den Preis für den größten Unterschied zwischen der größten und kleinsten Geschwindigkeit erst am Ende der Flugwoche zum Austrag gelangen.

Das Wetter war für die Flüge fast immer günstig. Abgesehen von dem stets strammen Wind, der aber unsere Flieger an ihrer Tätigkeit nicht mehr zu hindern mag, herrschte ständig ein herrliches, fast noch sommerlich warmes Herbstwetter, das



Flieger Fiedler
besichtigt die Rennstrecke auf der Karte.

oftmals, besonders an dem Sonntag, viele Tausende von Zuschauern auf den Flugplatz Johannisthal lockte, unter denen vor allem die Vertreter der Behörden und viele Offiziere, besonders von unserer Verkehrs- und Fliegertruppe, zu bemerken waren.

Wiener Moden in Berlin.

Hierzu die Abbildungen auf S. 1686.

Die Wiener bringen einen wahren Farbenrausch, Farbenkompositionen von erstaunlicher Kühnheit. Ihre Linien zeugen von künstlerischer Freizügigkeit, von einer fast an Naivität grenzenden Selbstverständlichkeit, die mit weiten Schwingen den Alltag hinter sich läßt.

Wien scheint Paris an Phantasie überflügeln zu wollen; was man hier andeutet, wird dort zu beredter Wirklichkeit. Eine innere Verwandtschaft jedoch, eine gegenseitige Befruchtung ist unleugbar. Die Wiener lehnen sich gegen die gekünstelte Figur auf und erstreben eine Gewandung, die den Körper nicht beengt und seiner natürlichen Linien beraubt. Diese Tendenz läßt sie ein wenig über das Ziel schießen und schafft manche Form, an die sich das Auge schwer gewöhnen wird.

Ihre gesamten Darbietungen sind jedoch reich an Interessantem, reich an Anregung für die ganze Frauenkleidung. Die Interpretinnen der Wiener Modekunst (meist Entwürfe des Architekten E. J. Wimmer) tragen die Kompositionen mit vorbildlicher Grazie und wissen jede der fein durchdachten Einzelheiten wirksam zur Geltung zu bringen. Es sind nicht nur Kleider und Mäntel, sondern interessante und amüsante Anregungen über das Thema: „Wie setze ich mich am besten in Szene?“ Da gibt es mancherlei zu sehen. Der eigenartige Schmuck der Haarreifen, die koketten Tüllhauben, weniger sensationell als kleidsam, die köstlichen Halsgehänge, die eigenartige Fußbekleidung, alles sucht eigene Pfade, jedoch immer mit dem Bestreben, den Gesamteindruck zu heben.

Am bedeutungsvollsten sind natürlich Mäntel und Kleider. Die Massigkeit der Mäntel, die unerhört weiten Formen in schweren Stoffen setzen in Erstaunen. Da ist ein Mantel aus Duvetine in einem eigenartigen blauen Ton, der in Gemeinschaft mit der dazu gehörenden Kapuze wie ein Nonnenmantel wirkt. Dann eine Mönchskutte aus flimmerndem Perlstoff, von grellbunter Steinkette umgürtet. Ein orangefarbener Mantel trägt goldrote Füchse, und ein buntgemusterter Plüschmantel, dessen Weite durch einen breiten Pelzansatz gehalten wird, weist ein ganzes Oberteil und Aermel aus schwerem Opossum auf.

Die prächtigen seidenen Abendmäntel haben hauptsächlich die Absicht, ihre Trägerinnen in den Logen zu schmücken. Pelz wird überall mit geradezu pompöser Verschwendung angewandt. Ein schweres weinrotes Seidenkleid mit faltigem, weit abstehendem Schoß mit Pelzeinfassung würde überall als besonders geschmackvoll auffallen, ebenso mehrere ähnliche Straßenkostüme, während ein schwarzes Seidenkostüm mit drapierter, von breitem Chinchilla eingefaßter Tunika, sehr breitem Chinchillagürtel, dazu eine spitze, pelzumsäumte, schwarze Samtkappe ebensolches Aufsehen erregen würde wie das schwarze Straßenkleid, dessen faltigen Schoß und Rock regelrechte Reifen ausspannen.

Die Gesellschaftstoiletten flammen in leidenschaftlichen Farben, locken mit weichen, gebatikten Stoffen in wundersam getönten, fließenden Geweben, die das große künstlerische Können der Wiener verraten.

Hausgewänder für Feierstunden und streng sachliche Kleidung, durch bunt gehäkelte Tücher, durch lebendig gefärbte Schals ein wenig aufgeheitert, wechseln mit neuartiger Sportkleidung, mit grellbunten Tenniswesten und Skidresses.

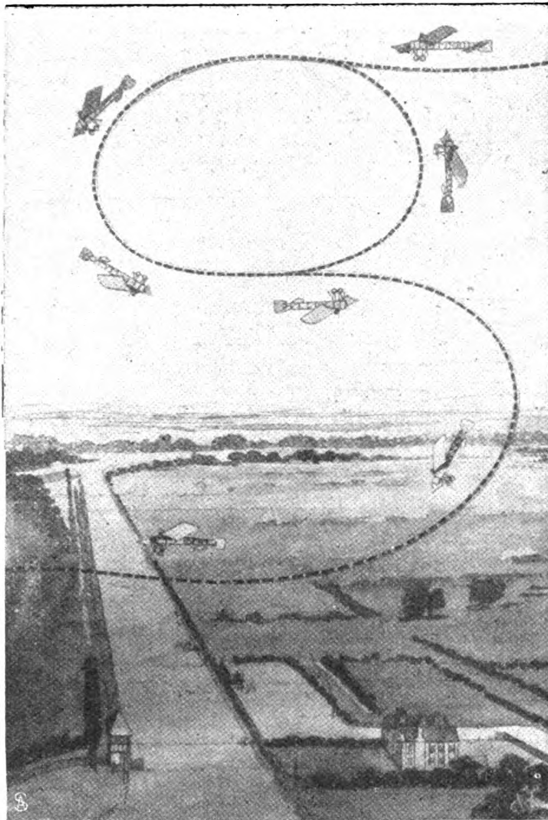
Mit liebenswürdiger Sachlichkeit gaben die Verkünderinnen und Meisterinnen dieser neuen Schule belehrenden Anschauungsunterricht. Auf dem Podium vor den Spiegeln drapierten sie sich mit den Tüchern, legten mit kunstvollen Griffen die phantastischen Mantelgebilde über ihre teils sehr entblößten Schultern und lehrten die Kunst des Gürtelarrangements durch farbenprächtige Bänder, deren Mitwirkung sie wohl zu schätzen wissen, denn die belebende Note des geschickt geknoteten Gürtels fehlte bei wenigen Toiletten

Unsere Bilder

Die Kasseler Jahrtausendfeier (Abb. S. 1681). In einer Urkunde König Konrads I. wird zum erstenmal der Ort Chassala erwähnt, aus dem sich im Lauf der Zeiten die jetzt über 100 000 Einwohner zählende Haupt- und Residenzstadt Kassel entwickelt hat. Daher feiert der Ort in diesen Tagen das Jubiläum seines tausendjährigen Bestehens, ein Jubiläum das von langer Hand sorgsam vorbereitet worden ist. Ein Festspiel wurde gedichtet, mit dem die offizielle Feier begann, und ein historischer Festzug wurde veranstaltet, in dem sie nach außen hin gipfelte.

Die Einweihung des Berliner Osthafens (Abb. S. 1680), die am letzten Sonntag in feierlicher Form vollzogen wurde, ist ein für die Reichshauptstadt bedeutsames Ereignis. Der neue Hafen, eine mit Speichern, Kranen usw. versehene Kaianlage, soll dem Umschlagsverkehr zwischen Wasserstraßen und Eisenbahnen dienen; man erhofft von ihr eine Stärkung des Verkehrs auf den märkischen Wasserstraßen und eine Förderung der Verbindungen mit großen Handelsplätzen, wie Hamburg, Stettin, Breslau und Magdeburg. Der Schöpfer der Anlage ist der Chef der Berliner Tiefbauverwaltung Stadtbaurat Krause.

Albanien (Abb. S. 1682). Wer da glaubte, daß mit dem Abschluß des Friedens von Bukarest auf dem Balkan für die Dauer die Ruhe eingekehrt sein würde, sieht sich schwer enttäuscht. Zwischen der Türkei und Griechenland ist noch lange nicht alles in die Reihe gebracht, in Westthrazien herrscht eine starke Gärung, und vor allem droht von Albanien her die Gefahr neuer Verwicklungen. Die Londoner Botschaftervereinigung hat beschlossen, daß ein selbständiger Staat Albanien entstehen solle, und sie hat dessen Grenzen festgesetzt. Aber die Albanier nehmen das Geschenk, das ihnen die europäischen Großmächte machen, keineswegs mit überquellender Dankbarkeit entgegen, sie wollen mehr, als sie erhalten sollen, gönnen insbesondere Montenegro nicht, was diesem Königreich zugesprochen wurde. Immerhin lassen sie sich hier noch an dem Kampf mit Worten genügen, während zwischen ihnen und den



Nach einer Zeichnung von G. Bron.

Graphische Darstellung von M. Pégouds Schleifenfahrt.

Serben der Kampf mit den Waffen geführt wird, der schon manch blutiges Opfer gefordert hat. Da die Albanier unter Führung von Bolietinaz mehr als einen Erfolg errungen haben, sieht sich Serbien zu neuen Rüstungen genötigt und muß dabei die Erfahrung machen, daß die Kriegslust, die während der beiden Balkanfeldzüge überall die Oberhand hatte, in manchen Teilen des Volkes geschwunden ist. Die Mobilisierung gewisser Truppenkörper stößt auf Schwierigkeiten, da viele Reservisten der erneuten Einberufung nicht Folge leisten wollen. Indessen wird sich die Stimmung vielleicht wieder ändern, denn die Serben, die behaupten, von den Feinden ohne Grund angegriffen zu sein, wissen neuerdings von Siegen zu berichten. Dabei sind die Albanier untereinander keineswegs einig, namentlich ist Essad-Pascha, dem man eine Zeitlang sogar nachsagte, er strebe nach der Krone, immer noch geneigt, seine eigenen Wege zu gehen. Hier und da meint man, die albanischen Wirren würden am ehesten gelöst werden, wenn der neue Staat seinen Fürsten erhalte. Aber es steht noch nicht fest, wer es werden wird. Einer der Prätendenten, der ägyptische Prinz Achmed Fuad, weilt gegenwärtig in Berlin.

Ein Denkmal des Prinzregenten Luitpold (Abb. S. 1684) ist am Sonntag in München unter Teilnahme des Prinzregenten Ludwig feierlich enthüllt worden. Es ist ein Reiterstandbild, das vor dem Neuen Nationalmuseum seinen Platz gefunden hat, ein Meisterwerk des Münchner Bildhauers Professor von Hildebrand.

Ein Generalkapitel des Domstiftes in Brandenburg (Abb. S. 1675), bei dem zwei neue Würdenträger in ihre Aemter eingeführt wurden, fand am letzten Sonntag statt. Unter den Domherren, die daran teilnahmen, war auch der frühere Reichskanzler Fürst von Bülow.

Ein diplomatisches Diner (Abb. S. 1680), an dem die Mitglieder des Schweizer Bundesrats und seiner ausländischen Gesandten teilnahmen, fand vor kurzem auf Gurnigel statt. Wir bringen im Gruppenbild die Teilnehmer, unter denen sich der Gesandte in Berlin Dr. von Claparède, der Bundespräsident Eduard Müller und viele andere namhafte Persönlichkeiten der Diplomatie befinden.

Am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig (Abb. S. 1685) werden die patriotischen Feiern zum Andenken an die große Zeit vor hundert Jahren ihren Höhepunkt erreichen. Auf dem Schlachtfeld, auf dem Napoleon die große Niederlage erlitt, erhebt sich das gewaltige Denkmal, zu dem der Grundstein bereits im Jahr 1900 gelegt wurde. Am 18. Oktober wird es eingeweiht werden, und der Feier werden nicht nur Deutsche, sondern auch Fremde beiwohnen, vor allem wird auch Oesterreich offiziell vertreten sein.

Jeanne d'Arc in Japan (Abb. S. 1683). Die Greueltaten, die von Chinesen in Nanking an Japanern begangen wurden, haben in dem Inselreich des fernen Ostens eine ungewöhnliche Aufregung hervorgerufen, und um ein Haar wäre es darüber zum Krieg gekommen. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen waren in helle Empörung geraten, und eine Art Johanna von Orleans tauchte auf, die wenigstens kampfbereite Reden hielt.

Looping the Loop im Aeroplan (Abb. nebenst.). Das Looping the Loop genannte, waghalsige Kunststück, mit dem früher Radfahrer im Zirkus Staunen erregten, macht jetzt in England der Flieger Pégoud im Aeroplan nach. In Schleifenfahrten üben sich wohl alle Aviatiker, die Hervorragendes leisten wollen. Aber die Schleifen nicht horizontal, sondern vertikal zu ziehen, so daß das Flugzeug zeitweise verkehrt in der Luft schwebt, war Herrn Pégoud vorbehalten. Zuerst durchflog er S-förmige Bahnen, neuerdings aber auch kreisförmige.

Maggie Teyte (Abb. S. 1683), eine Sängerin aus Chikago, gastierte kürzlich im Königlichen Opernhaus zu Berlin als Madame Butterfly in der bekannten Puccinischen Oper. Die Partie wird von Sopranistinnen, von Soubretten sowohl wie von dramatischen Sängerinnen, namentlich auch von den amerikanischen, sehr geschätzt, und so war es nicht verwunderlich, daß auch Miß Teyte sie wählte, um sich dem Berliner Publikum vorzustellen.

Torquato Tasso (Abb. S. 1683) ist neuerdings in den Spielplan des Deutschen Theaters in Berlin aufgenommen worden. Es war eine Ueberraschung, und man durfte gespannt sein, wie sich Max Reinhardt, der modernste aller Regisseure, mit der Inszenierung dieses klassischen Werkes abfinden würde. Nun, er hat sich als fein empfindender Künstler bewährt, indem er auf alle Reinhardtschen Effekte verzichtete und Goethe allein die Herrschaft überließ. In seiner Gattin Else Heims stand ihm eine ausgezeichnete Prinzessin zur Verfügung.

In Baden-Baden (Abb. S. 1684) fand die Vermählung des Direktors der Dresdner Bank in Berlin Herrn Herbert Gutmann mit Fräulein v. Frankenberg-Ludwigsdorf statt.

Dr. Otto von Glasenapp (Portr. S. 1684) der Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, vollendete am 30. September sein 60. Lebensjahr. 1853 in Schivelbein geboren, trat er 1874 in den preußischen Justizdienst ein, ging später zur Verwaltung über, und 1896 trat er als Geheimer Oberfinanzrat in das Reichsbankdirektorium ein, zu dessen Vizepräsidenten er 1907 ernannt wurde.

Geheimrat Daude (Portr. S. 1684), der Berliner Universitätsrichter, ist in der Nacht vom Sonntag zum Montag, 62 Jahre alt, gestorben. Dr. Paul Daude trat nach Beendigung seiner juristischen Studien in den preußischen Justizdienst. Mehrere Jahre war er in Marienwerder und Berlin als Staatsanwalt tätig, bis 1885 seine Ernennung zum Universitätsrichter erfolgte.

Die Toten der Woche

Professor Julius Adam, bekannter Tiermaler, † in München am 23. September im Alter von 68 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Daude, Berliner Universitätsrichter, † in Berlin am 29. September (Portr. S. 1684).

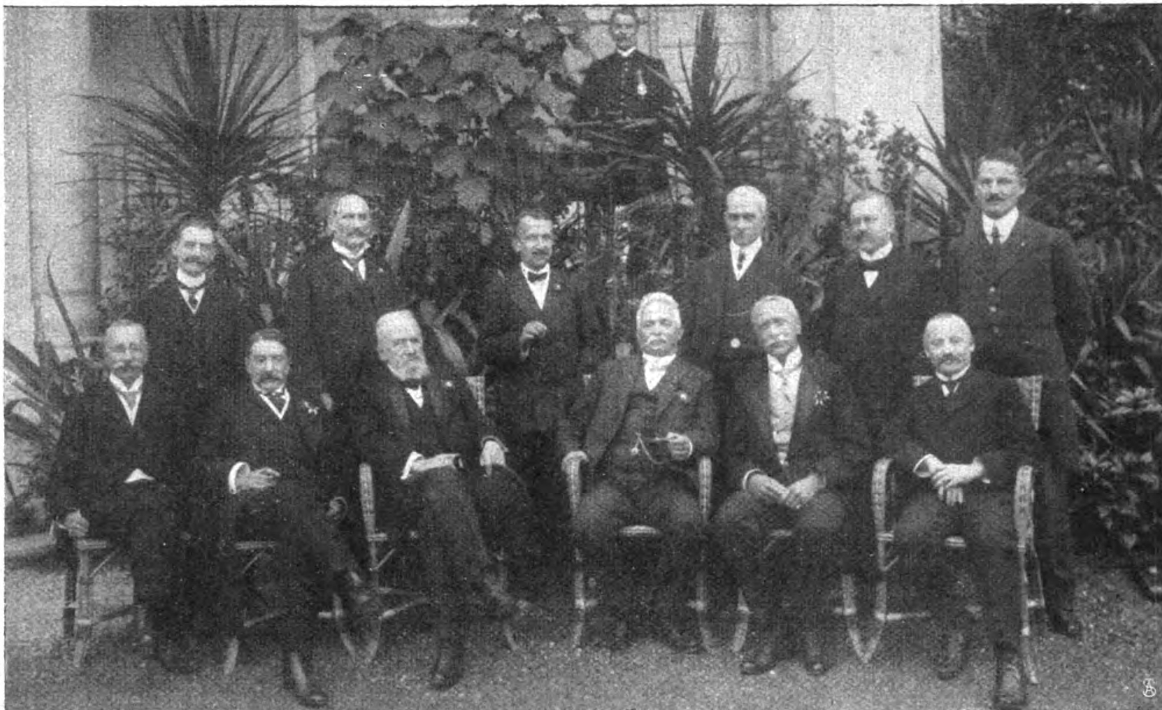
Unterstaatssekretär a. D. Dujardin-Beaumetz, † in Paris am 27. September im Alter von 61 Jahren.



Phot. Sanden

Der frühere Reichskanzler Fürst Bülow (×) begibt sich mit Oberhofprediger Dryander (××) zur Stiftkirche.

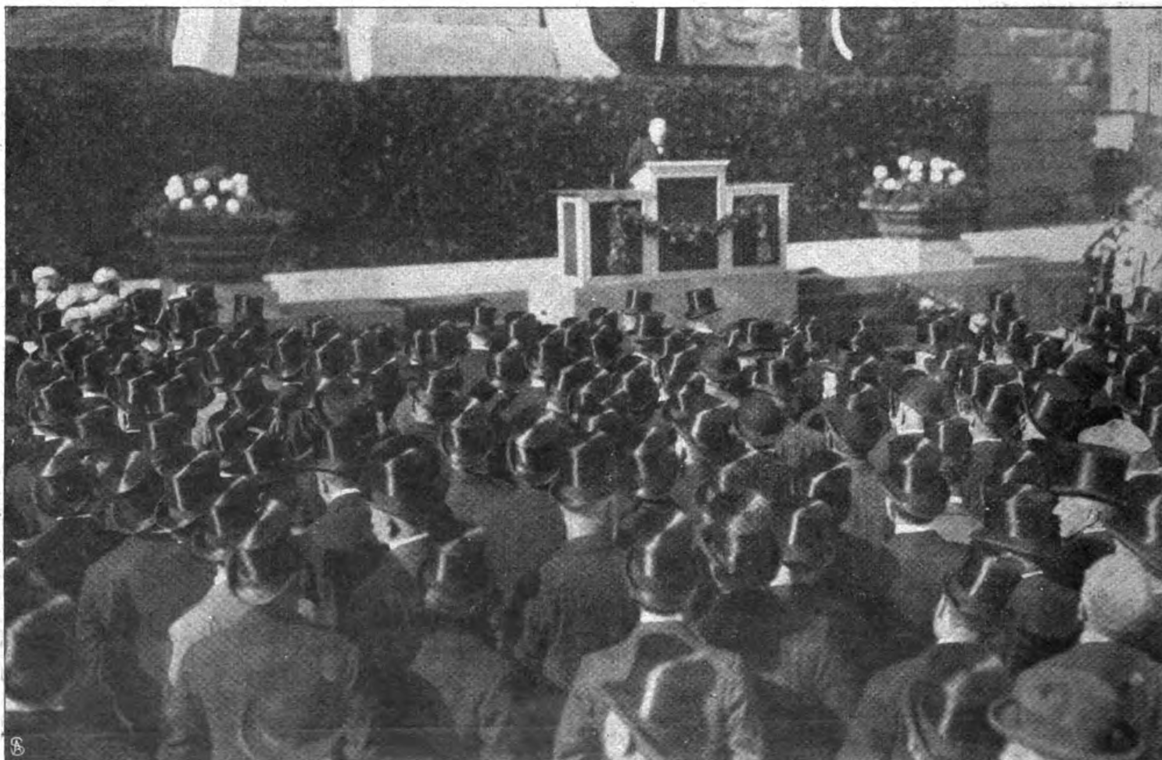
Vom Generalkapitel des Domstiftes in Brandenburg a. d. H.



Phot. Keller.

Sitzend von links: Arthur Hoffmann, Vizepräsident des Bundesrats; Eduard Odier, außerordentlicher Gesandter in St. Petersburg; Dr. Alfred von Claparède, außerordentlicher Gesandter in Berlin; Eduard Müller, Bundespräsident; Dr. Gaston Carlin, außerordentlicher Gesandter in Großbritannien und den Niederlanden; Giuseppe Motta, Bundesrat. — Stehend von links: Paul Dinichert, Sekretär-Adjutant des politischen Departements; Dr. Felix Calonder, Bundesrat; Ferdinand von Salis, außerordentlicher Gesandter in Tokio; Dr. Karl Bourcart, Sekretär des politischen Departements; Edmund Schultheß, Bundesrat; Dr. Alfred Bonzon, Vizekanzler der Eidgenossenschaft.

Die Teilnehmer eines diplomatischen Diners des Schweizer Bundesrats und seiner ausländischen Gesandten auf Gurnigel.

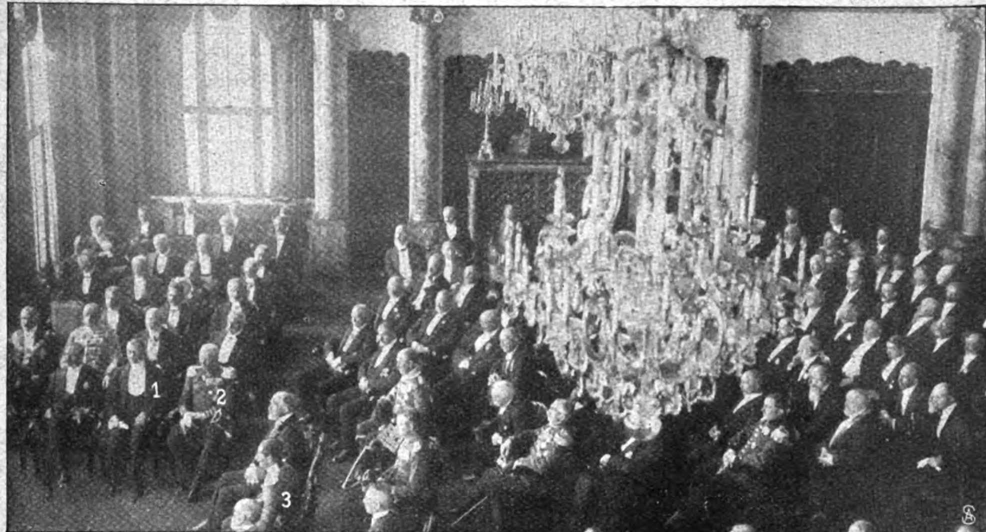


Die Einweihung des Osthafens in Berlin: Geh. Baurat Krause am Rednerpult.

Die Jahrtausendfeier in Kassel.

Rechts: **Festsitzung im Rathaus.** Hofphot. Eberth.

Unten: **Bilder aus dem Festzug.**



1. Oberbürgermeister Dr. Scholz. 2. General v. Scheffer-Boyadel. 3. Prinz August Wilhelm.



Phot. Hohlwein.

Landgraf Karl und Gemahlin um 1713.



Hofphot. Eberth.

Der „Herkules" im Festzug.



Hofphot. Eberth.

Die Germania im Festzug.



Phot. Gebr. Haeckel.

Kunst und Wissenschaft um 1613.



Issa Bolietinaz,
bekannter Albanierführer.



Die Stadt Ochrida in Neu-Serbien, von den Albaniern bedroht: Blick von der Seeseite.



Straßenbild aus der Stadt Ochrida.



Orientierungskarte.
Die Pfeile bezeichnen den Vormarsch der Albanier.



Prinz Achmed Fuad von Aegypten,
Thronprätendent für Albanien, in Berlin.

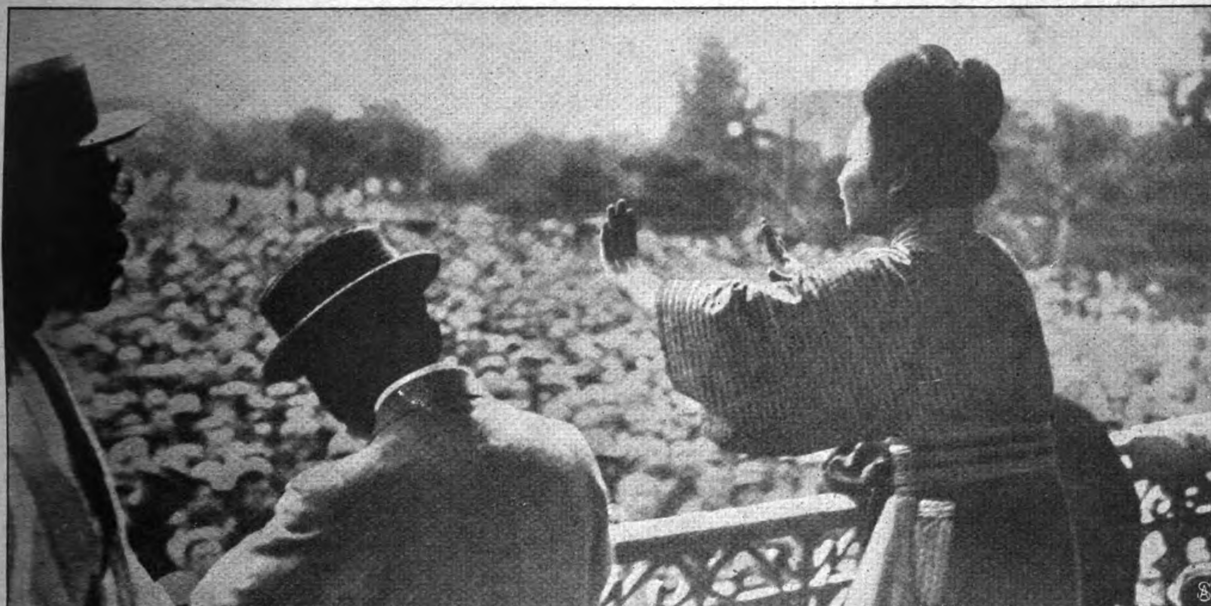


Die von den Albaniern genommene Stadt Dibra.



Phot. Farlingue.
Essad-Pascha,
der „König" von Albanien.

Der Aufstand in Albanien.



Jeanne d'Arc in Japan: Eine junge Japanerin feuert die im Hibiya-Park in Tokio versammelte Menge zum Vorgehen geg. China an.



Phot. Schneider.

Maggie Teyte,
Zu ihrem Gastspiel als Madame Butterfly a. d. Berliner Hofoper



Phot. Becker & Maaß.

Else Heims als Prinzessin.
Von der Tasso-Aufführung am Deutschen Theater in Berlin.



Geh. Reg.-Rat Dr. Daude †
Universitätsrichter in Berlin.



Geh. Ob.-Finanzrat Dr. v. Glasenapp,
Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, wurde 60 Jahre.



Phot Nikolas Aluf.

1. Oberbürgermeister von Borscht. 2. Prinzregent Ludwig. 3. Prinz Leopold. 4. Prinz Rupprecht.

Von der Enthüllung des Prinzregentendenkmals in München.



1. Frhr. v. Rüdt. 2. Freiin v. Goeler. 3. Fr. Direktor Schuster. 4. Frl. Scheitlin. 5. Fr. Daysy Gutmann, geb. v. Frankenberg. 6. Herr Herbert Gutmann. 7. Frl. v. Stutterheim. 8. Frl. v. Landau. 9 Herr Fritz Gutmann. 10. Frhr. zu Puttlitz. 11. Frhr. von Willich. 12. Frl. Ruth von Frankenberg. 13. Frl. Pussy v. Frankenberg. 14. Fr. Geh. Rat Gutmann. 15. Geh. Rat Gutmann. 16. Rittmstr. von Frankenberg-Ludwigsdorf. 17. Freifrau von Frankenberg. 18. Herr Kurt Gutmann. 19. Fred von Frankenberg. 20. Kammerherr von Frankenberg. 21. Graf Wartensleben. 22. Baronin E. A. von Goeler. 23. Herr Max Gutmann. 24. Herr Direktor Schuster. 25. Erz. Frhr. v. Marschall. 26. Frhr. E. A. van Goeler. 27. Fr. von Porbeck. 28. Freifrau von Seckendorff. 29. Herr Dr. Gründler. 30. Frau H. Gutmann. 31. Marquis de Montagliari. 32. Frau Orsine Baroni. 33. Herr H. Gutmann.

Von der Vermählung des Herrn Herbert Gutmann mit Frl. v. Frankenberg-Ludwigsdorf in Baden-Baden. — Phot. H. Kühn.



Phot. König.

Das am 18. Oktober zur Einweihung gelangende Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.



Schwarzweißer Gesellschaftsmantel.



Lindengrüner Mantel mit lila Samtstreifen.



Weiße Toilette mit schwarzem Ueberkleid.



Buntgemusterter Plüschmantel mit Opossum.



Schwerer schwarzseidener Mantel mit Silberstickerei.

Wiener Mode in Berlin: Eigenartige Mäntel und Kleider in leuchtenden Farben.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

4. Fortsetzung.

Das Tennisspiel nahm seinen Fortgang. Georg von Röbbeln, der eben hinzugekommen war, beobachtete Gerda. Und sie gefiel ihm außerordentlich. Schlank und rassig im Tenniskostüm, schwang sie ihr Rakett mit Sicherheit und Anmut.

Ihre Wangen waren gerötet, die Augen blitzten, und man sah ordentlich, wie ihre Pulse flogen. Alle Gemessenheit, auf die sie sonst so stolz war, und die sie seit ihrem Aufenthalt in England noch übertrieben, war verflogen.

Sie war zu Herrn von Röbbeln liebenswürdiger, als sie sonst zu den anderen Herren des Regiments zu sein pflegte.

Es schien ein netter Mensch zu sein; sehr sympathisches Gesicht. Offenbar von großer Gutmütigkeit und recht gewandt.

Er hatte Gerda sofort in ein Gespräch verwickelt, das offenbar sehr anregend sein mußte. Denn sie vergaß darüber vollkommen ihr Spiel mit Widding, der auf der anderen Seite des Netzes mit Greuther und Berndall stand und mit dem Rakett sich an das Knie schlug.

Er kam sich wie entthront vor und spielte endlich mit Klitzing, um ihn ein wenig zu trainieren.

Mitten in ihr Spiel hinein kam da ein ganz fremder Mensch, und da wurde e r einfach an die Seite gestellt.

Der hätte auch bleiben können, wo er gewesen.

„Aber Widding! Was haben Ihnen denn die armen Bälle getan, daß Sie sie mir so zuschmettern? Ich kann nicht so toll herumspringen. Das geht mir zu rasch und zu wild.“

„Entschuldigen Sie. Also bitte, so!“

Gerda war mit Röbbeln herbeigetreten und sah zu, wie jetzt Lotte Archim mit Widding spielte. Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, und Herr von Röbbeln stand vor ihr, ein wenig über sie gebeugt.

Na, dachte Widding, so habe ich mich nun nie zu ihr hingestellt; der kennt sie seit fünf Minuten und erlaubt sich das.

Er hatte große Lust, ihn zur Rede zu stellen; aber schon fing er auch mit ihm an zu plaudern, und nach ein paar Minuten gestand Widding sich, daß dieser Herr von Röbbeln ein ganz passabler Herr sei, dem man nicht böse sein konnte. Seine Art war nett, daß er einen mit dem ersten Wort gefangennahm.

Es war offenbar nicht viel dahinter, und was er sagte, bot nichts Aufregendes — aber wie er sich gab, das war überaus angenehm, so daß man ihm gern zuhörte.

Er war wirklich harmlos und sehr ungeniert. Wenn man soviel Geld hinter sich hatte, brauchte man freilich nach niemand zu fragen.

Das verfluchte Geld! Was halfen einem alle Ahnen, deren er eine hinreichende Anzahl besaß, wenn man nur solch einen Vater hatte wie Röbbeln, selbst wenn man mit ihm herumprozessieren mußte.

„Sagen Sie, Herr von Widding, Sie sind passionierter Rennreiter?“

„Wenn auch das nicht.“

„Doch, doch! Ich habe Ihr Bild in allen Zeitschriften gesehen, der erste Sieger. Halten Sie sich nur dran, daß Sie am Schluß auch der Sieger unter den Siegern bleiben.“

„Sehr hübsch gedacht — aber —“

„Aber! Was? — Ich möchte Ihnen meinerseits furchtbar gern eine Chance bieten. Ich habe mir da zu meinen elenden Steeplern ein paar neue Nummern gekauft, die sich sehen lassen können. Oldfather von Gouverneur aus der Saga und Idealist, einen Hannibalsohn a. d. Hekate. Könnte ich da — natürlich ganz unverbindlich — vielleicht einmal auf Ihre Hilfe rechnen? ... Sie werden gewiß nicht schlecht dabei abschneiden. Ich selbst traue mich nicht recht, so vor alle Welt mich hinauszustellen, habe Lampenfieber. Ich habe auch keinen rechten Ehrgeiz, und da lasse ich lieber laufen und sehe zu, statt daß ich selbst oben sitze. Da habe ich an S i e gedacht, wie man so was tut. Man hört einen Namen, fünf-, sechsmal, da sagt man sich: Donnerwetter, wenn du d e n mal haben könntest!“

„Ich weiß nicht, ob ich ...“

„Aber ich bitte Sie! Es war ja nur ein flüchtiger Gedanke. Wenn Sie gerade Lust haben und es sich macht. Manchmal geht einem ja im letzten Augenblick ein Reiter flöten, sagt ab oder stürzt, und da sitzt man dann in Verlegenheit. Wenn man dann weiß ...“

„Dann gern! . . . Aber sonst habe ich wirklich noch nicht das Zutrauen, mich auf unbekannte Gäule zu setzen.“

„Sie können sie kennen lernen, mit Vergnügen. Also sagen Sie nichts — nicht ja, nicht nein! Es wird sich alles ergeben. Sie sollen auch nur in Frage kommen, wenn es eine sichere Sache ist. Sonst würde ich's Ihnen gar nicht anbieten. Ein paar Siege wären Ihnen sicher. Aber das hat Zeit. Meine Pferde kommen nicht so früh. Nun wollen wir Sie aber nicht länger aufhalten, was, Greuther? Wir empfehlen uns!“ . . .

Und mit Verbeugung nach allen Seiten gingen sie. —

„Nicht übel“, sagte Gerda, als Widding auf dem Heimweg sie nach dem Eindruck fragte, den der neue Herr auf sie gemacht hatte.

„Gibt sich wenigstens Mühe, liebenswürdig zu scheinen, obgleich mir das nicht paßt, wie er mir anbot, seine Pferde zu reiten.“

„Aber Herr von Widding! Das klang doch so nett.“

„Wahrhaftig! Als ob ich bloß dazu da sei, meine Knochen für seinen Stall zu riskieren.“

„Er glaubte, Ihnen einen Gefallen zu tun.“

„Ich danke schön!“

„Na, da hätten Sie früher nur einmal Graf Balk sehen sollen, wie der hinterher war, als er das erste Dutzend Siege hinter sich hatte. Wo sich nur eine Gelegenheit bot, da nahm er sie wahr. Und erst Archim. Jeder Schinder draußen war ihm zu einem neuen Sieg recht.“

„Die Passion habe ich nicht.“

„Sagen wir noch nicht! Balk ist bis auf die entlegensten Dörfer gezogen. Alle möglichen kleinen Rennplätze, wo es nur etwas zu holen gab. Der hätte Herrn von Röbbeln umarmt bei einem Vorschlag, wie er Ihnen eben gemacht worden ist.“

„So bin ich nun nicht!“

„Nein, der Herr Baron sind schrecklich stolz!“

„Bin ich gar nicht.“

„Doch! Das sind Sie; und können steif sein, daß man sich vor Ihnen graulen könnte.“

„Stimmt nicht.“

„Dagegen nehmen Sie sich mal diesen Herrn von Röbbeln zum Muster! Wie liebenswürdig der ist.“

„Junger Adel verpflichtet.“

„Ach? Glauben Sie, daß Sie weniger liebenswürdig zu sein brauchen, weil Sie mehr Ahnen haben?“

„Das nicht gerade.“

„Na also, Fritz Widding! Seien Sie friedlich und nett, und stoßen Sie die Leute nicht vor den Kopf. Wissen Sie, zur Diplomatie dürfen Sie nicht gehen. Dazu haben Sie nicht die notwendigen Fähigkeiten. Ihr Gesicht verrät Sie — verrät alles.“

„Ach? Was verrät es denn?“

„Nun, es verrät, daß Sie es sehr ungern gesehen haben, wie Röbbeln sich eben mit mir unterhalten hat, sehr nett unterhalten hat. Dafür bin ich immer dankbar. Ich lerne gern zu und höre auf Menschen, die mehr von der Welt kennen, als ich das in meinem engen Kreis kann.“

„Er scheint ja tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben.“

„Ach, Widding. Das böse Gesicht steht Ihnen nicht. Sie sind doch mein guter Freund, aber eifersüchtig dürfen Sie nicht sein. Das mag ich nicht. Das heißt immer nur: sich Rechte anmaßen, die man nicht hat. Eigentlich ist das eine Beleidigung. Auch von Ihnen. Es ist ein Zeichen des Mißtrauens, und bei guten Freunden darf es so was nicht geben.“

„Ich denke gar nicht daran, eifersüchtig zu sein.“

„Na, na, es schien mir aber fast so.“

„Also wirklich nicht!“

„Um so besser. Denn es liegt auch gar kein Grund dazu vor. So etwas wollen wir zwischen uns nicht einreißen lassen. Es erschwert nur den Verkehr. Also, ich habe mich getäuscht. Es war nichts und kommt nie wieder vor.“

Er verbeugte sich stumm — und sie sprachen von anderen Dingen.

* * *

Gerda hatte doch recht in ihrer Befürchtung. Widding war eifersüchtig. Er hatte keinerlei Rechte auf sie, aber der Gedanke, daß ein Fremder sich zwischen sie drängte und die freundschaftlichen Beziehungen störte, die sie verbanden, erfüllte ihn mit einem unangenehmen Gefühl, dem er keinen Namen zu geben hatte.

Empfand er doch tiefer, als er sich eingestehen wollte? War es Liebe? — Er war sich nicht klar, sah vor allem den guten Kameraden in Gerda, hatte nie mit ihr geflirtet, ihr nie ein Kompliment gemacht.

Er war sich nicht klar, ob sie eigentlich schön war.

Seine Anschauung war: ein liebes, nettes Mädchen. Damit war sein Empfinden bisher erschöpft.

Im ganzen Regiment war bisher niemand, der für sie in Betracht kam. Die einen waren verheiratet, die anderen dachten nicht daran, sich zu binden. Er selbst sah der Zukunft ruhig entgegen. Es war natürlich, daß er sich einmal eine Frau nahm, und es wäre ihm lieb gewesen, wenn sie Gerda geglichen hätte.

Das war doch ein ganzer Kerl. Schade, daß ihre Vermögenslage, seine wie die ihre, so wenig günstig war. Der Oberst konnte wohl die Kaution aufbringen, mehr aber kaum, so arg war er durch den Konkurs eines Bankhauses in Verlust geraten. Selbst wenn sie noch so rechneten, konnten sie eben nur eine bescheidene Leutnantsexistenz führen, aber schwerlich bei den Wuthenower Ulanen.

Fünftausend Mark oder besser sechs brauchten sie mehr, als sie zusammen hatten.

Dann hätte man daran denken können. So war es besser, diese Vorstellung erst gar nicht aufkommen zu lassen. Vom Oberleutnant bis zum Rittmeister vergingen noch Jahre.

Hete war auch noch da; auch sie verlangte einmal ihre Mitgift, und wenn man sich vorstellte, daß man selbst wieder Kinder hatte und das bißchen Geld wieder und wieder geteilt werden sollte, so gehörte viel Mut dazu, eine Familie zu gründen.

Aber der Gedanke, daß ein anderer sich für Gerda interessierte, war ebenso peinlich.

Dieser Herr von Röbbeln kam ihm sehr in die Quere. Schon daß sie sich seinetwegen beinah gezankt hatten, war bedenklich.

In den stillen Teich war ein Stein gefallen, der nun seine Kreise zog. Es blieb alles noch an der Oberfläche, aber das gewohnte Gleichgewicht war doch gestört.

Wie das plötzlich auftauchte: Millionen! . . .

Eine Fata Morgana, die sich für ihn selbst immer in Nebel auflösen würde.

* * *

Ein paar Tage später erfuhr er, daß dieser Röbbeln sich eine der schönsten Villen gemietet hatte, und dann kamen die Handwerker und bauten um und statteten aus, und eine in dem stillen Städtchen, wo alles langsam ging, ungewohnte Geschäftigkeit begann, daß die Leute stehenblieben, wenn sie die Umwälzungen anstaunten, die aus dem alten Ding eine funkelnagelneue, ganz moderne Wohnstätte machten.

Das allein schon mußte ein unheimliches Geld kosten. Wenn man bedachte, daß das alles nur auf ein paar Jahre sein konnte, bis er versetzt wurde oder abging, falls der Alte ihn doch einmal brauchte!

Bei dem spielte Geld so gar keine Rolle, trotzdem er darum prozessieren mußte. Ungeniert vertraute er auf die Zukunft.

Und man selbst sah in ein unbestimmtes graues Etwas — eine kleine Garnison, französische oder russische Grenze, wo die in Frage kommenden Wohnungen seltener waren und kein so ausgedehnter Verkehr — wo man so viel Dienst hatte und wieder Dienst.

Das war nicht verlockend.

Aber einen Trost gab es, die Freude an den Pferden. Das war doch etwas, brachte ein wenig Glanz hinein in das Einerlei, bot die Möglichkeit sogar, sich ein Stück Mammon zu erringen. Aber darauf war leider wenig Verlaß, darauf konnte man kein Leben aufbauen.

Am nächsten Sonntag hieß es, in Strausberg in den Sattel steigen. Damit waren gleich allerhand Unkosten verknüpft, denn hinterher konnte man sich nicht drücken. Er hatte auch gar nicht die Absicht, sondern dann saß man zusammen, man nutzte die Anwesenheit in Berlin noch aus, und es hieß ordentlich in den Geldbeutel greifen. Das schadete aber nichts, im Gegenteil, das erfrischte wieder einmal.

Er hatte auf Mister Walters Wunsch Black Head einmal in der Hürdenkoppel von Hoppegarten geritten. Der Hengst hatte in die Umzäunung nicht hineinwollen. Unter Widding tat er es und sprang sämtliche Hürden tadellos, dann hatte er noch ein paar Sprünge auf der Ideabahn bekommen, über die lebenden Hecken, neben denen die dicken Büsche des gelbblühenden Ginsters aufflammten, und eines Morgens war er mit ihm auch auf der Strausberger Bahn gewesen.

Auf der kleinen Waldbahn hatte er es nur mit einer mäßigen Gesellschaft zu tun. Mit der sollte er schon fertig werden. Man konnte gern ein paar Goldstücke auf den eigenen Ritt setzen. Wenn auch nicht viel dabei herauskommen würde, durfte man es sich doch nicht entgehen lassen. Wie in Wuthenow war es gewiß nicht mehr, wo Black Head als krasser Außenseiter ins Rennen ging. Diesmal hatten die Sportzeitungen auf ihn hingewiesen, und er trug das hauptsächlichste Vertrauen. Wenn es viel gab, würde Pari herauskommen. Einen Blauen konnte man aber riskieren, meinte Widding bei sich. —

* * *

Der strahlende Himmel war an diesem Sonntag verschwunden, und grau und winterlich war es. Schneidend pfiff zuweilen der Wind. Man hörte ihn an den Coupéfenstern sausen.

Enggequetscht saßen und standen die Menschen in den überfüllten Abteilen. Bequemer hatte es Widding, der im reservierten Wagen fuhr.

Eine lange Fahrt hinaus nach Strausberg. Sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Er saß zwischen zwei fremden Menschen, spielte mit dem Riemen seines Krimstechers oder blätterte zur Abwechslung in seinem Programmheft.

Am Bahnhof stürzte sich alles auf die Wagen, und es war im Augenblick kein Platz mehr. Da ging er die kurze Strecke durch den Wald. Das war nicht weiter schlimm, er hatte Zeit, und man vertrat sich ein wenig die Beine, die man sich steif gesessen hatte. Uniform und Sattel waren schon draußen.

Eigentlich erinnerte die Bahn auf dem Quast ein wenig an die heimische, nur daß sie umbuschter, wellig und voller unangenehmer Kurven war. Das Gelände ungleich, das ging hinauf und hinunter, daß man aufpassen mußte und nur schwer die Pace taxieren konnte, weil ein Gaul bald im Schwung bergab ging, dann sich beim Ansteigen verlangsamte. Das wollte richtig erkannt werden, daß man nicht drauflos stürmte und wieder etwa die Fahrt forcierte, wenn alle gleichmäßig langsamer werden mußten, da man sich sonst leicht um alle Chancen bringen konnte.

Von dem einen Mal, daß er sich die Bahn mit Black ansehen konnte, hatte er nicht viel gehabt. Da hieß es doch im richtigen Rennen liegen, ehe man ein Urteil darüber hatte.

Gut, daß er zuerst auf Yok saß, einem sicheren Springer, der die Bahn schon öfters absolviert hatte, und dem die Hindernisse nichts Neues mehr waren.

Widding ging gleich in den Ankleideraum. Er stieg erst im dritten Rennen in den Sattel, aber war im Handumdrehen umgekleidet.

Jetzt ging ein Hagelschauer nieder, daß alle Menschen sich auf die Tribünen drängten. Ein Schubsen und Stoßen, als ob diese trockenen Eiskörner ihnen wirklich was tun konnten, die nicht einmal von Erbsengröße waren und gleich wieder schmolzen, sobald sie auf den Erdboden fielen. Nur an einigen Stellen blieben sie ein wenig länger liegen.

Wenn einem das gerade ins Gesicht schlug, mitten in voller Fahrt, hieß es aufpassen, daß diese weißen Körner einen selbst und den Gaul nicht irritierten.

Er hatte sich auf die Tribüne begeben, das Glas scharf vor den Augen, denn er sah zum erstenmal ein Rennen hier und wollte beobachten, wie die Sprünge waren.

Graf Balk ritt seine Lona, die damals in Wuthenow so völlig versagt hatte und nicht in Schwung kam, weil sie schlecht vom Start abgesprungen war und dann lustlos hinterherzottelte.

Heute war das anders. Die Stute war auf dem Posten und lag vorn an sicherer Stelle. Balk hatte die Chancen immer in der Hand und spielte mit seinen Gegnern, denen er nach Belieben auf und davon ging.

Im zweiten Rennen brach Zollers aufgeregte Wegwarte weg, jagte wie sinnlos um die Bahn, bis sie endlich über die Barriere sprang und sich die Hinterhand verletzte, daß sie aus dem Rennen gezogen wurde. Nach dreimaligem falschem Start wurde das Feld endlich ganz schlecht entlassen. Es war ein Gänsemarsch, und da die beiden favorisierten Pferde stürzten, war es ein ganz verfehltes Rennen.

Dazu war man nicht herausgekommen, um solch einer Affenkomödie beizuwohnen. Über den Starter wurde weidlich geschimpft.

Jetzt kam das dritte Rennen, und Widding stieg in den Sattel. Er musterte rasch seine fünf Konkurrenten. Die Tiere waren wirklich schlechte Klasse, und es hätte ihn nicht gereizt, eins davon unter sich zu haben, sie sahen alle ziemlich ruppig aus. Er bekam sofort einen Vor-

geschmack von der engen Bahn, denn zwei Pferde drängten und tanzten, und man hatte seine Not, den Startplatz zu behaupten. Aber es gab einen leidlichen Ablauf, und dann brauchte er sich eigentlich kaum um das Rennen zu kümmern.

Yok legte sich neben den Führenden und behielt die ruhige Pace bei, galoppierte langsam bergauf, wurde schneller beim abfallenden Terrain, sprang ruhig und sicher, ohne daß man irgendeine Hilfe zu geben brauchte, und so gewann er mit einer halben Länge, hatte aber das Gefühl, daß er dem Feld auch mit zehn oder zwanzig fortlaufen konnte.

Der Ritt ging eindruckslos vorüber.

Das war ihm sehr lieb, denn so hatte er sich wohl überlegen können, wie er Black Head am vorteilhaftesten steuerte. Die schräge Hecke drüben am Wald schien ihm am bedenklichsten.

Aber die sprang Black tadellos, hatte sich brav an den Start gestellt und ging ebenso ruhig wie vorhin Yok; und genau ebenso hatte Widding das Gefühl, daß er aus seinem Schwarzen ganz etwas anderes herausholen konnte, so daß dieses Rennen für ihn nur ein Spaziergang war. Er hielt den Hengst zurück; es war nicht nötig, daß er das Tempo angab und alle Welt offenkundig sah, wieviel in ihm steckte; er blieb also an zweiter Stelle.

Beim letzten Bogen, kurz vor der schrägen Hecke, wurde er seitlich gedrängt — eine unruhige kleine Stute quetschte sich zwischen ihn und den Ersten. An der Hecke sprang sie schräg, Black Head folgte ihr, sprang gleichfalls schräg, kam ins Stolpern und fiel fünf Längen hinter dem Hindernis.

Der Hengst sprang gleich wieder auf, lief ein paar Schritte und blieb ruhig stehen, während Widding sich halb aufrichtete und ganz verdutzt auf dem Rasen saß.

Er dachte gar nicht daran, ob ihm was passiert sei — er fragte sich nur verwundert, wie das hatte kommen können.

Black Head war schräg gesprungen. Weshalb er aber dann noch gefallen war, verstand Widding nicht. Das war völlig unerwartet. Er hatte einfach nicht aufgepaßt, sonst hätte es nicht geschehen dürfen.

So richtete er sich endlich auf, denn der Mann, der an dem Hindernis stand, kam herbeigelaufen, weil er glaubte, es sei dem Reiter was passiert.

Nein, er war ganz heil, nur schmutzig, und seine Peitsche fand er nicht gleich. Die Mütze hatte er auf dem Kopf behalten. Er ging auf Black Head zu, der sich ruhig beim Zügel fassen ließ, und so gingen sie beide zurück.

„Black Head, was war denn das?" sagte er leise vor sich hin. „Was machen wir da vor aller Welt für Geschichten? Das war doch höchst unnütz und kostet uns zweitausend M, die uns so gut wie sicher waren. Schade, alter Kerl, schade, daß wir uns so blamiert haben."

Der Gaul ging ganz brav neben ihm, den Kopf gesenkt, und so im Schritt verließen sie die Bahn.

„Oh, Herr Oberleutnant, das war Pech, aber auch ausgerechnet", sagte Mister Walters. „Eine ganz sichere Sache. Sie sind angeritten!"

„Ich glaube nicht."

„Doch! Ich hab es genau gesehen. Aber das müssen Sie doch wissen, ob Sie angeritten sind."

„Weiß ich nicht. Black Head ist über seine eigenen Beine gestolpert."

„Nun! Ein andermal."

„Ja", lachte Widding. „Diesmal war's freilich nichts. Da muß es schon ein andermal sein."

Aber es ärgerte ihn doch. Mußte ihm das gleich beim ersten Mal passieren. Und die hundert Mark waren auch futsch, die er auf seinen Ritt hatte setzen lassen. Er hatte sich zu sicher gefühlt. Black Head war eben nicht wie Yok, dem man alles überlassen konnte. Er war beim Schrägsprung schlecht gelandet und so ins Stolpern geraten. Dafür mußte der Reiter aufpassen.

„Ja," sagte Balk, als er an ihm vorbeiritt zum nächsten Rennen, „ja, lieber Widding. Das wird Ihnen noch öfter so gehen. Machen Sie sich nichts draus. Ich habe schon hundertmal und öfter so die Erde geküßt. Das bringt das Geschäft so mit sich."

Der hatte gut lachen. Ihm war nicht danach zumute. Es wurmte ihn, daß er so auf dem Gras gesessen hatte. Das mußte höchst komisch ausgesehen haben. Er hatte eine ganze Weile in der Stellung verharrt. Das war das einzige, was er genau wußte.

Trotz der Sonne, die jetzt durchbrach, fröstelte ihn, und er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, daß man von der Uniform nichts sah, damit niemand ihn erkannte.

Fort konnte er jetzt nicht. Es ging kein Zug, und er mußte eben aushalten, mischte sich unter das Publikum, stieg auf die Tribüne und sah von dort aus, wie Graf Balk einen prächtigen Reitersieg sich erkämpfte.

„Das soll ihm mal einer nachmachen", hörte er neben sich sagen.

„Ein schneidiger Ritt. — Er ist doch unser Bester."

Freilich! Daran war nicht zu zweifeln. Deshalb gaben die letzten Trostworte Balks ihm wieder Mut. Es konnte selbst dem Besten jeden Tag passieren, daß er mit dem Pferd stürzte. Dagegen war kein Kraut gewachsen. Er hatte nicht mehr das peinliche Gefühl, daß er sich bis auf die Knochen blamiert hatte und nun einpacken konnte, wie er anfangs meinte.

So schlug er denn auch den Mantelkragen wieder herunter. Wenn ihn die Leute schon erkannten! Er bildete sich das auch wohl nur ein — was schadete es viel. Mochten sie! Das Rennen war längst vergessen. Und er zeigte eine möglichst gleichgültige Miene.

Ein Schneesturm fegte jetzt über die Bahn. Die Pferde, die schon zum Start aufgekantert waren, verschwanden wieder für eine Weile, weil es Unsinn gewesen wäre, sie jetzt laufen zu lassen.

Das Wetter ging ebenso rasch vorüber, wie es gekommen war, und die Pferde konnten abgelassen werden, während noch vereinzelte Flocken fielen. Dann zum Schluß ging der Sturm auf die Wagen los, die wie toll die Chaussee zum Bahnhof jagten, und der erste Zug fuhr noch so zeitig ab, ehe der Hauptschwarm eintraf, daß man behaglich nach Berlin kam.

„Gott bewahre, Widding, Sie bleiben mit uns zusammen", sagte Graf Balk. „Ihr letzter Zug geht zu

früh, und der erste morgen ein bißchen spät. Aber wir haben Röbbeln bei uns mit seinem Auto. Er ist in Berlin, wir treffen uns; und er hat mir schon einen Platz für Sie angeboten. Ich soll Ihnen das bestellen, wenn Sie wollen. Seien Sie kein Frosch, und kommen Sie mit."

„Ich weiß doch nicht."

„Wir essen zusammen und so weiter."

„Und so weiter — geht nicht. Ich habe nur Uniform mit, sonst freilich!"

„Na, wissen Sie: auch 'ne Idee, am Sonntag! Da muß man immer seinen Frack nachher haben. Jeuen tun Sie nicht? Was?" ...

„Nein, ich lasse es lieber."

„Haben ganz recht. Aber tanzen, Mensch. Es gibt kein besseres Training, sich den Kommißspeck abzutanzen."

„Ja, ich habe gehört, daß Sie ..."

„Die ganze Nacht durch, wenn's sein muß. Wenigstens ist es die amüsantere Art, um schlank zu bleiben."

„Ja, ja, die Sklaven des Gewichts."

„Sie sollen sehen: eines Tages spüren Sie das an sich selber. Mit einem Mal bekommt man Angst — und dann kontrolliert man sich, und die Not beginnt. Wenn man vorher immer gedacht hat, es könne einem gar nicht passieren, daß man schwerer wird, mit einem Mal ist es so weit."

„Wollen Sie denn immer so leicht bleiben?"

„Freilich! Es ist mir ein zu großes Vergnügen, junge Pferde zu reiten. Aus einem alten ausgedienten Steepler, der mindestens 75 Kilo schleppt, und dem womöglich der Elan zum Schluß fehlt, mache ich mir nicht viel. Zum Spazierenreiten bin ich mir zu schade. Also, wenn das heut abend auch nicht viel mit ihnen ist, bis zum letzten Zug bleiben Sie. Sie treffen nur noch Archim und Eiger. Das ist der Kreis, in den Sie hineingehören. Sie zählen jetzt zu uns: also gleich mit 'nem Kopfsprung hinein."

„Ich denke nur dran, mich gelegentlich zu versuchen."

„Das sagen Sie so; aber es wird bald anders sein. Sie müssen das von heute wieder auswetzen."

„Na also! Da sagen Sie selber nun, daß ich mich blamiert habe."

„Nein, ich sage das nicht — aber Sie selber denken so. Hand aufs Herz! Und deshalb sitzen Sie nächsten Sonntag bestimmt wieder im Sattel."

„Vielleicht! Wenn es sich so macht."

„Sehen Sie, Widding, da hat Sie der Teufel schon in den Krallen. Sie wollen Revanche nehmen. Damit fängt es an! Aber es ist gut so. Es soll sogar so sein, sonst hätte man ja kein Herz im Leibe. Also, holen Sie sich so rasch wie möglich Ihren verloren gegangenen Sieg."

„Vorläufig spüre ich einmal Hunger."

„Ich auch, aber ich zähme das Raubtier."

„Ich habe bloß ein bißchen gefrühstückt."

„Was denken Sie, was ich getan habe? Kaum das. Aber an Sonn- und Feiertagen und nach der Arbeit bin ich kein Kostverachter. Ich sage Ihnen ja: Ich habe ein probates Mittel und tanze mir hinterher alles wieder ab. Bis zum Ostermontag muß ich anderthalb Kilo weniger haben, sonst kann ich La Tourelle nicht reiten. Ich bringe es fertig. Sie sollen sehen, und wenn ich weiß Gott was nehmen müßte. Aber für solche Kuren bin ich nicht. Da ist man dann so schlapp, daß der Gaul einen nicht spürt und nicht reagiert. Keine Gewaltmittel."

„Pfui Deubel! Sie wollen einem den Appetit verekeln?"

„Keineswegs."

„Aber Sie tun es. Seit meiner Kindheit habe ich nicht dran glauben müssen. Fürchterlicher Gedanke: Einnehmen!" ...

„Das bringt das Metier so mit sich. Es sind eine Menge wenig appetitlicher Sachen dabei im Spiel. Und jeder muß das am eigenen Leibe durchmachen. Das ist gesünder, als wenn man am Gängelband geführt wird."

Der Zug hielt am Bahnhof Friedrichstraße, wo sie ausstiegen.

„Kommen Sie mit auf meine Bude. Ich habe noch immer eine hier. Das ist mir bequemer. Da können Sie sich ein bißchen ausruhen und frisch machen, während ich mich umziehe. Dann wollen wir losbummeln, wenn es mit Ihnen auch nicht weit führt. Ein andermal holen wir das nach."

„Ist es weit?"

„Keine Spur, nur ein paar Schritte. Aber Sie brauchen das den andern nicht zu verraten."

„Wie sollte ich?"

„Wissen Sie, da kommt sonst alle Augenblicke einer und quält, daß man ihm aus Gefälligkeit sein kleines Home zur Verfügung stellen möchte. Daß Sie nicht so

sind, weiß ich. Sie sind mit vom Bau, und da ist das 'ne andre Chose. Sonst will man sich nicht gern in die Karten gucken lassen. So, da sind wir, bitte, gehn Sie zu. Eine Treppe ist es nur."

Damit schob er Widding freundschaftlich in den Hausflur, dessen Tor er mit seinem Drücker geöffnet hatte.

Es waren zwei hübsche Zimmer mit Bad und Dienerstube, Wohn- und Schlafzimmer, mit orientalischen Teppichen und all seinen Rennpreisen vollgestopft, so daß es einen gar bunten Eindruck machte, aber alles war wohl abgetönt und stimmte in den Farben zusammen. Ein wenig zu üppig und paßte im Stil nicht recht zu der überschlanken Figur des Grafen; aber wenn man ihn sah, wie er jetzt zwischen den Kissen saß und seinem Gast Schnaps und eine Zigarette anbot, befremdete es nicht weiter.

Graf Balk konnte sich jeden Luxus leisten, aber er blieb bescheiden. Seine Lebensführung in der Garnison unterschied sich in nichts von der seiner Kameraden. In Berlin freilich sollte er manchmal anders auftreten, da spielte Geld keine Rolle. Er selbst hatte große Besitzungen in Schlesien und galt außerdem als einstiger Erbe seines Onkels Roderich Balk, dessen Vermögen Millionen zählte. Er brauchte sich also keine Sorgen um die Zukunft zu machen.

Er war im allgemeinen ein sparsamer Haushalter und hatte nur immer vier oder fünf Pferde, mit denen er kleine Expeditionen machte. Seltsam, daß ihm alle fremden Pferde mehr Glück brachten als die eigenen, die, wenigstens um Berlin herum, oft versagten. Aber das irritierte ihn nicht, er war restlos glücklich, wenn er seine dünnen Beine anziehen konnte und fast auf dem Hals des Pferdes kniete, als ob er jeden Augenblick über den Kopf weg vornüber schießen würde.

Widding sah sich um. Eine Fülle von Photographien hingen und standen zwischen den silbernen Humpen und Pokalen herum, hübsche und weniger hübsche Frauen, wild durcheinander.

„Ach, Sie sehen sich das an? Ja, das ist so eine Art Erinnerungsharem. Manche hat man gar nicht gekannt, andere wieder zu genau. Alles Vergangenheit! Aus der Gegenwart ist nichts dazwischen."

„Hat das einen Grund?"

„Freilich! Das ist hier so eine Art Schädelstätte, der Erinnerung geweiht; vor allem deshalb hier aufgehängt, daß man nicht vergißt, wie dumm man gewesen, ein stetes Memento mori. Warnungzeichen, die man aber bei voller Fahrt doch nicht beobachtet. Das ist das Komische, daß man durch Schaden durchaus nicht klug wird, wie das Sprichwort sagt. Überhaupt: Sprichwörter lügen so entsetzlich. Man müßte sie alle auf neu bearbeiten, wenn sie ihren Wert nicht ganz verlieren sollen."

„Das wäre ja mal eine Arbeit für Ihre Mußestunden in künftiger Zeit."

„Ja! So als Mummelgreis, als Schloß- und Ahnherr. Nee, lieber ein jähes Ende auf dem grünen Rasen. Wissen Sie, am sichersten reitet man, wenn man sich aus seinen Knochen gar nichts macht, wenn man mit Tod und Leben spielt. Ich habe mal solch eine Zeit gehabt. Da kam Sieg auf Sieg. Damals habe ich alle Rekorde geschlagen. Es war wie verhext. Ich dachte, es müsse ein Ende nehmen, müsse mal schlecht ausgehen, aber die Gäule schienen zu spüren, daß ich fast den Teufel im Leibe hatte, und es passierte mir *nichts*, rein gar nichts."

„Das war vor zwei Jahren?"

„Ja, *da* war es! Wie verhext ging es zu; hinterher wurde ich ruhiger und glaubte mich gefeit, da wurde ich gleich ein paarmal ganz unerwartet geschlagen und habe mir drei Rippen gebrochen und dann auch den linken Arm."

„Ich entsinne mich", sagte Widding.

Er wußte genau, wann jene Zeit gewesen war, als Balk im Winter Vortänzer bei Hof gewesen. Man munkelte, daß eine Prinzessin sich in den Grafen Balk verliebt hatte. Der alte Herr hätte vielleicht eingewilligt, um dem Glück der Tochter nicht im Wege zu stehen, aber die Mutter hatte sich dagegen gewehrt. Die Prinzessin durfte auf kein Rennen mehr, und Graf Balk wurde plötzlich von Wuthenow an die Grenze versetzt, unter Gründen, die ganz anders lauteten und nur dazu dienen sollten, den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Es sollte eine ernste Liebe gewesen sein, die die beiden erfaßt hatte. Aber es war ganz aussichtslos, und sie hatten sich auch keinerlei Hoffnungen gemacht.

Es wurde erzählt, daß der Vater der Prinzessin eine lange und ernste Unterredung mit dem Grafen Balk gehabt habe und seine Machtlosigkeit eingestanden hatte, daß er gegen die Tradition sich nicht auflehnen könne. Wir lebten ja nicht in Österreich. Ihm seien nun mal die Hände gebunden, und die hohe Frau war noch nie so energisch gewesen. Für die Tochter hatte sie ganz andere Pläne. Sie hatte auch gegen seine ganze Lebensführung was einzuwenden gehabt. Alles mögliche Schlimme hatte man ihr zugetragen, wie er die Nächte hinbringe. Das war sehr böse. Wenn man die Frauen nicht auf seiner Seite hatte, die sonst immer auf der Gefühlseite standen, war das eben ganz aussichtslos.

Und ganz bewegt waren sie geschieden, und Balk hatte das Versprechen gegeben, die Prinzessin nicht wiederzusehen; und er hatte sich versetzen lassen und war nicht mit einem Wort den unsinnigen Gerüchten entgegengetreten, die über ihn und die Gründe seiner Versetzung im Gange waren.

Seitdem hatte er skeptische Anwandlungen; zuweilen war er melancholisch — aber man respektierte das, obgleich man es mehr auf sein Bummelleben zurückführte, in das er von Zeit zu Zeit wieder verfiel — wie die Gutgesinnten meinten, um sich zu betäuben, nach Meinung der andern, weil er nicht anders konnte.

Er hatte keine Lust, als Trauerkloß durch die Welt zu laufen. Er hatte es nie für möglich gehalten, daß seine Wünsche sich je verwirklichen könnten; aber gespielt hatte er mit der Möglichkeit, in der sicheren Annahme, daß er dieses Spiel, wie schon so manches in seinem Leben, verlieren würde.

Mit keinem Menschen hatte er je darüber gesprochen, er wußte auch gar nicht, wieviel die andern erfahren haben mochten. Er ging seine Wege für sich! Und dabei drängten sich die Leute an ihn heran. Mit seiner über-

schlanken Figur und der nachlässigen Haltung fiel er auf, er posierte ein wenig mit Blasiertheit, aber in der Intimität ließ er sich gern gehen; und so lernte Widding ihn erst heute recht kennen. Er war einer jener wenigen, mit denen man sich befreunden konnte. —

Als sie später gemütlich in einem großen Restaurant beim Wein saßen, Widding allein in Uniform, lernte er den Grafen von einer neuen Seite kennen, als amüsanten Plauderer. Er erzählte von sich und seinen ersten Anfängen als Reiter, mit wieviel Widerwärtigkeiten er zu kämpfen gehabt hatte, bis ihm endlich der erste bescheidene Erfolg zufiel.

„Ja, lieber Widding, mir ist es nicht so leicht geworden wie Ihnen, der gleich beim ersten Mal, beim Debüt, so vom Erfolg begünstigt worden ist. Sie können freilich lachen."

„Na, und heute?"

„Großartig! An zwei Renntagen bei vier Rennen drei Siege herausreiten, und da wollen Sie noch maulen? . . . Ich bin schon dreimal in den Sattel gestiegen und habe erst einen Sieg. Es hätte nichts gefehlt, und Ihre ersten vier Ritte wären alle vier erfolgreich geworden. Aber der Himmel sorgt dafür, daß man nicht allzu übermütig wird; deshalb haben Sie rasch zur Ernüchterung einen kleinen Klaps auf den Schädel bekommen."

„Hab's auch gespürt, wenn auch mehr moralisch."

„Werden's auch noch am eigenen Leib zu spüren kriegen. Prosit!"

Als Widding sich losriß, um seinen letzten Zug zu erreichen, tat es ihm leid, daß die Uniform ihn nach Haus zwang; aber es ging nicht anders, am andern Morgen mußte er früh auf dem Posten sein.

Lieb war ihm nur, daß er Röbbelns Anerbieten, in seinem Auto zu fahren, nicht anzunehmen brauchte. Der war im letzten Augenblick zu ihnen gestoßen, als Widding schon aufbrechen mußte.

Wie Balk eine Nacht durchzusumpfen, hatte er noch nicht gelernt, um am andern Morgen frisch zu sein wie einer, der sich neun Stunden in den Federn herumgewälzt hatte.

Vielleicht war auch das Übung und konnte gelernt werden. Heute hätte er es nicht können. Deshalb war es besser so, daß ihm definitiv die Gelegenheit abgeschnitten war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Unsichtbaren.

Theaterplauderei von Robert Wach.

Premiere! — Der letzte Akt ist zu Ende! — Und nun setzt der Beifall ein.

Die Schauspieler treten dankend vor den Vorhang.

„Dichter!" — „Dichter!" rufen verschiedene Stimmen aus dem Publikum. Und der Dichter erscheint, von stürmischem Jubel begrüßt, der sich steigert, wenn der blasse Mann im schwarzen Rock da oben neben den Schauspielern sich recht ungeschickt und linkisch benimmt.

Immer wieder muß der Glückstrahlende Hand in Hand mit den Schauspielern heraus.

Doch das Publikum ist heute in seiner Gebelaune noch nicht zufrieden.

„Regisseur!" rufen einige. Andere: „Direktor!" — Und auch die erscheinen. Nehmen huldvoll den Dank der Menge entgegen.

Bis die unten endlich müde werden, der Zuschauerraum sich allmählich leert und der eiserne Vorhang knarrend und rasselnd aller Herrlichkeit ein Ende macht. —

Doch noch lange zittert bei den Zuschauern der Eindruck der Vorstellung nach.

Am Abend in den Restaurants, in der Familie, an den nächsten Tagen unter Bekannten, in Gesellschaften spricht man von ihr. Von den Schauspielern, von dem Dichter. Von der glanzvollen Regie.

Lobt und kritisiert.

Nur von denen spricht man nicht, die doch auch an dem guten Gelingen ihr Teil beigetragen, vielleicht ihre ganzen Kräfte dafür eingesetzt haben. Deren Wirken und Schaffen jedoch den Augen der Zuschauer verborgen geblieben ist. Von den Unsichtbaren. Die das Dunkel der Kulissen verbirgt.

Und von denen will ich heute sprechen.

Ruhmlos und still ist ihre Arbeit. Auch die eingehendste Kritik erwähnt ihrer nicht.

Der Laie weiß kaum etwas von ihnen. — Und doch ruht ein großer Teil des Bühnenerfolges auf ihren Schultern. Auch der Regisseur gehört zu ihnen. Doch steht wenigstens oben auf dem Zettel sein Name verzeichnet. Und der nicht ganz Ahnungslose hat ungefähr so eine Vorstellung von seiner schweren, oft recht undankbaren Tätigkeit. — Und auch einen andern kennt man noch. Der in dem kleinen, gewölbten Kasten vorn hinter der Rampe haust. Den Unterirdischen. Den Souffleur. Denn wenn er auch unsichtbar, so soll es doch vorkommen, daß er mitunter nicht ganz unhörbar ist. — Doch so viele gibt es noch, von denen der Fernstehende fast nichts weiß, deren Existenz er nicht einmal ahnt. —

Da ist zunächst der Inspizient. (Régisseur de la scène, sagt anerkennender der Franzose.) Man macht sich kaum eine Vorstellung, was dieser Mann alles zu tun hat. In welchem Maß von seiner Aufmerksamkeit das Wohl und Wehe eines Theaterabends abhängt. Er hat dafür zu sorgen, daß jeder Schauspieler rechtzeitig auftritt. Und das ist oft nicht so leicht. Denn besonders bei Wiederholungen verlassen sich die Mitwirkenden ganz auf ihn. Sie bleiben in ihren Garderoben, bis er ihnen das elektrische Klingelzeichen gibt. Oder plaudern im Konversationzimmer. Und da geschieht es denn nicht selten, daß sie die mahnende Glocke überhören. Dann muß der Inspizient eilig herbeilaufen und sie holen. —

Dann hat er dafür zu sorgen, daß alle die notwendigen „Geräusche" hinter der Szene aufs Stichwort kommen. Er muß das Zeichen für Donner und Blitz geben. Muß das „Volksgemurmel" dirigieren. Muß Pistolenschüsse abfeuern lassen. Den Bühnenmusikern hinter der

Szene muß er genau angeben, wann Trompetenstöße und Trommelwirbel ertönen sollen. Er muß darauf achten, daß der Wind zur rechten Zeit heult. Der Regen rauscht. Und haarscharf, aufs Stichwort, auf die Sekunde muß alles das kommen. Sonst stockt die ganze Vorstellung. Und das Gespenst der Lächerlichkeit schwebt über die Bühne. —

Ein Beispiel:

Hinter der Bühne hat auf ein gegebenes Stichwort ein Schuß zu fallen.

Dieser Schuß gibt dem Stück eine ganz neue Wendung. Kündet die Katastrophe an. — „Horch, ein Schuß!" Das hat der Schauspieler auf der Szene zu sagen. Angstvoll. Mit zitternder Stimme. — Das Stichwort fällt. Doch der Schuß kommt nicht. Der Schauspieler wartet. Umsonst. Und der Schuß muß kommen. Sonst ist das Stück aus. — Und der Schauspieler muß sich selber zu helfen suchen.

Er muß das Publikum überzeugen, daß der Schuß gefallen ist. Daß er ihn wenigstens gehört hat. Und so sagt er angstvoll, mit zitternder Stimme: „Horch, ein Schuß!" Und kaum ist es ausgesprochen, so ertönt er wirklich hinter der Szene verspätet: Bumm! — Das Publikum lacht! Die Stimmung ist hin. Das Stück ist — wie der Theaterausdruck lautet — geschmissen! —

Der Inspizient hat ferner dafür zu sorgen, daß die notwendigen Requisiten an Ort und Stelle sind, hat die Statisten zu drillen, daß sie zur rechten Zeit begeistert: „Heil Cäsar!" oder: „Es lebe der Kaiser!" rufen.

Er hat für Ruhe und Ordnung hinter den Kulissen zu sorgen, darauf zu achten, daß niemand zu laut spricht oder zu laut auftritt, kein Ueberufener sich hinter der Bühne aufhält. — Überall muß der Inspizient seine Augen und Ohren haben. Und wenn am Abend alles gut gegangen, die Vorstellung einen großen Erfolg errungen, Darsteller, Dichter und Regisseur Lorbeeren und Ehren geerntet haben, der Inspizient geht leer aus. Er erhält kaum einen flüchtigen Dank. Aber alle Donnerwetter der Erde hageln auf ihn nieder, wenn er etwas versehen oder unterlassen hat. — Und dabei ist seine Besoldung eine recht kärgliche. Der kleinste Chargenspieler steht sich meist besser als er.

Eine überaus wichtige Persönlichkeit ist auch der Maschineriedirektor. (Oder Maschinenmeister, wie er auch genannt wird.) An größeren Bühnen ist er heute meist ein Mann mit akademischer Bildung, ein Ingenieur. Denn das moderne Theater ist technisch ein Großbetrieb. Weit mehr als zu Goethes Zeiten werden heute „Prospekte und Maschinen" nicht geschont.

Ihm untersteht die gesamte technische Leitung der Bühne, der Dekorationen, der Maschinerien. Ein Heer von Handwerkern und Arbeitern ist ihm unterstellt. Da sind: Theatermeister, Schnürmeister, Versenkungsmeister, Tischler, Schreiner, Drechsler, Monteure, Heizer, Tapezierer, Theaterarbeiter, Theatermaler, Farbenreiber und andere. Allen diesen Leuten hat er ihre Arbeit anzuweisen, die Tag und Nacht nicht ruht. Denn ein modernes großes Theater hat seine eigene Schreinerei, Tischlerei, seinen Malersaal, seine eigene Licht- und Heizungsanlage. Viele, viele Hände sind ununterbrochen am Werk, um den Erfolg eines Theaterabends zu ermöglichen. Doch der Zuschauer sieht nur die Gesamtwirkung ihrer mühevollen Tätigkeit, das Schaffen des einzelnen bleibt unsichtbar.

Da ist ferner der Beleuchtungsinspektor. Abends, während der Vorstellung, steht er vor einem mächtigen Brett mit vielen, vielen Hebeln. Da läßt er, ein moderner Zeus, Sonne, Mond und Sterne auf- und untergehen. Zaubert zarte Abendstimmungen und poesiedurchhauchte Mondscheinnächte hervor. Läßt Blitze zucken und Wolken jagen. Und ihm unterstehen wieder zahlreiche „Beleuchter", die mit ihren Reflektoren im Dunkel der Seitenkulissen oder hoch oben auf den Galerien hocken. —

Dann ist der „Requisiteur". Der haust in einer dunklen Kammer, die, im wahrsten Sinn des Wortes, von „Urväter Hausrat" vollgestopft ist. Hausrat aus allen Jahrhunderten. Er muß auch „Cacheur" sein. Er muß aus Pappe alle möglichen leckeren Dinge formen können, wie schön knusprig gebratene Gänse, Hühner, Enten, die dann auf der Bühne bei prächtigen Diners auf der Tafel prangen. — Zu den „Unsichtbaren" gehört auch der Friseur. Er hat den Darstellern die Perücken herzurichten und ihnen die Bärte zu kleben. (Jedoch nicht sie zu schminken, wie das vielfach vom Publikum geglaubt wird. Das besorgt jeder Darsteller selber.) Ferner der Obergarderobier und die Obergarderobiere mit ihren zahlreichen männlichen und weiblichen Untergebenen. Sie sind am Tag in der Theaterschneiderei tätig, in der die historischen Kostüme fertiggestellt werden, und am Abend haben sie die Darsteller anzukleiden. — Sie sind es, die mit den ausübenden Künstlern am nächsten in Berührung kommen, ihre kleinen Schwächen kennen, ihre Leiden und Freuden.

Der Dienst, den alle diese Leute haben, ist durchaus kein leichter. Und ihre Bezahlung ist im Verhältnis zu den geforderten Leistungen recht gering. Weit geringer, als sie ihre Fachkollegen in anderen Wirtschaftsbetrieben erhalten. Und doch bleiben die meisten beim „Theater".

Hängen an ihr mit der gleichen Liebe, wie der ausübende „Künstler". Zwei besonders markante Fälle sind mir da im Gedächtnis. In einer kleinen märkischen Stadt traf ich einst einen Theaterfriseur. Der Mann hatte das bestgehende Ladengeschäft, war Hausbesitzer, Stadtverordneter — ein wohlsituierter, angesehener Bürger. Und doch ließ er sich seinen Friseurposten an dem primitiven Stadttheater nicht nehmen. Brannte jeden Abend den Herren Komödianten die Haare und klebte ihnen die Bärte. Die Bezahlung, die er dafür erhielt, wird sicher nur ganz minimal gewesen sein; er erhielt sie meist auch wohl nur „versprochen". — Und abends nach der Vorstellung sammelte er gern die Mimen in der Kneipe um sich herum und hielt sie frei. Das war sicher auf die Dauer recht kostspielig, denn es waren recht durstige Kehlen darunter. —

Und an den alten Garderobier Pepifax muß ich denken. (Pepifax hatten die Mimen ihn seiner kleinen Körperfigur wegen getauft.) Der machte plötzlich eine ansehnliche Erbschaft, die ihn instand setzte, eine behagliche Existenz zu führen, ohne weiterhin arbeiten zu müssen. Er legte auch a tempo seinen Posten nieder. — Doch nur wenige Wochen hielt er es aus. Dann erschien er plötzlich wieder in der Garderobe, zog die Schauspieler an und ließ sich geduldig anschnauzen, ganz wie früher. Er hatte ohne Theaterluft nicht leben können. — Ja, der Kulissenzauber! — Auch die „Unsichtbaren" schlägt er in seinen Bann! —

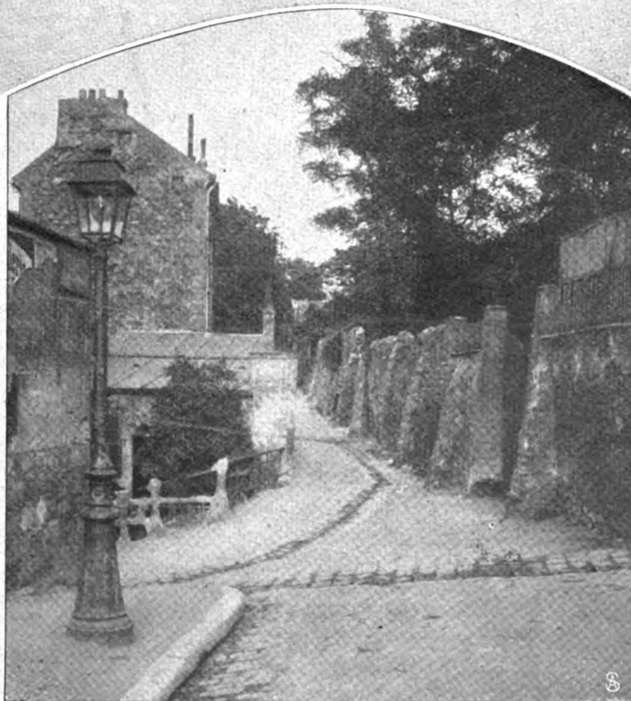
Das andere Montmartre.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Das andere? Jawohl, es gibt ein anderes, das freilich, rein topographisch genommen, genau das gleiche ist. Nur haben Sie keine Ahnung davon, weil Sie Ihre Zeit in Paris nicht richtig anwenden. Sie haben sooft gehört und gelesen, daß Montmartre der Hauptsitz der übermütigen Bohème, die Hochschule echt gallischer Fröhlichkeit, der Tummelplatz erotischer Ungeniertheit und parodistischer Künstlerlaune sei. Dieses Schauspiel mußten Sie natürlich auch genießen. Und daher sind Sie wie so viele Tausende vor und nach Ihnen gleich nach Ihrer Ankunft durch die von gerissenen Spekulanten mit falschem Atelierkram ausgestatteten Nachtlokale da droben gewandert, in denen ein paar leichtgeschürzte Figurantinnen die Lebenslust, ein paar zu Malern frisierte Kellner die Kunst und ein paar heisere Bänkelsänger für das Abendbrot die Poesie markieren. Und dann krochen Sie wieder in Ihr Auto, todmüde, aber mit dem Gefühl, nun ebenfalls Montmartre kennen gelernt zu haben. — Da dieses Gefühl Sie zu beglücken scheint, will ich es Ihnen nicht trüben. Indes wenn Sie vorher mich gefragt hätten, würden Sie auch das andere Montmartre, das wirkliche, viel besser kennen. Ich hätte Ihnen vor allem geraten, sich diese Gefilde einmal erst bei Tage anzusehen. Da hätten Sie sofort gemerkt, daß Montmartre nicht bloß eine Art Vogelwiese mit snobistisch aufgestutzten Fremdenfallen für bessergestellte amerikanische und europäische Brasilianer ist, sondern eine alte Siedelung, die sich sogar ihre Eigenart erstaunlich gut bewahrt und dem modernen Fortschritt, dem modernen Verkehr und selbst der modernen Reinlichkeit tapfer widerstanden hat. Alle diese modernen Errungenschaften reichen just bis zur Hälfte des Weges, bis zu den Punkten, die der von der Reklame irregeleitete Vergnügungzügler auch noch erreicht. Bis dahin klingelt die Elektrische, bis



Restaurant zum Kuckuck.



Der „Lapin Agile“ in der Rue St.-Vincent.

dahin rollt die Untergrundbahn, und blendende Glühlichtlampen streuen ihr Licht von hohen Masten auf ein weltstädtisches Gewimmel. Aber ganz hart an dieser Grenze beginnt ohne Uebergang die entlegenste Provinz.

Man traut in der Tat seinen Augen nicht, wenn man über das sehr fragmentarische Pflaster dieser kleinen, engen, gewundenen, fortwährend um die Ecke biegenden, zumeist steil aufsteigenden Gäßchen, zwischen den niedrigen, windschiefen Häusern, den vorsintflutlichen Kramläden und halbmorschen Bretterzäunen hinschlendert, und hätte man nicht vor kaum einer halben Stunde selber zur Vendomesäule oder zur Großen Oper hinaufgestarrt, dann würde man es keinem Menschen glauben, daß man sich wirklich noch im Weichbild von Paris, im 18. oder im 19. Arrondissement bewegt. Und die friedlichen Bewohner, die zur Abendzeit in Hemdärmeln und Pantoffeln den Spielen ihrer Kinder unter freiem Himmel zusehen (Abb. S. 1698), würden einem diesen Zweifel kaum benehmen. So ungezwungen ländlich-sittlich läßt man sich nur tief drinnen in der Provinz gehen. Darum zögert auch Monsieur Dalechamp, der bekannteste Althändler von Montmartre, keinen Augenblick und schert im Nebenamt auf offener Straße seinem Jungen den Kopf (Abb. nebenst.).



Eine Malschule im Freien.



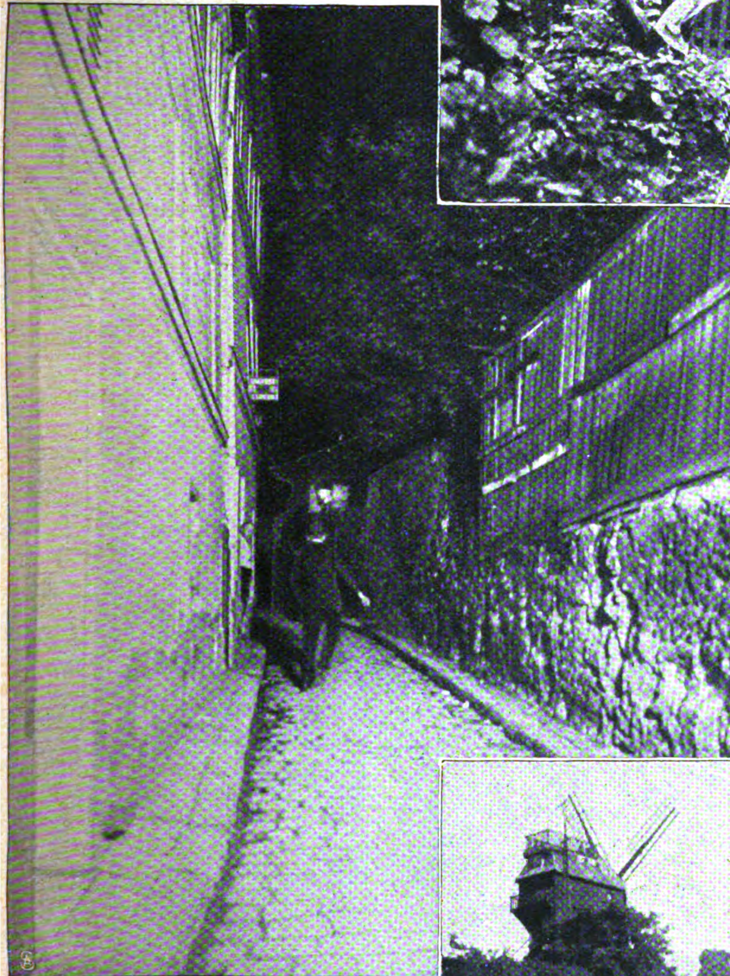
Herr Dalechamp als Friseur.

Das Schaufenster des Citoyen Dalechamp verrät uns, daß er auch stark „in Kunst macht". Er versorgt sich allerdings nicht auf den großen Versteigerungen, wo die Millionen um die Velasquez und die Raffael nur so herumfliegen, doch dafür ist er die Vorsehung so manches flaumbärtigen Zukunftsraffael geworden, dem er in der Klemme rasch irgendeinen „Kitsch" (im französischen Atelierjargon sagt man „croûte") abgekauft oder christlich belehnt hat. An solchen Zukunftsgenies fehlt es in Montmartre nicht und noch weniger an Motiven für den Kitsch, denn alle paar Schritte stößt man auf einen malerischen Anblick. Der „Moulin de la Galette" zum Beispiel (Abb. S. 1697), die einzige und letzte der Windmühlen, die einst auf diesem Berg die Flügel drehten, kann anspruchslosen Gemütern fast eine Reise nach Holland ersetzen, und Straßen wie — aufs Geratewohl einige aus vielen — die Rue Cortot (Abb. S. 1697), die Rue Saint-Vincent, die Rue de la Barre

mit der dahinter aufragenden Kuppel der neuen Herz-Jesu-Basilika (Abbildung S. 1698), dürften sich ohne große Ueberhebung für Veduten aus einer eingeschlafenen italienischen Kleinstadt ausgeben. Und gar erst in der über hundert ausgetretene Stufen sich niederschlängelnden Rue de l'Abreuvoir mit ihren rosenrot, hellgelb oder himmelblau getünchten, da und dort von Kletterpflanzen grün betupften Häusern, da ist die Vortäuschung des Südens

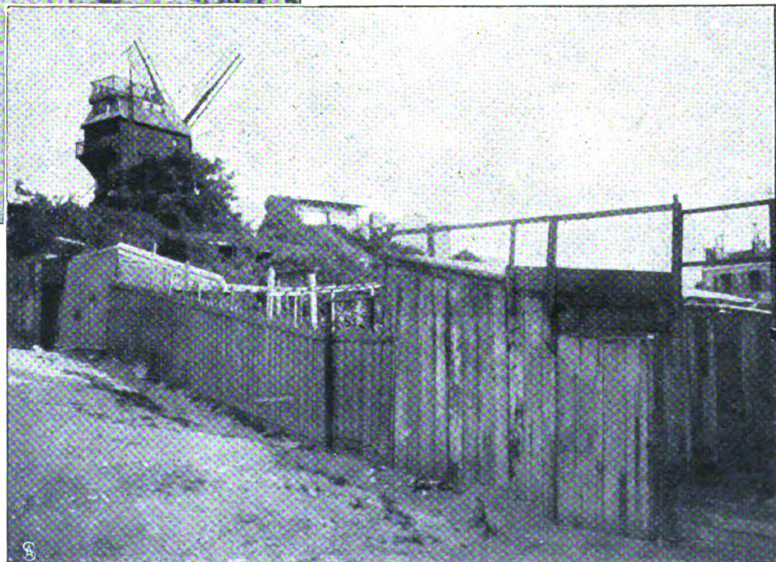


Ein Hofgärtchen in Montmartre.

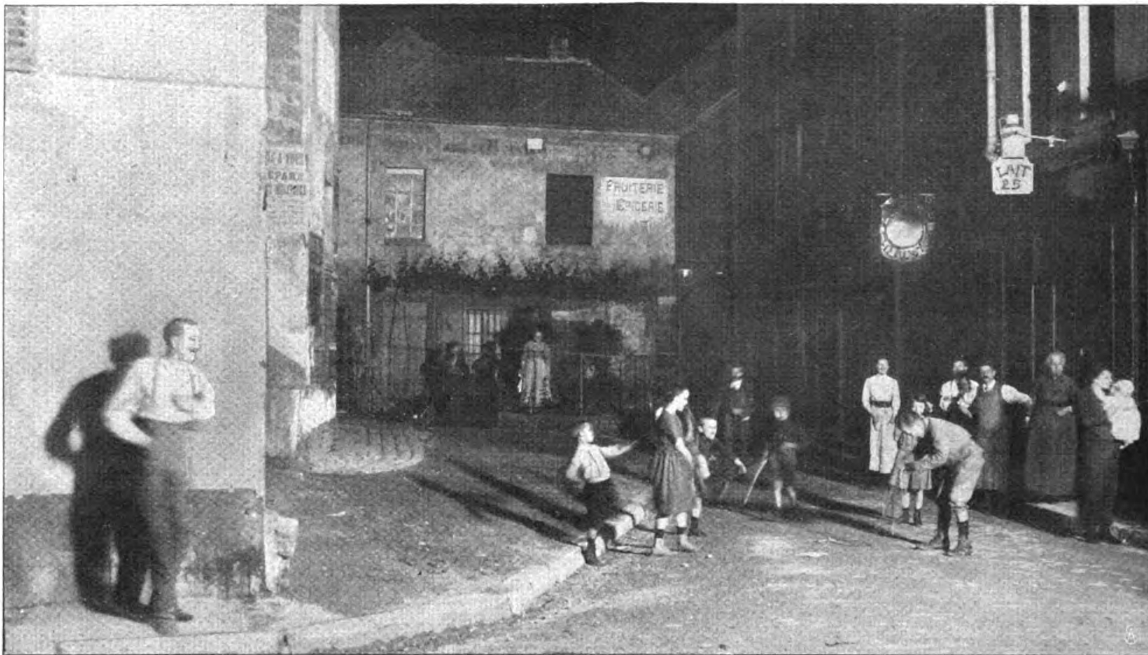


Die Rue Cortot bei Nacht.

vollständig. Hier trifft man noch immer mehr und minder langhaarige Pinselfritzen, die auf ihren Klappstühlchen vor der Staffelei sitzen und einen Vorschuß auf ihre Unsterblichkeit nehmen. Und auf dem Platz, auf den diese Straße mündet, und der die Perspektive nach unten hat, ist, solange die Sonne scheint, stets eine Malschule im Freien aufgeschlagen (Abb. S. 1696). — Vor hundert Jahren noch standen der Moulin de la Galette und die andern Windmühlen mitten in den Feldern, deren Korn sie mahlten. Das Korn wogt nicht mehr da droben, von den Feldwegen aber ziehen sich noch manche an den verbröckelnden hohen Mauern hin, hinter denen große Gärten feierlich verwildern. Wer sollte sie auch hegen und pflegen? Montmartre ist längst kein Villenort mehr wie in den Tagen des Hector Berlioz, des Tonerüttlers, dem es nur wohl wurde, wenn er sich in die Einsamkeit seines Landhauses (Abb. S. 1698) einspinnen konnte. Heute wuchert ein kleiner Urwald um dieses Haus wie um so manche verfallende Besitzung auf diesem „Buckel von Paris“. Niemand macht diesen einst so wohnlichen Stätten den Bo-

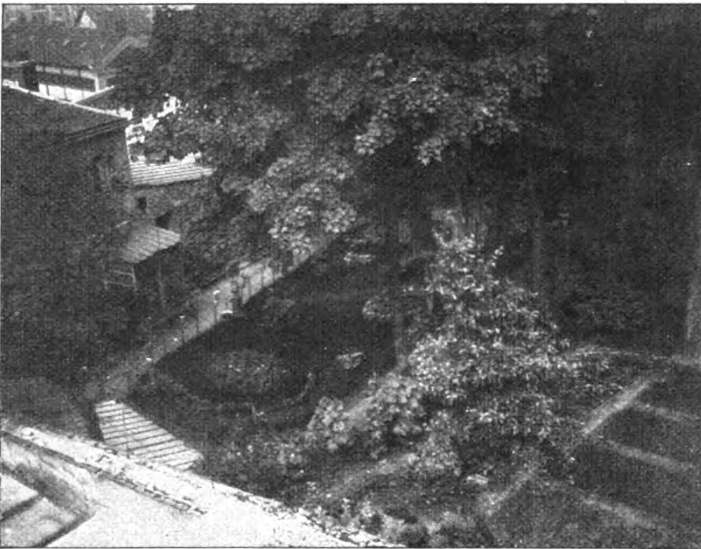


Moulin de la Galette.



Abend in der Rue de Norvins.

Dieses Provinznest hätte ich Ihnen nun gezeigt, wenn Sie mich vorher um Rat gefragt hätten, anstatt gleich auf den Genuß im „Moulin Rouge“, der „Toten Ratte“ und einschlägigen faulen Zauber hereinzufallen. Ihr Auto hätten Sie freilich drunten lassen müssen, denn durch dieses Winkelwerk hätte es sich nie durch-



Haus und Garten von Hector Berlioz.

den streitig. Paris ist seither um das Doppelte gewachsen, aber es hat sich, dem Naturgesetz des geringsten Kraftaufwands gehorchend, nach allen Himmelsrichtungen in die Ebene ringsum ausgedehnt und den Berg vernachlässigt, der sich so wenig zum Ausschlachten von Grundstücken eignete und dem Verkehr seine steilen Wände trotzig entgegenstemmt. Vor den Launen dieses Terrains duckte sich bisher selbst die verwegenste Bauspekulation. Nur an der Seite, wo es sanfter abfällt, wagt sie sich mit ihren Spitzhacken heran und kleckst hohe Mietkasernen mit protzigen Bierhallen und aller dazu gehörigen Groschenkultur hin. Das Zerstörungswerk geht aber nur ganz langsam vor sich, die Höhe wird es nie erklimmen, und die Leute von Montmartre werden sich lange noch ihres stillen Provinznestes erfreuen dürfen, worin sich in jedem Hof ein paar Bäume krümmen und vor oder hinter jeder Hütte wenigstens eine Handbreit Grün lagert, zu dem der Dunst und der Lärm der großen Stadt (Abb. S. 1697) nicht hinaufdringen.



Blick in die Rue de la Barre.

geschlagen, aber um so besser hätte Ihnen dann, nachdem Sie sich müde geklettert, das Diner im Restaurant zum Kuckuck geschmeckt (Abb. S. 1695). Es hat zwar schon viel von seiner Schlichtheit, Ursprünglichkeit und Lokalfarbe eingebüßt, seitdem die Basilika auf dem Platz vollendet ist und die Drahtseilbahn so viele geputzte Herren und Damen vom Boulevard hinaufschleppt; aber man sitzt immerhin im Freien, man hat unterwegs allerlei putzige Eindrücke eingesackt, und wenn man sich ein bißchen den Hals ausreckt, kann man sehen, wie tief drunten die Seine durch eine endlose Welt von Dächern läuft, aus der sich der Eiffelturm größenwahnsinnig zum Himmel schwingt.

Uebrigens würde uns niemand hindern, nach dem Diner im Kuckuck auch den „Lapin Agile" in der Rue St.-Vincent aufzusuchen (Abb. S. 1695), um dort nach französischer Sitte unser Gläschen Kognak in die Kaffeetasse zu schütten. Warum dieses Haus das bewegliche Kaninchen heißt, das ist eine der zahllosen Geschichten, die an dieser uralten Kneipe wie Spinngewebe hängen, und wenn ich da einmal ins Erzählen geriete, fände ich kein Ende.

Es ist aber auch viel vernünftiger, wir lassen das Schwatzen sein und gucken uns lieber in dieser Herberge, dem wirklichen Kabarett des wirklichen, des „andern" Montmartre, um, dessen Wände Besnard, Willette, Picasso, Vollon und viele andere ehemalige und heutige Stammgäste mit Erinnerungen bedeckt haben, und durch dessen Räume der ungebundene, zigeunerhafte Künstlergeist flackert, den man Ihnen drunten für Ihr gutes Geld bloß vorgegaukelt hat. Aber sagen Sie's nicht weiter. Sonst rutschen die Brasilianer auch noch da hinauf, und dann ist es mit der ganzen schönen Gemütlichkeit wieder zu Ende.

Ein Bummel durch Java.

Von Robert Saudek. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

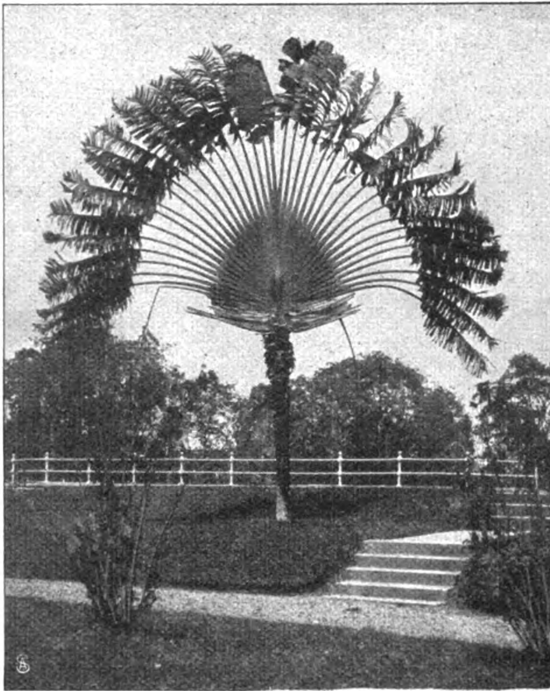
Ganz nahe an der großen ostasiatischen Touristenstraße liegt ein Wunderland. Aber die Herren des Landes sind keine Engländer. Deshalb strömt das Heer der Fremden an dem Tor, das zu einem Paradies führt, vorbei nach Britisch-Indien, Siam, den Häfen Chinas und Japans und vergißt oder weiß vielleicht gar nicht, daß die schönsten Flecken Erde östlich von Suez im niederländisch-indischen Reich liegen. Und dennoch kann man mit aller Annehmlichkeit und Bequemlichkeit und unter einem vollendeten Komfort auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd bis zu einem Punkt reisen, von wo man in knapp zweitägiger Reise nach Batavia gelangt.

Die Weißen, denen man auf Java begegnet, sind Holländer, Amerikaner und Australier, fast nie Deutsche. Dieses Zauberland, das die deutsche Empfindungswelt besonders innig erregen müßte, ist für uns noch unentdeckt.

Kaum haben wir unsern Fuß auf indischen Boden gesetzt, da schwindet auch schon jedes Wertmaß der Zeit in uns und um uns. Vergangenheit und Zukunft entrücken, und wir leben nur noch dem Augenblick. Wir sehen zu viel Neues, um Vergleichsmöglichkeiten aus früher Erlebtem heranziehen zu können, Eindrücke, Erlebnisse, Genüsse jagen einander, uns scheint manchmal, als würde die tropisch schwüle Luft unsere Sinne



Javanischer Kupferschmied.



Palme der Reisenden.

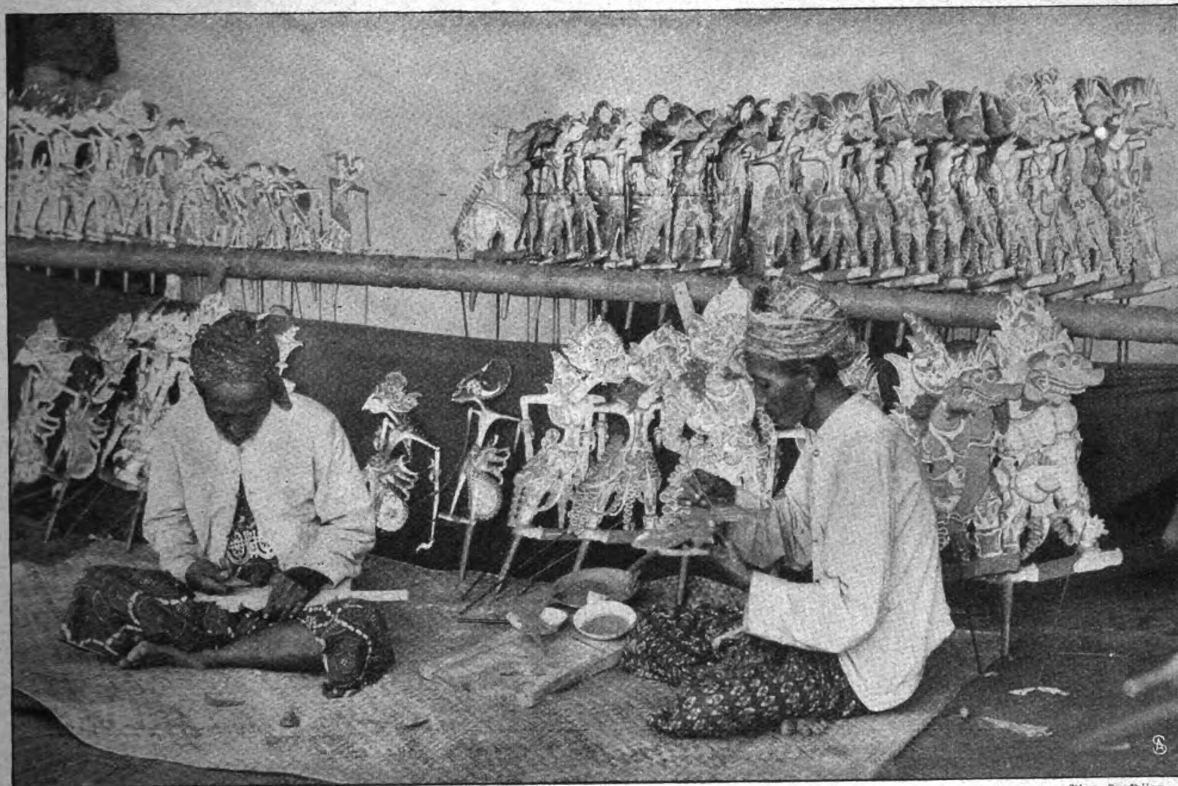
nicht abstumpfen, sondern empfangsbereiter, fruchtbarer, dankbarer machen, und als wären wir in einer plötzlich emporlodernden Erkenntnisfähigkeit den Geheimnissen der Natur nähergerückt.

Was unser Körper hier entbehrt, das wird unserer Seele doppelt geschenkt. Tags und nachts atmen wir erhitzte Luft. Das macht uns schlaff und müde. Dann bedauern wir wohl für kurze Augenblicke die weißen Menschen, die jahraus, jahrein unter diesem Druck leben müssen, dann träumen wir von den frischen flatternden Herbstwinden, die daheim über die Stoppelfelder jagen, und vom Duft nordischer Wälder nach einem Gewittersturm. Und müde reiten wir über eine schmale Straße im Urwald. Aber plötzlich stehen wir auf einer Höhe, der Wald liegt hinter uns, und ein gigantisches Tal weitet sich zu unsern Füßen. Welch ein Tal! Jenseit auf dem Gipfel der gegenüberliegenden Gebirgskette zeichnet sich das matte Grün der Palmenwipfel gegen das Blau des Horizonts, und dazwischen liegt ein riesenhaftes Amphitheater von Reisfeldern.

Das Maß der Jahreszeiten ist aus dem Kalender der Tropenmenschen gestrichen. Man sät nicht im Frühling, man erntet nicht im Herbst, das Feld liegt im Winter nicht brach und im Sommer nicht in Blüte. Nein, das ganze Jahr über gibt es Ernte, das ganze Jahr über gibt es Saat. Neben uns wiegt sich der reife Reis in den Rhythmen des leichten Windes, und

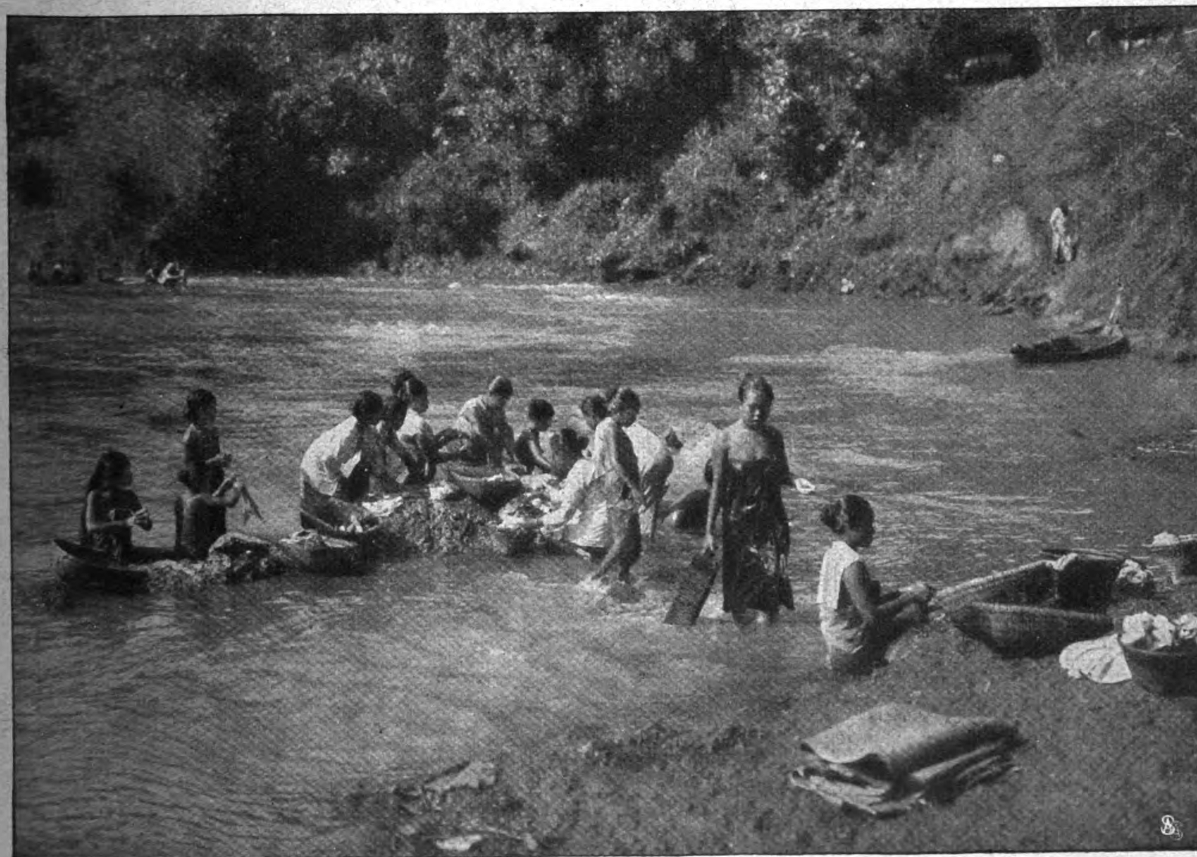


Fliegendes Restaurant auf Java.



Marionettenschnitzer für javanische Puppentheater.

Phot. Kurkdjian.



Große Wäsche in einem javanischen Dorf.

hundert Schritte weiter blickt das erste, ganz schüchtern emporlugende grüne Hälmchen der gleichen Pflanze aus dem Wasserspiegel. Eine einzige Frucht in einem Dutzend von Farben, im satten Grün des winzigen Babypflänzchens, lachend von Lebenskraft wie die pausbäckige Röte eines wohlgenährten Kindskopfes, das hellere Grün der schon emporgeschossenen Halme, das Hellgelb der beginnenden Reife, das Schwefelgelb der Erntebereitschaft. Und dazwischen das Braun der zum Schlamm durchwässerten Erde, der aufblitzende Widerschein des in der Sonne sich spiegelnden Wassers. Und dieses ganze Riesenfeld ist mit so feinem architektonischem Geschmack angelegt, als hätten ästhetische Triebe und nicht der nackte Vorteil der möglichst praktischen Bewässerung beim Werk gewaltet. Es gibt nichts in der europäischen Landschaft, was dem Anblick der von Berg zu Tal angelegten Reisfelder vergleichbar wäre.

Wir nähern uns einem Dorf. Immer häufiger begegnen wir den leichtgekleideten, barfüßigen Menschen, die an zwei Enden einer Bambusstange ihre Lasten über die Straße schleppen. Unter hundert Menschen sieht man kaum einen, der seinen Korb, seine Feldgeräte, seine Flasche in der Hand trüge. Die Javaner haben ebensowenig Taschen in ihren Kleidern wie die Japaner, wie die meisten braunen oder gelben Menschen des fernen Ostens. Und sie halten ihre Hände immer frei und transportieren die leichtesten wie die schwersten Lasten, halbe Pfunde wie Doppelzentner, auf schweren oder leichteren Bambusstangen quer über der Schulter. Nur ihre Kinder tragen die javanischen Frauen in breiten, bunten Hüftentüchern schräg vor den Leib gebunden.

Noch bevor wir die erste Hütte erreichen, reiten wir auf der Landstraße an den fliegenden Restaurants vorbei, die sich hier vorgelagert



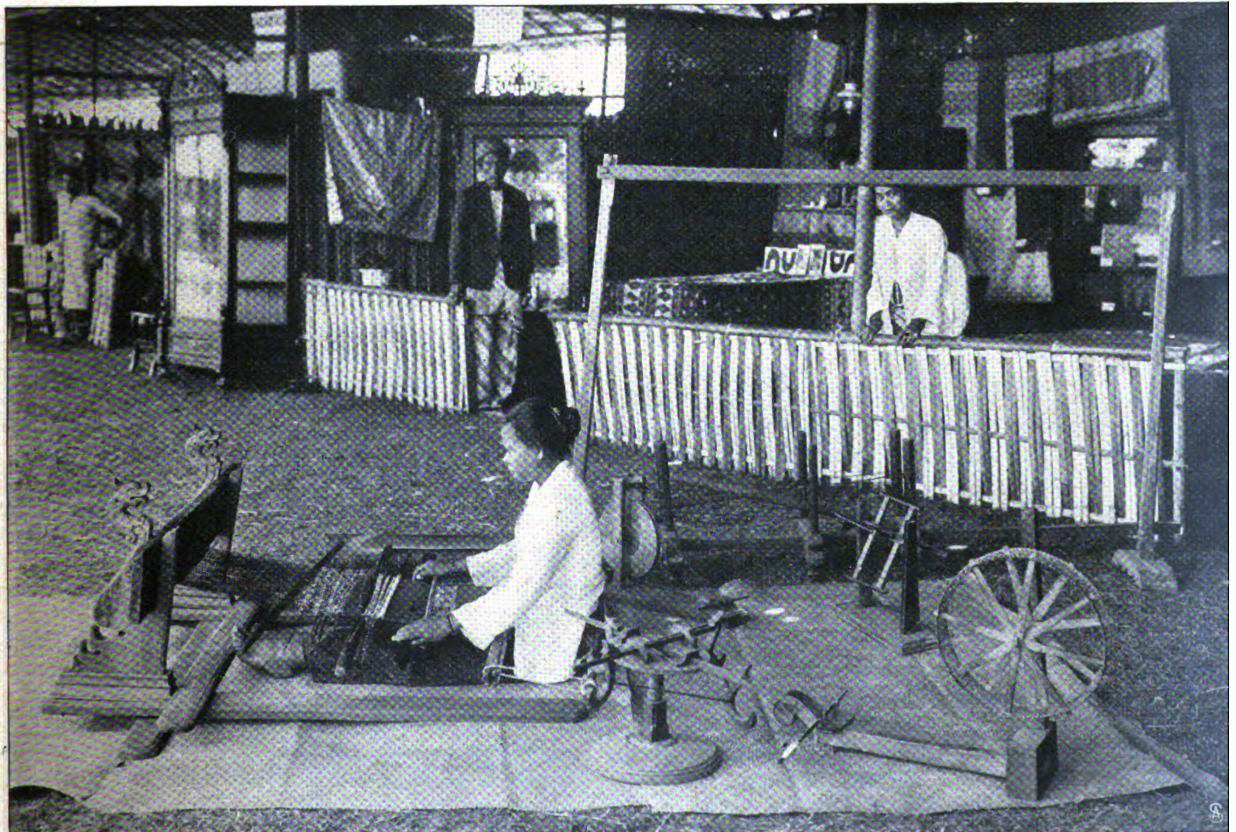


Dorfmusikanten. Oberes Bild: **Javanerin im Brautstaat mit Krone.** Phot. Centrum, Batavia.

haben, um den „Restaurateuren" des Dorfes die Kunden abzufangen. Auf zwei Körben, durch deren obere Henkel die Bambusstange gezogen wird, und die beim Transport leicht balancierend vorn und hinten an ihrem Besitzer auf und nieder schaukeln, ist der ganze Vorrat geschichtet: Früchte, getrocknete Fische, in Palmenblätter gewickelter gekochter kalter Reis und auf Kohlen gewärmter Tee. Die ganze Familie, Weib und Kind und Brüder des glücklichen Eigentümers dieser Herrlichkeiten, hockt neben ihm im Staub der Landstraße und wartet geduldig auf die Wanderer, die für ein oder zwei Cents etwas von den Kostbarkeiten erstehen werden.



Hutflechterinnen auf Java.



Javanische Weberin.

Im Dorf selbst gibt es ein Fest, eine Hochzeit. Da geht es hoch her. Soviel Menschen kann das armselige Dorf sonst gar nicht beherbergen. Aus der ganzen Gegend scheinen Gäste zusammengeströmt zu sein. Die Braut trägt schwere Ketten um den Hals, goldene Ringe um den Arm und die große Brautkrone auf dem Haupt (Abb. S. 1702). Und auf der Erde hockt unter freiem Himmel die Musikbande, die dem Fest zusammen mit den Schatten- oder Menschenspielen erst die richtige Weihe gibt.

Nicht weniger als elf verschiedene Instrumente gehören zu einer richtigen Musikkapelle. Nicht die Melodie, sondern der weiche und harmonisch instrumentierte Rhythmus ist es, durch den die malaiische Musik gefangennimmt und eine wundersam wehmütige Stimmung auszulösen vermag. Das klappert und klimpert und bimmelt und brummt und grollt und kichert so lustig und doch mit so wehmütigen Untertönen durcheinander, daß es schon von fern sich unverkennbar als malaiische Musik von aller andern Musik der Welt unterscheidet.

Die Sonne neigt sich dem Abend zu. Noch steht sie über dem Horizont, aber schon in einer Stunde wird es Nacht sein. Denn weder Morgen- noch Abenddämmerung mildert hier am Aequator die Härten von Hell und Dunkel. Schon jetzt aber ist die stärkste Sonnenglut gewichen, und wir empfinden dreißig Grad im Schatten beinah als Kühlung. Aus den Häusern der vereinzelten Hütten kommen die Frauen hervor und tragen auf Bambusstäben über der Schulter oder auf ihren Köpfen Körbe voller Wäsche.

Wie Tiere, so sind sie mit der Natur verwachsen und huschen behend ohne Hindernisse durch das Dickicht der abschüssigen Ufer zum Wasser. Mit ein paar Griffen sind die Lendentücher gehoben und festgesteckt, und bis über die Knie stehen die schlanken Frauen im Fluß, schlenkern die Waschfetzen im Wasser gegen die Strömung, ringen sie aus und schlagen dann die nassen Tücher gegen die Steine des Ufers (Abb. S. 1701).

Zwischendurch lösen sie den Haarknoten, tauchen ganz unter, ringen ihr Haar aus und lassen es im letzten Schein der Abendsonne trocknen. Nirgends aber steht ein neugieriger Mann oder Jüngling, um den badenden Frauen zuzusehen. Man ist hier keuscher als in manchen europäischen Seebädern.

Auch im Ort selbst wird es jetzt plötzlich lebendig. Es ist, als ob jetzt erst, plötzlich, eine Ahnung über die Menschen gekommen wäre, daß das Auge des Tages (wie die Sonne auf malaiisch heißt) jetzt gleich schon, in Minuten untergehen würde, und als müßten sie in Augenblicken nachholen, was sie am Tagewerk in Stunden verträumt und versäumt haben.

Noch bevor die Männer und Frauen von der Feldarbeit heimkehren, eilen alle, die daheim geblieben sind, mit ihrer Arbeit vor die Tür, um in der Stunde der „Abkühlung" noch bei Tageslicht mit der Arbeit ein wenig vorwärts zu kommen. Da weben sie Tücher, da färben sie mühselig die Batiken (die bunten Lenden- und Kopftücher) mit Pflanzensäften, da schneiden sie Marionettenpuppen für ihre Schattenspiele, da wird der Reis gedroschen und enthülst, die Fische, die tagsüber in der Sonne brieten, gewaschen, entgrätet, mit Mehl vermengt und in Kuchen verwandelt.

Vielerlei Heimtätigkeit haben die Malaien und Javaner freilich nicht, aber was geschehen soll, das geschieht jetzt schnell, noch in der letzten Stunde des Tages. Denn schon setzt sich am Horizont ein leichter roter Streifen an, schon schwindet ein Teil der Sonnenkugel. Schon wird es Abend und Nacht. Ein Wandel von wenigen Minuten.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

19. Fortsetzung.

Ohne weiter auf Lou zu achten, beugte sich Gerhard aus dem Fenster und atmete das Mondlicht ein.

Ein höhnisches, kaltes Lächeln zog seine Mundwinkel herab, als er daran dachte, daß die Großmutter ihm das schöne, junge Ding fortgenommen hatte — als wäre er ein kleiner Junge, dem man ein Spielzeug wegschließt.

Und jetzt schickte ihn Gareto mit einer hübschen, koketten Rede in das Land zurück, das ihm nie eine Stunde Glück gegeben, jetzt wollte man die ganze, große, heiße Sonne der Provence wegschließen, weil er Oberwall hieß, Graf Oberwall wie sein Vater, sein Großvater. Weil seine Urahnen Generale und Feldmarschälle waren — die Schlachten gewonnen und Disziplin im Leibe hatten. Darum sollte er im kalten, weißen Haus am Kupfergraben wohnen? Darum sollte er frieren unter grauem Himmel? Darum sollte er darben unter kühlen, korrekten Menschen, die ihr Leben methodisch nach dem Zifferblatt ihrer Verpflichtungen einteilten?

Er lachte plötzlich auf, hart und bitter: „Gareto als Moralist!" . . .

Lou richtete sich verwirrt auf: „Wie meinst du? . . . Was sagtest du?"

Er wiederholte höhnischer noch als das erstemal: „Ich sagte: Gareto als Moralist! Zum Radschlagen! Neue Nuance eines spanischen Stierkämpfers!" . . .

Er zog heftig die Holzläden zu, schloß die Fenster. Ohne noch einmal das Licht anzudrehen, warf er sich auf sein Bett.

Lou aber starrte in die Finsternis und trocknete die Tränen nicht, die schwer und brennend über ihre Wangen tropften, da sie darüber sann, wie von allen Menschen um sie herum nur ein fremder spanischer Stierkämpfer erraten und verstanden hatte, was sie hier unter der brütenden Sonne an Angst und Heimweh ausstand in bangen, schwülen Nächten, an langen, heißen Tagen. . . .

Als Frau Vidal um elf Uhr morgens die Hotelrechnung begleichen wollte, sagte man ihr, Sennor Gareto hätte die Herrschaften selbstverständlich als seine Gäste betrachtet, da er ja auch ihr Gast gewesen war vor wenigen Tagen.

Frau Vidal und Susanne nickten lächelnd: „Das war eigentlich selbstverständlich von einem Gareto."

Als aber der Wirt auf Lou zuging und sie im Auftrag des Sennor Gareto bat, die zwei Rosen anzunehmen und das Bild, das er ihr versprochen hatte, da standen sie steif und streng in ihren schwarzseidenen Kleidern, Mutter und Tochter. Und es war, als rissen sie mit ihren Augen Blumen und Bild aus den Händen der jungen Frau und alle Hüllen von ihrer Seele.

* * *

Seit einem Vierteljahrhundert hatte es keinen Sommer gegeben in der Provence wie dieses Jahr.

Die Sonne stand wie ein feuriger Ball über dem Hof, und es war, als ergössen sich mit ihren Strahlen Ströme geschmolzenen Goldes über das Land. Der heiße, gelbe Sand brannte die Bastschuhe der Knechte durch, riß die Haut von den Füßen der Mägde und färbte sich rot von ihrem Blut.

Der Professor saß tagsüber auf den Kellertreppen und bohrte mit seinem Stock die großen, schwarzen Spinnen an die Mauer, hielt sich mit einem Handbesen die feisten Tausendfüßler vom Leib, die wie braune Fransen aus den Ritzen hervorkrochen, und die gerunzelten, schleimigen Asseln.

„Hier ist es kühl und gut, kleine Gräfin!"

Sie hatte es versucht, eine halbe Stunde neben ihm auszuhalten. Ihr ekelte vor den Tieren. Es war ihr, als kröchen sie ihr über den Körper, als nestelten sie sich ihr am flockigen Haar fest.

„Ich kann nicht, Professor ... lieber noch ertrage ich die Hitze."

Er antwortete nicht. Er stieß noch immer mit dem Stock an die Mauer und fuhr mit dem Besen über die Stufen — soweit der Arm reichte. Er zwinkerte mit den Lidern, die ihm jetzt immer rissig und rot über die entzündeten Augen hingen.

„Die Sonne hat mir die Augen ausgebrannt. Ich soll Feuchtigkeit einatmen. Dem Kasper hat auch die Sonne die Augen ausgebrannt . . . das kommt von den weißen Stufen. Frau Vidal sagt, es sei alles Unsinn. Ihr hat die Sonne das Herz ausgetrocknet. Sie war gut früher und weich. . . . Jetzt ist sie ausgedörrt wie morsches Holz." . . .

Lou schleppte sich mit geschlossenen Augen über den Hof, am Haus entlang, dessen vorspringendes Dach Schatten spendete, dessen Mauern Hitze ausstrahlten gleich glühendem Eisen. Bis vor wenigen Tagen hatte man die Mauern mit einer großen Gartenspritze sechsmal am Tag gekühlt — jetzt wurde das Wasser knapp. Man mußte sparen.

Sie hatte Gerhard unter Tränen beschworen, heimzureisen, nicht nach Haus, wenn er wollte — nur irgendwohin, wo es kühler war, wo man atmen konnte, wo es Wälder gab und Wasser und kühle, erfrischende Abendstunden.

Sie sollte allein fahren, wohin sie wollte. Wenn sie das Klima nicht vertrug — müßten sie sich eben ein paar Wochen trennen. Er wollte noch bleiben. Er mußte noch bleiben. Ihm schadete die Hitze nichts.

Und abends redeten die Mütter zu.

Gewiß. Sie sollte nicht eigensinnig sein. Wenn es ihrem Mann so gut gefiel hier, wenn er glücklich war. . . Er war der Mann. Er hatte zu bestimmen, wo sie zu wohnen hätten. Wenn ihre Gesundheit darunter litte, freilich . . .

„Ich muß doch auf das Kind Rücksicht nehmen, das wir haben werden." . . .

Da hatte Mémère sich vor der Mutter Gottes niedergeworfen, geweint und gelacht und gebetet und Lou an ihre Seite zu sich herabgezogen.

„Ein Kind! Sein Kind! . . . Du darfst jetzt nicht fort von mir, Lou . . . du darfst nicht. Ich will alles tun . . . alles. . . Nur bleibe — — ich beschwöre dich, bleibe!" . . .

Sie hatte ihr die Hände geküßt, hatte ihre Knie umklammert. Sie hatte Truhen ausgepackt und Dutzende von feinen, zarten Linnenjacken herausgekramt, Windeln und Wickelbänder.

„Sieh, was ich alles habe . . . alles noch von Gerhard, fühle . . . wie zart. Sieh die Spitzen . . . wie für einen Prinzen. . . . Drei Frauen haben daran gearbeitet Tag für Tag, durch Wochen und Wochen. Seine Badewanne ist da und die Wiege, an der ich gewacht habe. . . . Hast du die Wiege nie gesehen? So prächtig geschnitzt, mit Daunen ausgepolstert und mit Seide ausgeschlagen." . . .

Lou hatte nichts entgegnen können. Wie gelähmt stand sie der Glückseligkeit dieser Mutter gegenüber. Wortlos. Willenlos.

Gerhard sagte: „Wo das Kind zur Welt kommt, ist doch gleichgültig. Und es ist doch noch lange Zeit bis dahin. . . . So lange". . . .

Er küßte sie. Bat sie, nichts davon nach Hause zu schreiben.

„Man weiß doch nie, Lou, was wird . . . Denk an die Großmama . . . an Papa . . . Es sind alte Leute. Man darf sie nicht aufregen so lange vorher. Sie können die Verhältnisse nicht beurteilen."

Da hatte sie sich abgewendet von ihm, empört und beschämt.

Es war ihm nichts das Kind, das sie ihm schenken sollte.

Es störte ihn nur. Er dankte es ihr nicht. Wie ausgelöscht war alles in ihr, was ihr Hoffnung gegeben hatte für die Zukunft. . . .

Und als er sie in seine Arme nehmen wollte, betroffen von dem Ausdruck ihres Gesichts, da schob sie ihn nur leise und behutsam von sich mit müdem, leerem Lächeln. . . .

Sie las nicht mehr wie früher, um über die Glut des Tages hinwegzukommen, und sie schrieb keine Briefe mehr am Abend, wenn die Kerzen brannten auf dem Schreibtisch und die Nachtfalter und Käfer gegen die Fliegenfenster schlugen.

Sie lag mit offenen, starren Augen im schwülen Bett, schlich mit gesenktem Kopf durch die Zimmer, irrte ruhelos herum im dumpfen, dunkeln Haus, im versengten, verdorrten Garten, und ihr Atem ging schwer und kurz, als schritte sie durch dampfende Lohe, und die Luft senkte sich ihr auf die Stirn wie siedendes Blei, daß sie mit beiden Händen nach ihrem Kopf griff und laut aufstöhnte in ihrem Elend, in Hilflosigkeit und Verzweiflung.

Sie merkte es kaum, wie wenig sie Gerhard sah. Stumpf ließ sie die Tage an sich vorüberziehen mit der flammenden Sonne, und stumpf die Nächte mit den flimmernden Sternen.

Unter dem Vorwand, daß er oft um vier Uhr aufstünde, um in die Camargue hinauszureiten, schlief er in einem Gastzimmer, das Monsieur Olivier zur Ver-

fügung gestellt worden war. Er blieb dann drei, vier Tage, manchmal eine Woche fort, tauchte plötzlich auf zur Mittagzeit oder abends, wenn sie auf den Stufen saßen.

Er küßte die Großmutter, die Mutter, er küßte auch Lou. Aber sah keiner in die Augen, und er sprach viel und lachte laut. Einmal kam er mit einem verbundenen Arm zurück.

Mémère wurde ganz bleich.

„Was ist dir geschehen, mein Liebling?"

Sie rief das ganze Haus zusammen, die Mägde und die Knechte vom Hof. Eimer voll kostbaren Wassers ließ sie anbringen und Berge von Scharpie und Watte. Kasper mußte kommen und die Kräuter besprechen, die Frau Vidal mit der Scharpie vermischte.

Er lachte dabei: „So ein Aderlaß tut ganz gut!"

Und er erzählte, wie es gekommen war. Am Abend hatten sie sich mit einem Stier vergnügt, er und ein paar junge Schäfer. Man hatte ihm einen Bastschuh als Kokarde an den Hörnern befestigt, hatte ihn unter das runde, pilzförmige Regendach der Herde getrieben und nun ein kleines Spiel improvisiert. Er selbst hatte sich daran beteiligt — und da hatte er den Denkzettel bekommen. Das nächstemal wollte er schon geschickter sein. . . .

„Böser Liebling", sagte Mémère.

Aber ihre Augen leuchteten.

Lou murmelte: „Das geht doch nicht . . . das geht doch nicht so". . .

Heftig unterbrach er sie: „Was geht nicht? Warum fängst du wieder an? Ich bin doch kein kleines Kind . . . soll ich dich um Erlaubnis fragen?"

„Nicht, nicht", beschwichtigte Mémère. „Kaum seid ihr zusammen, so zankt ihr euch!"

„Er weiß nicht, was er tut! Er hat das Gefühl dafür verloren."

Lou nestelte die Finger ineinander, ihre lichten Augen wurden ganz dunkel. Sie sprach Deutsch, und Frau Vidal fragte hart: „Was sagt sie?"

„Sie gibt mir gute Lehren wie eine deutsche Gouvernante", höhnte Gerhard.

Ein leichtes Wundfieber machte ihn noch reizbarer als sonst. Er riß den leichten Mullvorhang beinah entzwei, ging in die Wohnstube, holte die Kognakflasche aus dem Kredenzschrank und schenkte sich ein großes Schnapsglas voll. Der Blutverlust heute hatte ihn geschwächt. Ganz elend war ihm zumute. Und Lou mit ihren dummen Bemerkungen machte ihn rasend. Warum reiste sie denn nicht ab? Er hielt sie nicht. Er konnte es ganz gut ein paar Wochen und auch ein paar Monate aushalten ohne sie. Dort oben würde er wieder der zahme, brave, kleine Junge sein, als den sie ihn kennen gelernt hatte. Dort oben würde sie ihn wieder lieben und wieder glücklich sein. Hierher paßte sie nicht. Er aber wollte sich seine frohe, glückliche Zeit nicht verderben lassen durch sie.

Die Fenster waren bereits offen. Er beugte sich heraus. „Sagt Lou doch, daß sie ruhig fahren soll, wenn sie will. Ich bin ihr gar nicht böse, wenn sie fährt."

Lou hatte die Knie hochgezogen und verbarg den Kopf in beiden Händen.

Wie silberiges Daunengeflock schimmerte ihr Haar zwischen den dunklen Köpfen der Damen Vidal.

Sie antwortete nicht. Gerhards Worte trafen ihr Herz wie giftschwere Pfeile.

Susanne Oberwall hob ihren Kopf, sah ihr angstvoll, beschwörend in die wie erloschenen Augen.

„Willst du fort? Sag, willst du wirklich fort?"

Lou schüttelte langsam den Kopf.

„Ich bleibe, wo mein Mann bleibt", sagte sie ausdruckslos.

Und ihre feuchten Wimpern strichen über die Hand der Schwiegermutter wie die Flügel eines matten Falters.

„Mann und Weib sind ein Leib, und er soll dein Herr sein." . . .

Frau Vidal machte das Zeichen des Kreuzes, erhob sich und ging ins Haus. Vor dem Schlafengehen, als die Tochter ihr gute Nacht wünschte, sagte sie finster: „Sie liebt uns nicht. Und sie liebt ihn nicht!"

Am nächsten Morgen fuhr Susanne Oberwall mit Gerhard nach Arles, um den Arzt zu Rate zu ziehen. Frau Vidal meinte zwar, Kasper hätte noch ganz andere Wunden geheilt. Aber dann entschloß sie sich im letzten Augenblick, auch selbst mitzufahren, um in der Seitenkapelle der heiligen Trophimekirche vor dem Bild des kleinen Jesus mit den Königen aus dem Morgenland zu beten. Und auch, um zu beichten. Denn es hatten sich böse Gedanken in ihrer Seele angesammelt gegen die blonde Frau ihres Enkels.

Als gegen Abend Frau Vidal mit ihrer Tochter heimkehrte, fragte Lou: „Und Gerhard?"

Mémère strich ihr über die Wange.

„Er ist in der Stadt geblieben. Der Doktor will noch einmal nachsehen. Vielleicht muß er noch zwei, drei Tage bleiben. Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Herz!"

Lou sagte: „Da könnte ich doch zu ihm fahren, um ihn zu pflegen."

„Wenn er das gewünscht hätte, so hätte er es dir sagen lassen", antwortete Frau Vidal.

Sie versuchte, sehr sanft zu sprechen. Wollte keine neue Sünde auf ihr Gewissen laden.

„Ja . . . aber". . . murmelte Lou.

„Es wird wohl Zeit, daß wir essen," sagte Mémère, „komm, du mußt hungrig sein.". . .

Lou berührte ihren Teller nicht.

Aus dem dunkeln Nebenzimmer hörte man den Professor mit einem Löffel gegen die Schüssel klappern, aus der er einen dicken Maisbrei aß. Er durfte nicht ins Licht sehen, und abends kam Kasper mit einem Tassenkopf besprochener Ziegenmilch, und Frau Vidal träufelte ihm die Milch in die schmerzenden Augen.

Mémère aber gähnte und suchte ihre abgegriffenen Patiencekarten wieder hervor.

„Wo ist Gerhard abgestiegen?" fragte Lou leise, mit trocknen Lippen.

„Bube . . . Dame . . . König . . . Wo er abgestiegen ist? In unserm Haus natürlich, am Kanal. Gerade gegenüber dem Boulevard. Aber da kann eine Dame kaum mehr wohnen. Es ist alles so vernachlässigt. Wenn es Gerhard gefällt — wollen wir es von Grund aus aufbauen. Dann kann man schon leben dort. Im Sommer ist dreimal wöchentlich Musik auf dem Boulevard. Da geht die ganze Stadt am Kanal spazieren. Und die Cafés sind voll von Menschen. Es ist sehr lustig dort . . . Bube . . . zehn . . . neun". . .

„Gute Nacht!" sagte Lou.

Mémère blickte nicht auf von ihren Karten. Sie hatte einen sehr ernsten, sehr gespannten Ausdruck im Gesicht, zählte sehr aufgeregt.

Sie merkte es gar nicht, daß die Tür aufging, und Lou verschwand.

Lou aber setzte sich nach langen Wochen zum erstenmal wieder an den Schreibtisch, um einen Brief zu schreiben an Pastor Thaysen.

Zwölf lange, engbeschriebene Seiten wurden es. Zwölf Seiten, in denen sie ihr Leben schilderte unter der sengenden Sonne der Provence und ihre Angst, die grauenhafte Angst, die sie würgte wie ein rotglühendes, gespenstisches Ungetüm.

„Ich soll fort, sagt Gerhard. Nach Hause. Nicht, weil ich kein Zuhause habe, bleibe ich. Ich weiß, was es das Haus Oberwall gekostet hat, eine Hörselkamp aufzunehmen. Und ich weiß, wozu mich der Name verpflichtet, den ich trage. Wenn ich Gerhard verlasse, so ist er nicht nur mir, er ist auch seinem Vaterhaus verloren. Ich habe einen Oberwall zu heiraten geglaubt — ich bin die Frau eines Vidal! Ich liebte Gerhard Oberwall mit aller Kraft meiner Seele — vor dem Gerhard der Vidal habe ich Angst. Ihm fehlt die reine, naive Güte seiner Mutter. Er hat nur ihr heißes Blut, ihre Phantasie und die blinde Liebe für ihr Land und seine Sitten. Ich zittere um ihn vom ersten Augenblick, da ich die Augen aufschlage, bis zur frühen Morgenstunde, da ich halbtot vor Erschöpfung einschlafe. Ich bin ihm fremd geworden — weil ich geblieben bin, was ich war, als er mich liebte. Bald wird er mich hassen. Hassen — weil ich mich nicht freuen kann an dem, was ihn beglückt. Sie würden lächeln, mein lieber, mein verehrter Herr Pastor, mit Ihren großen, jungen Augen, fassungslos lächeln, wenn ich Ihnen sagen wollte — wer allein es unternommen hat, ihn an die Pflicht zu erinnern, die er gegen die Tradition seines Hauses hat. Aber es blieb auch das vergeblich, weil er nicht verstehen wollte. Und doch kamen die Worte von einem Mann, den er bewundert hat wie nie zuvor einen anderen. Ein Mann, dessen Beruf uns unverständlich, fast verächtlich ist, und der doch Millionen von Menschen in seinen Bann zwingt durch seinen Mut und seine Selbstbeherrschung. Gerhard freilich sieht nur den Mut. Und wenn die Sonne wirklich alle Instinkte ausbrütet — wie mir das ein alter ehemaliger Lehrer hier sagte, der Land und Leute kennt — dann sind es unheimliche Instinkte, die auf dem Grund von Gerhards Seele geschlummert haben. Nur Sie — der Sie ihn erzogen haben, der Sie alles wissen von seiner Kindheit — können mir raten, können mir helfen, das Unheil abzuwenden, dem er entgegengeht, ein Unheil, vor dem ich mich bange, und das ich doch nicht erkenne. Wie ich es in der Rauchstraße nicht erkannt habe, als das Wesen meines Vaters und seine Kunst sich wandelten unter der Leidenschaft für seine Frau. Diese Frau war die Sonne im Leben meines Vaters. So befruchtend und fruchtbar, wie es die Sonne der Provence ist. Ich war machtlos meinem Vater, ich bin machtlos meinem Mann gegenüber.

Ich danke Ihnen für alles, was Sie tun wollen, und bleibe in Liebe und Dankbarkeit

Ihre Lou."

Pastor von Thaysen las diesen Brief an einem der letzten Tage des August in der kleinen Laube seines stillen Gärtchens, während der Duft frischgerösteten Kaffees aus dem geöffneten Küchenfenster zu ihm drang, ihn an die freundliche und üppigere Sonntagsvesper mahnend.

Es war seine Gewohnheit, Sonntagsbriefe von lieber Hand immer erst um diese Zeit zu lesen, wenn Körper und Geist gestärkt waren durch die Mahlzeit und eine kurze Siesta nach der Predigt, die ihm von Jahr zu Jahr mehr bedeutete als nur Erfüllung seiner Amtspflicht.

„Sie liebt ihn nicht," sagte er zu seiner Frau, als sie den überzuckerten Napfkuchen auf das blaugemusterte Kaffeetuch stellte, und „sie liebt ihn nicht", sagte er dem Sohn, der eine halbe Stunde darauf mit eiligen, festen Schritten das Gärtchen betrat.

Es waren karge, festliche Stunden, wenn Bruno Thaysen zu den Eltern herauskam, Stunden, von denen Frau von Thaysen alles fernhielt, was Mißmut erwecken konnte. Die Kleine hatte es wahrhaftig schlecht getroffen mit ihrem Brief. Aber sie konnte nicht verlangen, daß der Vater und der Jung sich jetzt nur mit ihr beschäftigten.

Sie schenkte ein bißchen ärgerlich den Kaffee ein, schnitt den Kuchen auf, sprach von der Predigt, fragte nach den Geschäften. Wie gut alles ging, wußte sie aus den blauen Scheinen, die der Sohn ihr heimlich in die Hand gedrückt hatte. Aber es machte ihr Freude, zu fragen. Und wenn er in sieben oder achtstelligen Zahlen sprach, dann war ihr, als flösse etwas von dem ungeheuren Gold der amerikanischen Milliardäre auf indirektem Weg auch in ihre alte, blecherne Zigarettenschachtel, die noch immer in der obersten Lade ihrer Kommode das Safe war, in dem sie die Spargroschen des Hauses aufzubewahren pflegte.

Bruno Thaysen beantwortete ihre Fragen zum erstenmal kurz, fast ungeduldig. Er faltete den Brief in vier, dann in acht, dann in sechzehn Teile, entfaltete ihn wieder, strich sich mit dem Daumen immer wieder über die Oberlippe. Den englischen Schnurrbart hatte er der amerikanischen Sitte geopfert. Sein Gesicht sah jetzt noch schärfer aus als früher. Der fast ausschließliche Umgang mit Menschen — die in kürzester Zeit die wichtigsten Entschlüsse fassen und über die größten Summen disponieren mußten, hatte ihn gelehrt, das Wesentliche sowohl einer Situation wie eines Menschen zu erfassen. (Fortsetzung folgt.)

Morgen im Spätsommer.

Ein Silbernebel wallt und zieht
Durch Feld und Flur; der Morgenwind
Regt leise sich in Busch und Ried.
Im Dämmerlicht die Nacht zerrinnt.

Der Heide rotes Wunderland
Liegt noch verhüllt; die Vöglein sind
In tiefem Schlafe — traumgebannt — —
Die Welt ist wie ein schlafend Kind.

Doch wenn die Sonn am Waldesrand
Zerteilt die Nebelhänge leicht
Und scheucht den bangen Traum der Nacht —
Dann spürt das Kind die Mutterhand,
Die eile ihm die Stirne streicht — —
Und schlägt die Augen auf und lacht

Joh. Maaze.

Federhüte.

Hierzu 6 Aufnahmen von Manuel.

Wie jeder andere Vogel erneuert auch der Reiher in der Mauserzeit sein Federkleid. Nur die hierbei ausfallenden Federn dürfen gesammelt und in den Handel gebracht werden. Jene Grausamkeiten, von denen man erzählt, um die Damen zu schrecken, gehören der Vergangenheit an. Wenn diese Bedenken also zum größten Teil fortfallen, so besitzen die



1. Samthut mit japanischen Möwenflügeln.

Reiherfedern eine andere, vielen recht unsympathische Eigenschaft — ihren hohen Preis. Dieses und die empfindsamen Bedenken, die in den meisten Fällen der Unkenntnis der wirklichen Tatsachen entspringen, haben in Paris sehr stark zu dem großen Interesse für Phantasiefedern geführt. — Besonders zum Trotteurhut findet das einfache Federmaterial Verwendung. Denn diese Hüte in ihren feschen Formen besitzen die spezielle Eigenschaft eines schlichten Straßenhutes. Der größte Teil ihrer Garnituren ist aus dem Gefieder des Nutz- und Wildgeflügels hergestellt. So schlingt sich um die flotte



2. Zierliche Glocke aus changierend gefärbten Federn.



3. Elfenbeinfarbener Plüschhut mit Fasanenfedern.

Plüschform in Elfenbeinton (Abb. 6) eine bandartige Fasanenschweifgarnitur. — Die Garnitur des kleinen braunweißen Felbelhutes (Abb. 5) verdankt ihren Ursprung russischem Schwanengefieder. Fast alle Schwanenfedern, die zu dem Schmuck von Hüten verwandt werden, haben ihre Heimat in Rußland. Dort tritt der Schwan in großen Massen auf. Seine Federn werden nach Paris geschickt, um dort zum Hutschmuck verarbeitet zu werden. — Die kleine Glocke, die ganz aus changierend gefärbten Federn geklebt ist (Abb. 2), ist einfacheren Ursprungs. Sie verdankt einfachen Gänsefedern ihre Herstellung, die jedoch, schön gefärbt und kunstvoll arrangiert, einen hübschen und tadellosen Hut ergeben. — Ueber der feschen schwarzen Samtform (Abb. 1) liegen zwei Flügelpartien von ungleicher Größe. Die Federn, die von dem Miracol, einer japanischen



4. Schwarzer Samthut mit weißem Gesteck.



5. Kleiner weißer Felbelhut
mit schwarzem Federkranz und hochstrebendem weißem Gefieder.

Möwenart, stammen, zeigen eine interessante Färbung. Auch auf die Abschießung dieses Vogels, der der Fischzucht sehr schadete, hat man in Japan eine Prämie ausgesetzt. — Aber nicht nur die prächtigen Reiherfedern finden Verwendung. Die Garnitur des schwarzen Federkranzes und des weißen, flaumigen, hochstrebenden Gefieders (Abb. 5) auf der weißen Felbelform stammt auch aus der Familie der Reiher. Die Federn des Randes kommen von dem grauen Reiher, während man das daunenartige Gefieder kleinen weißen Reihervögelchen verdankt. Die Zusammenstellung dieses Hutes zeigt einen außerordentlich feinen Geschmack und vertritt eine sehr beliebte Richtung. — Auch die modernen schwarzen Samthüte schmückt man gern mit dem zarten weißen Gefieder. Das flotte Phantasiegesteck, das den schwarzen Samtrand schmückt, kennzeichnet die charakteristische Manier des Trotteurhutes (Abb. 4), der keinen Anspruch auf große Eleganz erhebt, sondern sich mit der Tatsache bescheidet, fesch, flott und von der Mode begünstigt zu sein.

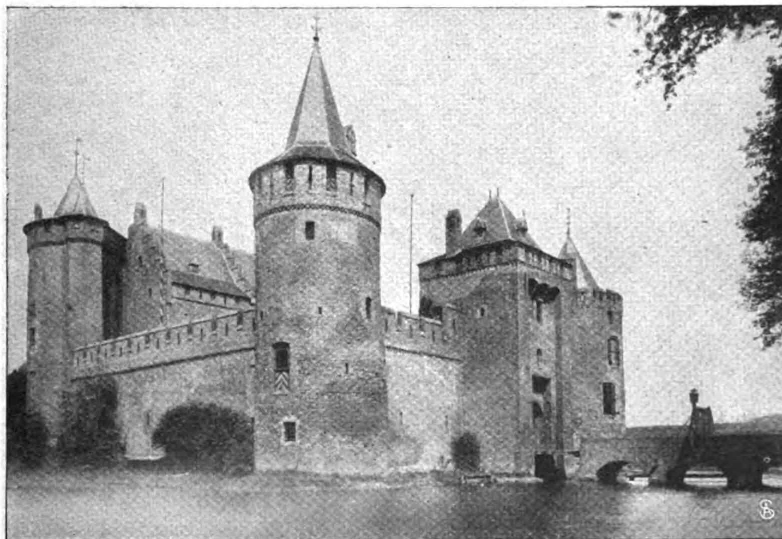


6. Felbelhut mit russischem Schwanenfederschmuck.

Ein altes holländisches Schloß.

Hierzu 3 Aufnahmen von Boer en Moussault.

In den Kreis der festlichen Veranstaltungen, die in diesem Sommer das Jubiläum der Unabhängigkeit Hollands mit sich brachte, ist auch ein altehrwürdiges Kastell gezogen worden: das Schloß von Muiden bei Amsterdam, dessen Ursprung in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Wie so mancher alte Zeuge aus dem Mittelalter, hat auch dieser Trutzbau die eigenartigsten Schicksale erlebt, ehe er zu dem Ausstattungstück geworden, als das er sich jetzt darstellt. Mit den Kämpfen zwischen Bauern und Edelleuten war das Kastell eng verbunden; Graf Floris V. von Holland, ein Freund der Bauern, schmachtete hier sechs Jahre hindurch als Gefangener verräterischer Adliger, die ihn auf der Jagd überfallen hatten. Als die Bauern 1296 zum Entsatz anrückten, wurde Graf Floris von den Adligen fortgeführt und in den Kämpfen bei diesem Abzug getötet. Auch die späteren Zeiten brachten kriegerische Ereignisse, und eine Aenderung trat erst ein, als 1609 der junge Peter Corneliszoon Hooft, Sohn des Bürgermeisters von Amsterdam, Burgvogt von Muiden wurde. Nach der Restau-



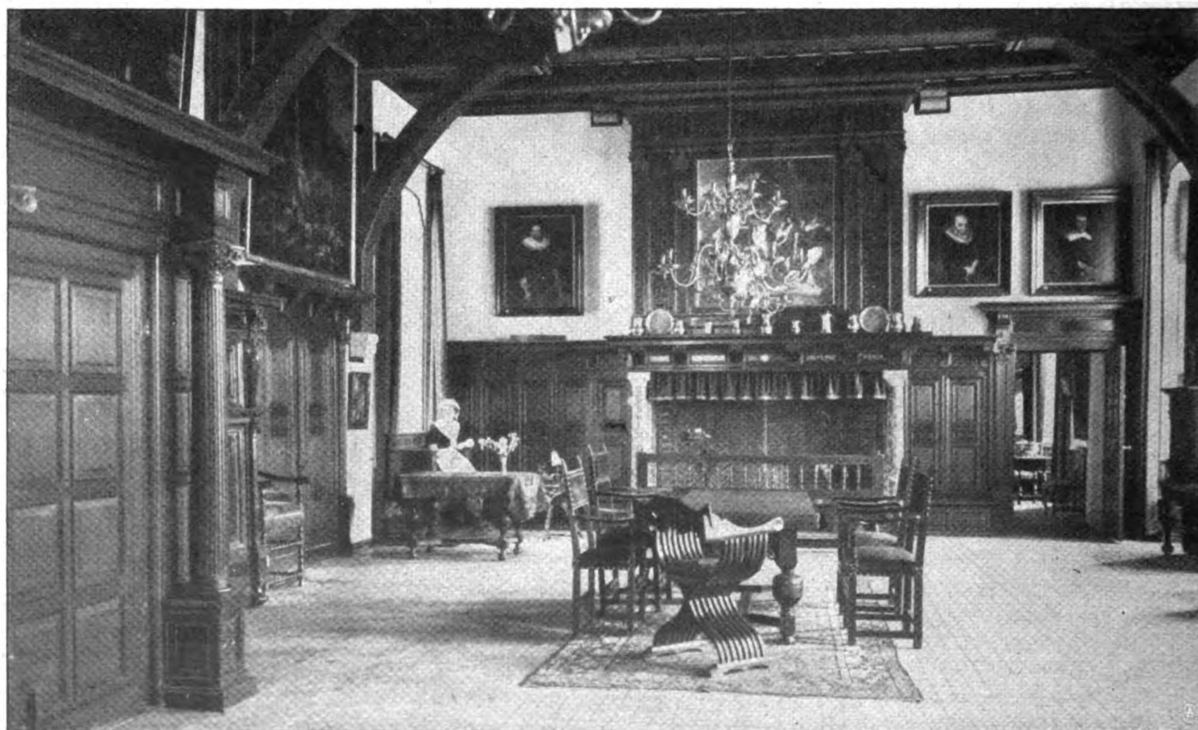
Das Schloß von Muiden bei Amsterdam.

ration der Burg im Jahr 1612 fanden sich stets viele berühmte holländische Persönlichkeiten, Staatsmänner, Professoren und Künstler bei dem gastfreien Schloßherrn ein, der selbst als Dichter eine Berühmtheit war. Diese Glanzzeit des Schlosses währte bis 1647, in welchem Jahr Hooft starb. Es folgten dann prosaischere Zeiten; der Wert des Schlosses als Feste schwand dahin, und im Jahr 1825 war der einst so glanzvolle Bau derart verfallen, daß er auf Abbruch versteigert werden sollte.

Der Neuzeit blieb es vorbehalten, dieses stolze Wahrzeichen holländischer Größe wieder neu zu gestalten, und das jetzige Jubiläumsjahr hat zu der Restauration der äußeren Erscheinung die Ausschmückung des Innern hinzugefügt. Aus dem reichen Besitz holländischer Patrizier, namentlich der Nachkommen Hoofts, wurden kostbares altes Mobiliar und prächtige Dekorationstücke, wie Gobelins, Bilder, Silber usw., hergeschenkt. So ist das Schloß wieder eine Sehenswürdigkeit geworden, deren Schätze von stilechten Landsknechten und Beschließerinnen den Besuchern vorgewiesen werden und uns einen Einblick gewähren in das tägliche häusliche Leben vergangener Geschlechter. R. R.



Blick in das Speisezimmer.



Der große Rittersaal des Schlosses.

Bilder aus aller Welt.

In Delitzsch beging der Stadtrat und Branddirektor G. Schulze in voller Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich in Feuerwehrkreisen eines sehr guten Rufes und gilt als tüchtiger Fachmann.

Sein 25jähriges Jubiläum im Dienst der Dürkoppwerke A.-G. in Bielefeld begeht Direktor George Hartmann. In Automobilistenkreisen und in der Sportwelt ist Hartmann als Herrenfahrer und Sportman sehr bekannt.



Gustav Schulze,
Delitzsch, Branddirektor und Stadtrat, wurde 75 Jahre.



George Hartmann,
Bielefeld, begeht sein 25jähr. Jubiläum bei den Dürkoppwerken A. G.



Leutnant v. Groß,
Schwerin, promovierte zum Dr. jur.



Hofphot. Seelin.

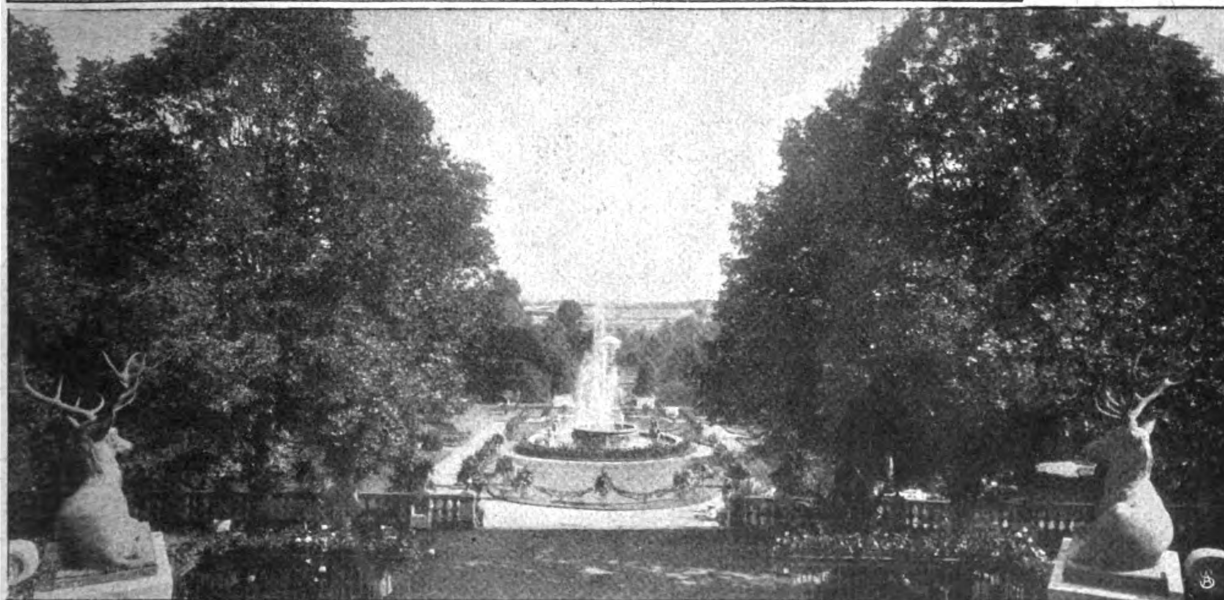
August Stukenbrok,
Einbeck, wurde zum Kommerzienrat ernannt.

Leutnant von Groß vom Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadierregiment Nr. 89 promovierte als zweiter aktiver Offizier zum Doctor juris.

Der durch seine Geschäftstüchtigkeit bekannte Großkaufmann August Stukenbrok in Einbeck wurde durch die Verleihung des Kommerzienratstitels geehrt. Seine Firma „Deutschland-Fahrradwerke und Versandhaus“ genießt Weltruf.

Herrliche Park- und Gartenanlagen hat das in der Mark gelegene Schloß Briesen. Der jetzige Besitzer Direktor Jentz hat mit großen Opfern aus dem so wenig be-





Künstlerische Gartenanlagen in der Mark: Schloß Briesen.
Der Park von der Terrasse aus gesehen. Oben: Blick auf die Terrasse.



Geh. Marine-Baurat Prof. O. Kretschmer,
Charlottenburg, trat von seinem Lehramt zurück.



Gedenkfeier für das Gefecht an der Göhrde.
Am Grabe des Siegers wird ein Kranz niedergelegt.

günstigten märkischen Boden herrliche Gartenanlagen erstehen lassen. Unsere Bilder zeigen dies deutlich.

Der Geheime Marinebaurat Professor Otto Kretschmer, Charlottenburg, trat von seinem Lehramt zurück.

Zur Hundertjahrfeier des Sieges der Preußen und Hannoveraner über die Franzosen in der Schlacht an der Göhrde wurde eine Feier veranstaltet, an der viele Besucher teilnahmen. Am Grabmal des Siegers Reichsgrafen von Wallmoden an der Kirche in Heinde wurde ein Kranz niedergelegt.

Schluß des redaktionellen Teils.

Dies und das.

Das Polytechnikum in Tomsk, das aus einer höheren Mittelschule hervorgegangen ist, zählt unter seinen angestellten Lehrern auch einen Deutschen, den früheren Lithographen Franz J. Havelka. Aus Probstau bei Teplitz in Böhmen gebürtig, arbeitete sich der jetzt einunddreißigjährige Mann durch ernstes Studium herauf und nimmt nun eine geachtete Stellung im Kreise der Fachwissenschaftler ein.

Die deutsche Frau im Ausland und in den Schutzgebieten. Nach Originalberichten aus fünf Erdteilen von Leonore Niessen-Deiters. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1913.) Das Leben, Streben und Arbeiten deutscher Frauen fern von der Heimat wurde — seltsam genug — erst sehr spät ein Gegenstand eingehender Beachtung. Die Frauenbewegung, die sich aller Berufsklassen, aller Organisationen und Vereinsgruppen in Deutschland in so hervorragender Weise annahm, fand zunächst keine Verbindung mit den vielen Verstreuten, die der Kampf ums Dasein aus dem Vaterland fortgetrieben. Erst gelegentlich der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ sammelte Frau Therese Said-Ruete in London, die verantwortliche Vorsitzende der Gruppe „Die Deutsche im Ausland“, eine Fülle von Material nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen im Ausland und gab damit so interessante Mitteilungen und sehr beachtenswerte Winke, daß es geboten schien, das Gegebene in Buchform erscheinen zu lassen. Es handelt sich in diesen mit großer Sachkenntnis und warmem Herzen für das Wohl aller deutschen Frauen geschriebenen Aufsätzen nicht um statistische Berichte und trockene Aufzählung der Leistungen unserer deutschen Mitschwestern, sondern vielmehr um Aufklärung, Unterweisung, Vorbereitung, Anregung und Warnung für alle die, die — freiwillig oder gezwungen — in die Fremde ziehen. Unzählige Fälle haben bewiesen, wie sehr die ins

Das Collier der Prinzessin wie die **Hutnadel** der Schreibmaschinendame





finden Sie in erlesenster, modernster und entzückendst. Form in dem Katalog **U 88b** d. Firma Stöckig & Co, der das ganze Gebiet der Juwelierkunst umfaßt. Eine gleiche verschwenderische Fülle des Besten u. Preiswürdigsten für jedes Bedürfnis und jeden Geschmack bieten alle übrigen Kataloge. **Erleichterte Zahlungsbedingungen!**

Stöckig & Co.
Dresden-A. 16 (f. Deutschl.)

Hoflieferanten
Bodenbach i. B. (f. Oesterr.)



Kataloge an ernste Interessenten kostenfrei.	*Katalog U 88b:* Silber-, Gold- u. Brillantschmuck, Taschenuhren, Großuhren, Tafelgeräte, Bestecke etc.	*Katalog R 88b:* Moderne Pelzwaren.	*Kat. H 88b* Gebrauchs- u. Lux.-waren; Artikel f. Haus u. Herd, Geschenkartik. etc.	*Katalog S 88b:* Beleuchtungskörper f. jed. Lichtquelle.	*Katalog P 88b:* Photogr. und optische Waren. Kameras.	*Katalog L 88b:* Lehrmittel und Spielwaren aller Art.	*Katalog M 88b:* Saiten-Instrum.	*Kat. T 88b:* Teppiche, deutsche u. echt. Perser.

MARKE SALAMANDER

SALAMANDER STIEFEL

MARKE SALAMANDER 12,50 SALAMANDER SICO 14,50 SALAMANDER LUXUS 16,50

Salamander Schuhges. m. b. H. Berlin Zentrale Berlin W. 8 Friedrichstraße 182

FORDERN SIE MUSTERBUCH W.

JUL. LOE



Weshalb spielen Sie nicht Klavier?

Haben Sie keine Zeit zum Üben? Ist Ihnen die Technik zu schwer?

Spielen Sie PIANOLA-PIANO! Es erfordert keine technische Uebung und gewährt Ihnen in der Tat die Ausübung künstlerischen Spiels unter Wahrung des persöhnlichen freien Vortrags. Verlangen Sie erläuternde Broschüre H

Pianola und Pianola-Pianos können ohne Verbindlichkeit probiert werden.

Choralion Co.

Berlin W 9, Bellevuestr. 4 (Potsd. Platz)
Zweigniederl. Dresden A, Pragerstr. 49.

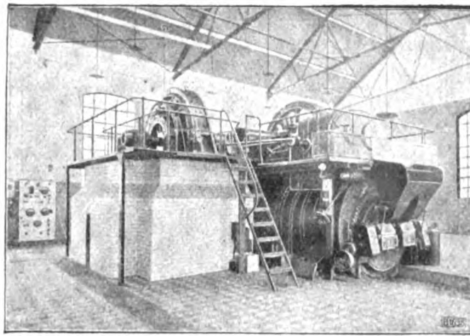
LO

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile".

Zu den außerordentlichen Vorteilen, die die Lokomobile dadurch bietet, daß kein besonderes Kesselhaus mehr erforderlich ist, und daß sich somit nicht nur die Anlagekosten und die Fundamentierung, sondern auch die Wartung der Maschine wesentlich billiger stellt, kommt noch hinzu, daß die Lokomobile durch ihren inneren Ausbau auf eine so hohe Stufe der Wirtschaftlichkeit gebracht worden ist, wie sie von keiner anderen Dampfmaschinengattung erreicht wurde.

Die größte Errungenschaft im modernen Lokomobilbau aber ist die von Heinrich Lanz, Mannheim, vollzogene Einführung der Ventilsteuerung „System Lentz", denn kein anderes Steuerungssystem vermag mit so einfachen Mitteln und mit nur einfacher Ueberhitzung eine für die Dauer so weitgehende Ausnützung der Vorteile des überhitzten Dampfes zu bieten. Es sind heute kaum fünf Jahre darüber vergangen, daß die Firma Heinrich Lanz ihre Ventillokomobilen auf den Maschinenmarkt gebracht hat, und schon arbeiten rund 300,000 Pferdestärken in allen Teilen der Welt.



Zentrale Hohenschönhausen der Nordöstlichen Berliner Vorortbahn A.-G., Berlin
Das Maschinenhaus enthält (neben einer älteren Riemenlokomobile) eine 510—660 PS Lanzsche Heißdampf-Verbund-Lokomobile mit Ventilsteuerung „System Lentz". Bemerkenswert ist die direkte Kupplung der Lokomobile mit einer Dynamomaschine.

Daß diese Neuheit in so kurzer Zeit einen solchen Erfolg aufweisen konnte, hatte seinen Grund selbstverständlich darin, daß sie von einer Weltfirma auf den Markt gebracht wurde, von der man wußte, daß nur erstklassige Maschinen ihre Werkstätten verlassen. Lanzsche Ventillokomobilen sind heute unstreitig Präzisionsmaschinen ersten Ranges von größter Oekonomie, höchster Einfachheit der Gesamtanlage und zählen zu den bevorzugtesten und modernsten Kraftanlagen für industrielle Betriebe. Sie werden mit Leistungen bis 1000 PS. und für elektrische Betriebe mit direkt gekuppelter Dynamo geliefert.

Welche Bedeutung den Lanzschen Werken aber auch volkswirtschaftlich in der deutschen Großindustrie zukommt, geht daraus hervor, daß dieselben über 4400 Arbeiter und 800 Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 Quadratmeter beschäftigen und in der Lokomobilfabrikation allein jährlich über 2000 Stück produzieren, so daß die Lanzschen Werke in ihrer Art die größten der Welt sind.

DIE·WOCHE

Nummer 41. Berlin, den 11. Oktober 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.

Seite
Die sieben Tage der Woche 1713
Dienstbotenversicherung. Von *** 1713
Preisausschreiben für Tirol 1715
Tanzluft. Von Ola Alsen 1717
Lanke bei Berlin. Von Reinhold Cronheim. (Mit 5 Abbildungen) . . . 1718
Unsere Bilder 1719
Die Toten der Woche 1720
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1721
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 1729
Der Jagdhund. Ein Kapitel vom Weidwerk. Von Fritz Skowronnek . 1735
Stiller Oktobertag. Gedicht von Karl Freiherr von Berlepsch 1736
Auf dem Säntis. Von Anton Krenn. (Mit 12 Abbildungen) 1736
Die neue Pelzmode. (Mit 6 Abbildungen) 1742
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung) 1746
Maskenball an Bord. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen) 1750
Bilder aus aller Welt 1753



Die sieben Tage der Woche.

2. Oktober.

Aus Deutsch-Südwestafrika kommt die Nachricht, daß der Norden des Schutzgebietes neuerdings durch Buschleute beunruhigt werde. Die 4. Kompagnie hat Streifzüge gegen sie unternommen, dabei 15 Buschleute getötet und eine große Anzahl gefangengenommen.

Der österreichisch-ungarische Geschäftsträger in Belgrad erinnert angesichts der militärischen Maßnahmen Serbiens das Auswärtige Amt an die Notwendigkeit, die Londoner Beschlüsse über Albanien und seine Grenzen zu respektieren. Die serbische Regierung erwidert, daß sie nur Verteidigungsmaßregeln gegen albanische Angriffe getroffen habe.

3. Oktober.

Der Kaiser begibt sich von Rominten über Königsberg nach Langfuhr bei Danzig.

In Fiume wird eine Dynamitbombe gegen das Regierungsgebäude geworfen. Die Explosion richtet großen Schaden an.

In Griechenland werden durch königliches Dekret neue Jahrgänge der im August entlassenen Evzonenreserve wieder zu den Fahnen einberufen.

In Amerika tritt der neue Zolltarif in Kraft, durch den die meisten Zölle erheblich herabgesetzt werden.

Bei der Insel Grande, südwestlich von Rio de Janeiro, wird der zur brasilischen Kriegsmarine gehörige Schleppdampfer „Guarany" von dem Dampfer „Borborema" angerannt und in den Grund gebohrt. Dabei ertrinken 20 Personen.

4. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Langfuhr nach Potsdam zurück.

In Loewitz in Oberschlesien stirbt, 67 Jahre alt, der dem Zentrum angehörende Reichstagsabgeordnete Florian Klose.

Auf seinem Schloß Worlik in Böhmen stirbt, 54 Jahre alt, Fürst Karl von Schwarzenberg, der Führer der Rechten im österreichischen Herrenhaus.

Der König der Helenen Konstantin trifft von seiner Auslandsreise wieder in Athen ein.

5. Oktober.

Der Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg trifft, einer Einladung des Prinzregenten Ludwig zur Jagd nach Lindenhof folgend, in München ein.

In München stirbt, 56 Jahre alt, der Aquarellmaler Professor Hans von Bartels (Portr. S. 1722).

In Berlin stirbt, 47 Jahre alt, der Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, Professor Dr. Robert Kutner (Portr. S. 1722).

6. Oktober.

König Alfons von Spanien und Präsident Poincaré tauschen bei dessen Ankunft auf spanischem Boden in Irun Begrüßungsdepeschen aus.

Der Kaiser begibt sich vom Neuen Palais in Potsdam über Berlin zu achttägigem Jagdaufenthalt nach Hubertusstock.

In Breslau tritt unter dem Vorsitz des Berliner Oberbürgermeisters Wermuth der Preußische Städtetag zusammen.

Die chinesische Nationalversammlung in Peking wählt Juanschikai im dritten Wahlgang mit 507 von 703 Stimmen auf fünf Jahre zum Präsidenten der Republik.

7. Oktober.

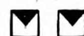
Der Präsident der französischen Republik Poincaré trifft in Madrid ein.

König Ferdinand von Bulgarien tritt von Sofia eine Reise ins Ausland an.

Die rumänische Regierung bietet in Athen und Belgrad ihre Vermittlung zur Verhütung eines dritten Balkankrieges an.

8. Oktober.

Aus Peking wird gemeldet, daß nach der Wahl des Präsidenten alle Mächte die Republik China anerkannt haben.



Dienstbotenversicherung.

Von ***

Seit langen Jahrzehnten steht unser großes, schönes Vaterland unter dem Zeichen des Versicherungzwangs. Wer als Arbeiter in der Industrie, im Gewerbe, im Handel und Verkehr, in landwirtschaftlichen Betrieben im festen Arbeitsverhältnis sich sein Brot erwirbt, ist gegen alle Zufälligkeiten und Unbilden des Lebens versichert: das Reich hat für das ungeheure Heer der gegen Lohn beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen die Rolle des sorgenden Versicherungsvaters übernommen und Organisationen geschaffen, die alle Versicherten gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und die Gebresten des Alters sicher stellen sollen.

Wir selbst sind stolz auf diese unsere sozialen Einrichtungen, wir freuen uns, wenn wir von Ausländern gelobt werden, wenn wir hören, daß das geeinte Deutsche Reich in sozialer Beziehung an der Spitze aller Kulturvölker steht. Und fraglos hat das Bestreben, dem wirtschaftlich Schwachen beizustehen, ihn vor Unglück und Untergang zu bewahren, in menschlicher Beziehung etwas durchaus Sympathisches, ja diese Forderungen sind bei uns so populär geworden, daß wir sie heute schon als etwas Selbstverständliches zu betrachten geneigt sind. Indessen, wo viel Licht ist, wird auch mancherlei Schattenhaftes angetroffen. Das große Netz des allgemeinen reichsgesetzlichen Versicherungswesens, das sich über das ganze Land ausbreitet, lastet mit seinen riesenhaften

Verwaltungsapparaten und seinen vielseitigen, bis ins kleinste und kleinlichste geregelten Bestimmungen recht empfindlich auf den Beteiligten, auf den Versicherten sowohl wie auf den Versichernden. So gut und unanfechtbar die Grundgedanken des Versicherungzwangs von Reichs wegen an sich sein mögen, so haben sich doch im Lauf der Jahre recht beträchtliche Unzuträglichkeiten herausgestellt, die heute schon darin gipfeln, daß unserem wirtschaftlichen Leben geradezu ungeheuerliche Kapitalien entzogen werden, deren Fehlen unserer allgemeinen finanziellen Entwicklung keineswegs förderlich ist. Ein anderer Schaden, der sich aus den staatlichen Versicherungsbestrebungen heraus entwickelt hat, ist der, daß man stets nach neuen Versicherungsobjekten suchte, bis denn heutigestags tatsächlich — außer dem Lumpenproletariat — nichts übriggeblieben ist, das von Gesetzes wegen nicht versichert worden wäre.

Auch die Dienstboten, die städtischen sowohl als auch die ländlichen, sind vom 1. Januar 1914 nach der Reichsversicherungsordnung der Krankenversicherung unterstellt. Das Gesetz über die Krankenversicherungspflicht der Dienstboten schreibt vor, daß im allgemeinen neben der staatlichen Versicherung Landkrankenkassen gebildet werden sollen. Wo eine solche nicht errichtet wird, sind die Dienstboten bei der zuständigen allgemeinen Ortskrankenkasse zu versichern. Das wird beispielsweise in Berlin geschehen müssen, da hier von der Errichtung einer Landkrankenkasse abgesehen worden ist, oder man muß dem „Dienstboten-Krankenversicherungsverein von Dienstherrschaften auf Gegenseitigkeit zu Berlin" beitreten.

Es sind das tief einschneidende, ja grundstürzende Veränderungen in dem bisherigen Verhältnis der Dienstboten zur Dienstherrschaft, das sich in seinen ursprünglichen patriarchalischen Einrichtungen in ein Verhältnis von Arbeitnehmer zu Arbeitgeber umgewandelt hat. Heute kann und soll hier noch in keiner Weise entschieden werden, ob durch diese Neuordnung der Dinge eine Wendung zum Bessern in den Beziehungen der Dienstboten zur Herrschaft herbeigeführt oder angebahnt wird, soviel ist indessen sicher, daß dem Dienstgeber heute alle Lasten aufgebürdet sind, während der Dienstnehmer, der zwar auf dem Papier ebenfalls zu den Lasten herangezogen wird, in Wahrheit frei ausgeht. Jedenfalls stehen die jetzt geforderten Leistungen der Herrschaften zu den bisher gewährten in einem fast unnatürlichen Verhältnis, was schon daraus hervorgeht, daß der in Berlin bestehende Abonnementsverein von Dienstherrschaften seine Beiträge von 9 auf 36 Mark jährlich erhöht hat. Die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin fordert 43 Mark 20 Pfennig jährlich, die Wilmersdorfer Landkrankenkasse 25 Mark jährlich. Die Gründe für die Verschiedenheit dieser Forderungen brauchen wir hier nicht auseinanderzusetzen, weil sie vorwiegend lokaler Natur sind, sie werden aber in Deutschland, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, ungefähr von der gleichen Art sein. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß diese Krankenkassenbeiträge — ganz gleichgültig zu welcher Art der Versicherung sich der Dienstgeber entschließt — ohne weiteres auf die Löhne aufgeschlagen werden müssen. Denn so, wie die Verhältnisse ganz besonders in den Großstädten bei dem herrschenden Dienstbotenmangel liegen, fällt es natürlich keinem Dienstnehmer ein, sich die gesetzlich allerdings zulässigen Lohnabzüge gefallen zu lassen. Die theoretische Versicherungstechnik steht hier der harten Praxis vollkommen hilflos gegenüber, denn man braucht nur ein einziges Mal in ein Vermittlungsbureau für Dienstboten zu gehen, um sich zu vergewissern, welche Ansprüche bestehen, und wie sehr die Dienstboten die Konjunktur auszunützen verstehen. Die bürgerlichen Haushaltungen werden also hier mit Beiträgen belastet, die gewiß nicht ohne weiteres freudig übernommen werden, und es ist auch ganz überflüssig, das einer Hausfrau des näheren auseinanderzusetzen. Es kann, und das wird gewiß nicht ausbleiben, die neue Dienstbotenversicherungsordnung zu allerhand schweren Komplikationen im Dienstverhältnis selbst führen. Die Ortskrankenkassen, die Landkrankenkassen und die privaten Vereine, die zur Versicherung zugelassen sind, gewähren je nach der Höhe der Beiträge auch sehr verschiedene Leistungen. Der Dienstbote, der einen Dienst bei einer Herrschaft antreten will, wird daher klug genug sein, sich im voraus zu vergewissern, wo die Dienstherrschaft ihre Dienstboten versichert. Dem Dienstboten wird daran liegen, im Krankheitsfall in der bestmöglichen Weise versorgt zu sein, und er wird den Dienst bei den Herrschaften meiden, die ihn bei der billigeren und daher weniger leistenden Landkrankenkasse versichern, und den anderen Herrschaften den Vorzug geben, die den teureren Verein oder die Ortskrankenkasse mit ihren besseren Leistungen in Anspruch nehmen. Und wo nur Landkrankenkassen bestehen, wird das ein Grund mehr für die „Landflucht" sein.

Nun darf wohl gesagt werden, daß die Leistungen der Ortskrankenkassen und des Abonnementsvereins, dessen neue Statuten der Reichsversicherungsordnung angepaßt sind, leicht den Neid aller der erwecken können, die nicht unter den Reichsversicherungzwang fallen. Die Leistungen beider Institute sind ungefähr die gleichen. Der Abonnementsverein zahlte bei einem Beitrag von 9 Mark jährlich bisher nur die Kur- und Verpflegungkosten für die in ein Krankenhaus verbrachten Dienstboten, und zwar bei nicht erfolgter Kündigung bis zu 26 Wochen, sonst nur bis zum Ende des Dienstvertrages des Erkrankten. Der Transport nach dem Krankenhaus erfolgte, wenn nötig, gleichfalls auf Kosten des Vereins. Außerdem bezahlte der Verein die ärztliche Behandlung, aber nur bei der Konsultation in der Sprechstunde; Besuche bei erkrankten Dienstboten dagegen bezahlte er ebensowenig wie Arznei, Bäder, Verbandstoffe usw. Bruchbänder, Bandagen und Brillen wurden für jeden Dienstboten bis zum Höchstbetrag von 10 Mark in einem Jahr bewilligt. Zahnärzte durften nur zum Zahnziehen in Anspruch genommen werden.

Nach den neuen Statuten werden auf die Dauer von 39 Wochen gewährt: 1. freie ärztliche und zahnärztliche Behandlung; 2. Versorgung mit Arznei sowie Brillen, Bruchbändern und anderen kleinen Heilmitteln, unter besonderen Verhältnissen zu größeren Heilmitteln einen Zuschuß bis zur Höhe von 100 Mark; 3. Kur und Verpflegung in einer Krankenanstalt einschließlich des notwendigen Transports; 4. bei nachgewiesener Arbeitsunfähigkeit, sofern Unterbringung in einer Krankenanstalt nicht erfolgt, Krankengeld in Höhe von 1,50 Mark pro Tag, allerdings erst vom vierten Krankheitstag ab; 5. neben Krankenhauspflege ein Hausgeld in Höhe eines Viertels des Krankengeldes. Ferner wird vom Verein unter besonderen Voraussetzungen an Schwangere und Wöchnerinnen für mehrere Wochen eine Unterstützung in Höhe des Krankengeldes gezahlt und für Hilfeleistung bei der Geburt durch eine Hebamme bis zur Höhe von 15 Mark. Endlich ist auch ein Sterbegeld bis zu 90 Mark, mindestens aber von 50 Mark vorgesehen.



Preisausschreiben für Tirol.

Viele Tausende kennen und lieben Tirol, und diese Liebe zieht sie alljährlich wieder dorthin zurück; die einen nach dem Süden, wo Wein und edle Kastanien, Oliven und Feigen reifen, die anderen nach den Tannenwäldern und Wasserfällen des herberen Nordens. Welche Fülle von verschiedenartigen Eindrücken wird da gesammelt und in Tagebüchern, mit Hilfe der Kamera, mit dem Zeichenstift festgehalten: Diese verborgenen Schätze sinniger Beobachtung gilt es zu heben, und dazu soll ein allgemeiner Wettbewerb

„Tirol in Wort und Bild"

dienen. Wer sich als Rodler oder Schneeschuhläufer zur Winterzeit in Nordtirol getummelt oder als Zuschauer dem fröhlichen Treiben auf den schneebedeckten Hängen beigewohnt hat, der sei ebenso zu diesem Wettbewerb aufgefordert wie der Wanderer, der im Frühling und Sommer die blumigen Almen Südtirols durchstreifte, oder wer im Herbst die Farbenfülle der südtirolischen Landschaft genoß. Alle, die etwas zu sagen haben in Vers oder Prosa, mit photographischen Aufnahmen oder Zeichnungen von Land und Leuten, sind eingeladen, sich um die von uns ausgesetzten Preise zu bewerben. Wir stellen

8000 Kronen

(österr. Währung) für Preise zur Verfügung, nämlich:

für literarische Beiträge:

2 erste Preise von je . . . 2000 Kronen,
2 zweite Preise von je . . . 1000 Kronen,
2 dritte Preise von je . . . 500 Kronen,

für photographische Aufnahmen oder künstlerische Arbeiten:

2 erste Preise von je . . . 300 Kronen,
2 zweite Preise von je . . . 200 Kronen,

Die Preise sollen gleichmäßig verteilt werden für Beiträge über Nordtirol (im Winter) und für Beiträge über Südtirol (Etschland, Herbst oder Frühjahr). Außerdem behalten wir uns vor, weitere Arbeiten zu erwerben. Schlußtermin für die Beteiligung am Wettbewerb ist der 1. Dezember 1913. Durch die Einsendung von Beiträgen erkennen die Teilnehmer am Wettbewerb die umstehend abgedruckten Bedingungen als für sie verbindlich an. Die Namen der Preisrichter werden alsbald von uns veröffentlicht.

Berlin SW 68,
im Oktober 1913.

August Scherl
G. m. b. H.

Bedingungen des Wettbewerbs „Tirol in Wort und Bild“:

1. Jedermann darf sich am Wettbewerb beteiligen und so viel Arbeiten einsenden, als er will, doch muß jeder Beitrag mit besonderem Merkwort versehen sein (siehe Nr. 3). Die Beiträge müssen Originalarbeiten und dürfen noch nirgends veröffentlicht sein.

2. In Betracht kommen:
   a) Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte, Dialoge und sonstige Feuilletons im Höchstumfang von je 350 Zeilen zu 14 Silben, und zwar über Nordtirol im Winter oder über Südtirol.
   b) Photographien oder Schwarz-Weiß-Zeichnungen in Strich- oder Tusch-Manier aus den gleichen Gebieten.

3. Beiträge dürfen nur mit einem Merkwort unterzeichnet werden, nicht aber mit dem Namen des Verfassers. Beizulegen ist ein verschlossener Umschlag, der das gleiche Merkwort als Aufschrift trägt und eine Karte mit Namen und Adresse des Einsenders enthält.

4. Die Beiträge sind zu adressieren: „An die Redaktion der „Woche“, Berlin SW. 68. Betrifft Preisausschreiben: „Tirol in Wort und Bild“. Beiträge werden nur bis zum 1. Dezember 1913 (abends 7 Uhr) angenommen und später eingehende Beiträge nicht berücksichtigt.

5. Die Beiträge werden durch einen von der Redaktion der „Woche“ gebildeten Prüfungs-Ausschuß gesichtet, der darüber zu entscheiden hat, welche Beiträge den Preisrichtern vorzulegen und welche dem Verlag zum Ankauf zu empfehlen sind. Die Preisrichter treffen danach die letzte Auswahl unter den ihnen vorgelegten Arbeiten und verteilen die Preise.

6. Durch Zahlung der Preise bzw. Honorare erwirbt der Verlag August Scherl G. m. b. H. alle Urheber- und Verlagsrechte an den Beiträgen auf unbeschränkte Zeit und ohne Einschränkung auf eine bestimmte Erscheinungsform.

7. Die verschlossenen Umschläge, welche die Adressen der Einsender erhalten, werden erst geöffnet, nachdem das Preisgericht entschieden hat. Erst nach Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten werden diejenigen nicht verwendeten Beiträge zurückgeschickt, denen das Porto für die Rücksendung beigefügt war. Unter keinen Umständen findet eine vorherige Rücksendung von Beiträgen statt. Das Ergebnis des Preisausschreibens wird in der „Woche“ und im „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht.

Wir veröffentlichen diese Bezüge, wenn man sich so ausdrücken darf, nicht deshalb, weil man sie für allzu kulant halten soll, im Gegenteil: in einem Kulturstaat soll und muß dafür gesorgt sein, daß jedem kranken Menschen in ausgiebigster Weise Hilfe zuteil wird; aber es entsteht doch unwillkürlich die Frage, wer eigentlich den Mitgliedern des Mittelstandes, die diese großen Mittel für solche Krankenbehandlung aufbringen müssen, im Krankheitsfall eine ähnliche Behandlungsweise garantiert. Man braucht wirklich nicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse gewisser Beamtenkategorien, der Kleingewerbetreibenden, der Leute, die in freien Berufen leben, und vieler anderer Erwerbsgruppen näher einzugehen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß es vielen sogenannten Herrschaften, die Dienstboten zu halten gezwungen sind, im Fall der Erkrankung schlechter geht als den Angestellten, die in die Hausgenossenschaft aufgenommen sind. Das an sich schon hochgesteigerte Selbstgefühl der Dienstboten wird durch solche Darbietungen gewiß nicht gemindert, und es dürfte jede kleine Unpäßlichkeit, die jeder andere Mensch ohne weiteres überwindet, zu einem schweren Erkrankungsfall aufgebauscht werden. Wie wir bereits bemerkten, ist es bei den Beiträgen für die Allgemeine Ortskrankenkasse der Dienstherrschaft gestattet, zwei Drittel der Beiträge vom Lohn abzuziehen. Doch das ist genau so wie mit den Marken auf den Invaliditätskarten; ursprünglich klebte man 20-Pfennig-Marken, dann stiegen diese auf 24 Pfennig, und heute kosten sie 32 Pfennig; die Herrschaft ist ja da auch berechtigt, Abzüge zu machen, aber wo geschieht das wohl?! Allerdings gibt es bei der Krankenversicherung Fälle, in denen die Dienstherrschaft zu Abzügen verpflichtet ist, und zwar, wenn ihre Zahlungsunfähigkeit eingetreten ist oder dergleichen.

Mit der Neuordnung der Krankenversicherung ist nun für den Haushaltungsvorstand, was die Anmeldungen des Dienstpersonals anbetrifft, eine ziemliche Portion von Scherereien verbunden, die keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören, und wie das bei uns nicht anders sein kann, schwebt stets noch das Damoklesschwert harter Strafen über ihm. Denn wer seiner Pflicht zuwider Versicherungspflichtige nicht anmeldet, kann, wenn er vorsätzlich handelt, mit Geldstrafe bis zu 300 Mark, bei Fahrlässigkeit mit einer solchen bis zu 100 Mark bestraft werden. Mit 20 Mark Geldstrafe wird belegt, wer pflichtwidrig die Stellung von Anträgen oder Anzeigen unterläßt. Man kann nun wirklich nicht behaupten, daß derartige rigorose Bestimmungen besonders dazu angetan sind, ein solches Gesetz bei den Dienstherrschaften populär zu machen, schließlich hätte sich doch wohl auch ein Weg finden lassen, auch den Dienstnehmern einen Teil der Verantwortung für ihre richtige und ordnungsmäßige Anmeldung aufzuerlegen. Jetzt bleibt den Dienstboten eigentlich nur die Pflicht, für die Verminderung des Küchengeschirrs und anderer Haushaltungsgegenstände zu sorgen, für alles Übrige hat die Herrschaft einzustehen.

Allerdings bleibt dem Dienstgeber eine Möglichkeit offen, sich dem Gesetz über die Krankenversicherung der Dienstboten zu entziehen, wenn er den Antrag auf Befreiung von der Zwangsversicherung stellt. Er kann das tun, wenn er den Nachweis führt, daß er ein Einkommen von 4500 Mark hat oder ein solches von 4000 Mark und ein Vermögen von 6000 Mark besitzt. Dann übernimmt er die oben erwähnten Leistungen für den Fall einer Erkrankung auf seine eigene Rechnung. Das kann unter Umständen recht kostspielig werden, andererseits muß man allerdings auch zugeben, daß das Risiko kein übermäßig großes ist. Denn die Dienstboten stellen im großen und ganzen einen gesundheitlich nicht ungünstig zu bewertenden Menschenschlag dar, aber es ist immer ein Risiko, und wer Pech hat, kann immerhin in die Lage kommen, eine größere Summe opfern zu müssen. So sieht man also auf der ganzen Linie, daß den Dienstherrschaften neben nicht unbeträchtlichen finanziellen Lasten auch noch ein ziemliches Quantum von Unbequemlichkeiten aller Art auferlegt ist. Ob in unendlich vielen Fällen, auf die im einzelnen hier ja gar nicht näher eingegangen werden kann, die Schultern der Dienstgeber um so viel stärker sind als die der Dienstnehmer, kann getrost den Leuten überlassen bleiben, die uns mit dieser neuen Wohltat beschenkt haben. Mag sein, daß der bureaukratische Versicherungstechniker eine Freude daran hat: der Mann, der im werktätigen und Erwerbsleben steht, dürfte von anderen Gefühlen beseelt sein.

Auf die scheint es allerdings gar nicht anzukommen, wenn es sich darum handelt, den gewaltigen Versicherungskategorien ein neues Rubrum zugefügt zu haben. Die Hauptsache ist, daß versichert wird, damit angeblich jedem, der schreien könnte, der Mund gestopft wird. Auf diesem Weg, auf dem wir Milliarden thesauriert

und dem Verkehr entzogen haben, und auf dem wir gewiß noch rüstig fortschreiten werden, haben wir es herrlich weit gebracht, unser Volk ist beruhigt, weil es gegen alles Übel versichert ist, und von Unzufriedenheit, immer mehr gesteigerter Begehrlichkeit und Umsturz ist in unserem Vaterland bekanntlich nicht das mindeste zu spüren.

Tanzlust.

Von Ola Alsen.

Der Umschwung der Neigungen in dem gesellschaftlichen Leben ist geradezu frappierend. In unserer jüngsten Erinnerung leben zum größten Teil Menschen, die den Gesellschaftstanz als sinnlose Betätigung ansahen, als Beschäftigung für solche, denen die Kunst der Unterhaltung mehr Mühe machte als die gleichmäßige Bewegung der Beine.

Selbst bei den Tanzveranstaltungen der Jugend, geringschätzig Lämmerhüpfen betitelt, hielten es die Intellektuellen unter ihnen angemessener, mit ihren bevorzugten Kameradinnen geistvolle Konversation zu machen, als sich im Tanz zu drehen. Ihre Anschauung hatte durch jahrelange Überlieferung fast traditionelle Rechte.

Man interessierte sich für den Tanz, abgesehen von den nie aussterbenden Ballettenthusiasten, als Vorführung, als künstlerische Darbietung und entschied sich je nach Geschmack und Temperament für indische, Traum- oder Nackttänzerinnen, bemühte sich, Verständnis und Unterscheidungsvermögen für wirkliche Kunstleistungen aufzubringen, um die Mode der Tanzbegeisterung bis zur Überzeugungstreue mitzumachen.

Aber die neue Mode begnügt sich nicht mit einer passiven Teilnahme, und die blasiertesten Salonhelden, Frauen an der Grenze des gefährlichen Alters, seriöse Ehemänner in Amt und Würden, deren Embonpoint und gewichtige Stimme im hohen Rat der plötzlichen Tanzneigung einen überraschenden Charakter geben, gehören allgemach zu den Umstürzlern der geselligen Gepflogenheiten.

Man tanzt! Diese Neigung, die im letzten Winter tastend, man kann sagen im vorbereitenden Sinn auftrat, hat jetzt einen fast leidenschaftlichen Anstrich.

Die vielen Regentage in den Sommerfrischen unterstützten die Entwicklung. Man versuchte, sich mit dem Studium der neuen Tänze die Zeit zu vertreiben, und kam sich und dem Tanzsport, dies ist wohl die zutreffendste Bezeichnung, näher.

Jedermann weiß, daß, wenn vom Tanzsport die Rede ist, nur die neuen Formen, wie Boston, Onestep, vor allen Dingen Tango, gemeint sein können. Er hält den heftigsten Anfeindungen stand — er ist der Gesellschaftstanz, der zweifellos die diesjährige Wintersaison beherrschen wird.

Mit dem ihrer Nation eigenen Geschäftsinn witterte eine Amerikanerin im letzten Winter die Tanzkonjunktur und eröffnete in Berlin eine moderne Tanzschule. Diese Akademie fand zahlreiche Nachahmer. Nun flattern fast alle Tage zierliche Brieflein in das Haus, die zur Teilnahme am Tanzunterricht auffordern.

Ihren Anregungen ist der erstaunlichste Erfolg beschieden, denn wer im Gesellschaftsleben steht, ist bereits der Gefahr ausgesetzt, als Outsider zu gelten, wenn ihm die Kenntnis des Tangos ein Buch mit sieben Siegeln bliebe.

Aus diesem Grund haben die Tanzhochschulen keine freie Stunde; am Tage tanzt, trotz Mutter- und Hausfrauenpflichten, die mondaine Damenwelt, und kaum sind am Nachmittag die Bureaus geschlossen, beginnen die Herren ihre Tanzübungen, deren Studium bis spät nach Mitternacht dauert.

In den Tanzinstituten, die ihren Ruhm in der Gesellschaft zu begründen verstanden, ist überhaupt kein Unterricht mehr zu bekommen, trotzdem die Tanzbeflissenen selten mehr als eine Stunde unter Aufsicht ihrer Meister üben.

Wie berechtigt dieser Eifer ist, beweisen die ersten Einladungen der Saison. Wo man sonst zu einem Souper gebeten wurde, steht auf der Karte: Kaltes Büfett und „Tango". Statt zum Diner wird man am Sonntag zum Tangotee mit anschließendem Souper aufgefordert, und selbst die bisherigen soliden Skatabende müssen abwechselnden, in den Wohnungen arrangierten Tanzstunden weichen.

Kaum haben sich einige Personen zwanglos zusammengefunden, läßt ihnen die Tanzlust keine Ruhe. Der Teppich fliegt zur Seite wie einst, da man noch so unwahrscheinlich jung war, aber statt der eigenartigen Modetänze einen stimmungsvollen Walzer oder eine lustige Polka tanzte. Der Tango tritt sogar als Todfeind des jüngst noch so hochmodernen Bridges auf. Der Reiz des Bridges ist angesichts des Tangos verblaßt.

Man fühlt sich plötzlich verjüngt, merkwürdig sorgenfrei und bewegungslustig. Wer bisher liebte, sich leidenschaftlich in politische oder gar Kunstgespräche zu verstricken, tritt in die Reihen der Tangopassionisten. Der Tango hat auch seine guten Seiten. Er führt gelockerte Ehebande im Tanzschritt zueinander. Wo schon Langweile auf jedem Sessel lauerte und die eheliche Harmonie zu gefährden drohte, übt man bei den Klängen des Phonographen die sieben Hauptfiguren des Tanzes, eine nach der andern, mit einer Hingabe, die der Erreichung des höchsten Zieles würdig wäre. Man muß auf seine Partnerin einstudiert sein — also übe zu Hause, und du wirst in der nächsten Tanzstunde deinen Kollegen im Amt vor Neid erblassen sehen.

Der Tango wirkt nivellierend, verwischt Altersunterschiede. Väter und Söhne, Mütter und Töchter üben gleichzeitig, und wer das Glück hat, unter einer modernen Tanzfamilie zu wohnen, versichere sich gegen Nervenchoks, denn mit der Tangomanie kam bedauerlicherweise die Grazie nicht mit in die Welt, und die von Tanzprofessionisten vorgeführten, wie schwebend und gleitend aussehenden Bewegungen zeigen sich tanzentwöhnten oder weniger begnadeten Beinen recht widerspenstig.

Die Kenner stellen an die Tangotänzer eine Anzahl Bedingungen, die mehr in der Disposition der Menschen als in ihrem Willen liegen. Die Berechtigung dieser Ansprüche kann man bei den Tangotees, den Tangosoupers, den Tangodiners studieren, zu denen die Absagen immer seltener werden.

Statt des monotonen Empfangs, bei dem sich die Damen mit den Lorgnetten kritisch beäugten und die Herren ihre Interesselosigkeit kaum zu verbergen vermochten, wird ein Begrüßungstango getanzt. Die starre Langweile ist gebrochen. Bei Tisch beherrscht der Tango das Gespräch. Jeder begeistert sich aus einem andern Grund an ihm.

Den Vogel schoß eine ältere Dame ab, indem sie erzählte, daß ihr der Arzt das Tanzen anstatt der Marienbader Kur empfohlen habe. Dieser Ersatz wird Anklang

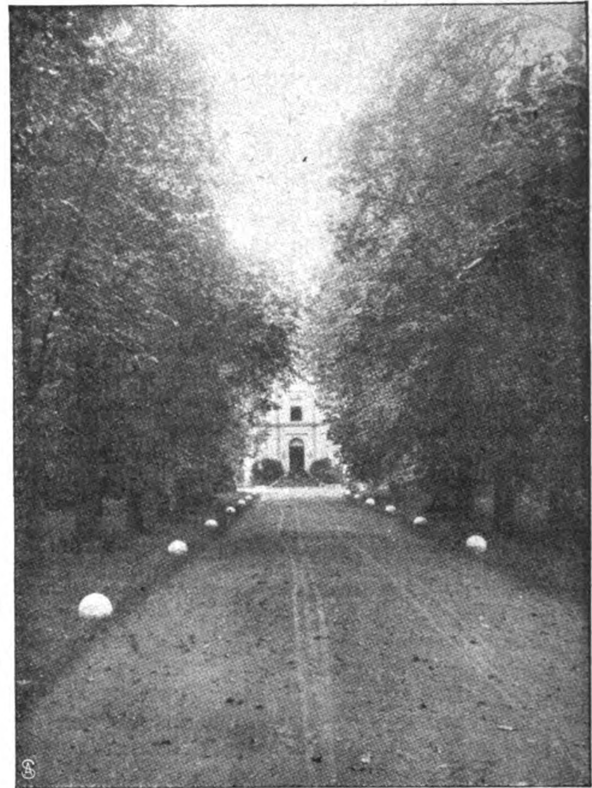
findet. Fürchtet doch unser bekanntester Theaterdirektor die Konkurrenz der Tangomanie mehr als die des Kinos. Welcher Triumph für den Tango, der verboten, verlästert und verpönt werden mußte, um so erhöht zu werden.

Nun ist er sittlich geworden, ein Reorganisator des Gesellschaftslebens, ein Jungbrunnen, ein Feind der Langweile und der müden Nerven. Man züchte den Tangobazillus bei Sekt, Austern und Kaviar und vermeide jede Kritik über Grazie und geeignete Qualitäten, wenn man nicht Gefahr laufen will, aller geselligen Freuden verlustig zu gehen. Denn solange noch kein Serum gegen die Modekrankheiten gefunden ist, fallen auch ihrer neusten Form täglich Hunderte zum Opfer.

Lanke bei Berlin.

Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen.

Der Erwerb der Herrschaft Lanke bei Bernau durch die Stadt Berlin hat dieses herrliche Stück märkischer Erde in den Vordergrund des Interesses gestellt. Die Herrschaft ist uralter Besitz der gräflichen Familie von Redern, die noch in anderen Teilen der Mark begütert ist. Die Liegenschaft umfaßt außer Lanke noch Prenden und Arendsee mit etwa 4500 Morgen Acker- und Wiesenland und rund 13500 Morgen Wald. Er ist kein typisch märkischer Wald, der nur aus Sand und Kiefern besteht, sondern es finden sich treffliche Bestände von Buchen, Erlen und Birken. Dieser Waldbestand ist nur wenig durchforstet und daher sehr wertvoll, und die Jagd der Herrschaft Lanke ist in der weitesten Umgebung von Berlin berühmt.



Blick von der Chaussee auf Park und Schloß Lanke.



Blick auf den Liepnitzsee.
Zur Erwerbung der Herrschaft Lanke durch die Stadt Berlin.

Schloß Lanke liegt am Gellsee, der mit dem Ober- und dem Liepnitzsee in Verbindung steht. Schöner Laub- und Nadelwald umkränzen den Gellsee. Am Ostufer des Sees liegt ein Werder mit dem marmornen Grabdenkmal der Familie von Wülknitz, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Eine Urne mit Medaillonporträten auf einem mit Reliefs geschmückten Unterbau. Spiegelnd gibt der See das Bild der Wolken, gibt er all das Grüne wieder, das ihn umschließt, umrauscht. Ruhe ist hier und Frieden und die überraschende Ueppigkeit des Baumwuchses, die die sandige Mark entwickelt, wo irgendein langsam fließendes oder stehendes Wasser die Wurzeln in der Tiefe befruchtet. Das Schloß des Grafen von Redern ist ein alter Feudalbau mit runden Türmen und alten zinnernen Turmhauben. Einen wundervollen Blick auf das Schloß hat man von der Chaussee aus, die sogenannte „Schöne Allee" mit uralten Bäumen führt direkt auf das Schloß zu.



Schloß Lanke bei Berlin.



Blick auf das Stallgebäude.

Hier herrscht noch überall weltverlorene, grüne Einsamkeit, die höchstens an Sonntagen von Touristen und Ausflüglern gestört wird. Bald wird es jedoch hier anders sein. Denn wenn die Stadt Berlin erst endgültig mit ihren Neuschaffungen eingedrungen ist, wird der Charakter der Gegend natürlich ein anderer werden. Aber der Wald und die Seen werden Tausenden von geplagten Großstädtern Erholung und Erquickung bringen, sie werden alle hinauslocken in Gottes freie Natur, die sonst fast niemals einen richtigen grünen Baum in dem steinernen Meer zu sehen bekommen. Und der Segen, den der Genuß der reinen und freien Natur bringen wird, ist gewiß ein Ersatz für das, was hier vielleicht dem einzelnen verloren geht.



Das Gutsgebäude von Schloß Lanke.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Königsberg (Abb. S. 1723). Der Kaiser, der von Rominten nach Potsdam zurückgekehrt und von dort nach Hubertusstock gefahren ist, hat auf seiner Reise in Königsberg in Preußen und in Langfuhr bei Danzig Station gemacht. In der alten Krönungsstadt hat er die neue Kaserne des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußisches Nr. 3) besucht und im Kreis der Offiziere das Frühstück eingenommen. Auf unserm Bild sehen wir den Kaiser beim Verlassen des Kasinos.

Der Kronprinz von Schweden als Regent (Abb. S. 1721). Infolge der Erkrankung des Königs Gustav von Schweden ist der Kronprinz Gustav Adolf mit der Regentschaft während der Dauer der Krankheit des Königs betraut worden. Kronprinz Gustav Adolf ist am 11. November 1882 in Stockholm geboren und seit dem 15. Juni 1905 mit Margarete Prinzessin von Großbritannien und Irland vermählt. Der Ehe sind zwei Prinzen und eine Prinzessin entsprossen.

Das Herzogspaar von Cumberland (Abb. S. 1727) hat unlängst auf Schloß Bernstorff in Dänemark, Heimat der Herzogin Thyra, geweilt. Zu dem dänischen Hof hat der Herzog Ernst August von jeher in sehr freundlichen Beziehungen gestanden, sein Verhältnis zum Hohenzollernhaus hat sich bekanntlich erst in der neuesten Zeit besser gestaltet. Allein die Versöhnung scheint doch nicht so vollkommen zu sein, wie man nach der Vermählung des Prinzen Ernst August mit der Prinzessin Viktoria Luise, der Tochter des Kaisers, annehmen durfte. Die endgültige Regelung der braunschweigischen Frage, die Thronbesteigung des Prinzen, die für diesen Monat erwartet wurde, ist einstweilen hinausgeschoben worden.

Prinzessin Elisabeth von Rumänien (Abb. S. 1722), deren neuste Porträtaufnahme wir bringen, ist die älteste Großnichte des Königs Carol von Rumänien, die Tochter des Prinzen Ferdinand. Die Prinzessin ist am 29. September 1894 auf Schloß Pelesch geboren.

Die Vermählung des Prinzen Arthur von Connaught (Abb. S. 1725) mit der Herzogin von Fife, der die englische Gesellschaft die größte Anteilnahme entgegenbrachte, dürfte auch in Deutschland Interesse erregen. Denn Prinz Arthur ist der Sohn einer Deutschen, der Prinzessin Luise Margarete, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, mit der sich der Herzog von Connaught am 13. März 1879 vermählte.

Eine parlamentarische Instruktionsreise (Abb. S. 1724). In der Ersten Kammer des Landtags für Elsaß-Lothringen wird auf Kenntnis des praktischen Lebens gehalten. Eine größere Anzahl ihrer Mitglieder hat kürzlich, um sich durch den Augenschein über die Verhältnisse zu unterrichten,



Phot. A. Groß.

Mr. Pinkerton (×), der König der Detektive, in Berlin.

eine Reise durch das lothringische Industriegebiet unternommen. Unsere Aufnahme zeigt die Teilnehmer in Montois bei St.-Privat.

Mr. Pinkerton (Abb. obenst.), der König der amerikanischen Detektive, der das vor 63 Jahren von seinem Vater gegründete Unternehmen zusammen mit seinem Neffen leitet, hat der Reichshauptstadt einen Besuch abgestattet. Er besichtigte mit Interesse das hiesige Kriminalmuseum, das seiner Ueberzeugung nach zu den besten der Welt gehört.

Graf von Lerchenfeld-Koefering (Abb. S. 1722), der bayrische Gesandte in Berlin, begeht am 14. d. Mts. seinen 70. Geburtstag. Er ist in Berlin geboren und hat, nachdem er verschiedene andere diplomatische Posten bekleidet hatte, seine Berliner Stellung seit dem 16. November 1880 inne.

Der Lord-Mayor von London (Abb. S. 1727) wird bekanntlich nicht wie die Bürgermeister bei uns für einen längeren Zeitraum gewählt, sondern immer nur auf ein Jahr. Trotzdem vollzieht sich der Wechsel in der Oberleitung der britischen Hauptstadt mit großer Förmlichkeit und Feierlichkeit. Unsere Aufnahme zeigt den Lord-Mayor für das kommende Jahr, Sir S. B. Bowater, auf dem Weg zu seiner Wahl.

Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München (Abb. S. 1728) hielt kürzlich seine zehnte Jahresversammlung ab, zu der sich eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten einfand. Die Teilnehmer begaben sich auch nach Landshut zur Besichtigung des dortigen Städtischen Museums. Unsere Aufnahme zeigt sie auf der Burg Trausnitz bei Landshut.

Jahrhundertfeier in Wartenburg a. d. Elbe (Abb. S. 1723). Gleich vielen anderen Orten hat auch das preußische Dorf Wartenburg a. d. Elbe seine eigene Jahrhundertfeier gehabt. Sie galt der Erinnerung an das bedeutungsvolle Treffen vom 3. Oktober 1813, in dem sich das Korps Yorks — der Tag brachte ihm den Ehrennamen Graf York von Wartenburg — besonders auszeichnete. Es wurde ein Denkmal des berühmten Heerführers enthüllt, das der verstorbene Berliner Bildhauer Arnold entworfen und der Berliner Bildhauer Werneking ausgeführt hat.

Die norwegische Studenten-Union in Christiania (Abb. S. 1724) hat kürzlich das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert, an dem sich auch die Universitätslehrer und die Staatsbehörden, an der Spitze die Minister, beteiligten.

Dr. Rudolf Diesel (Abb. S. 1727), der Erfinder des nach ihm benannten Motors, ist auf einer Ueberfahrt von Deutschland nach England plötzlich verschwunden, ein Ereignis, das natürlich allenthalben das größte Aufsehen erregt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er den Tod in den Wellen des Meeres gefunden hat, aber ob ihm ein Unfall zugestoßen ist, oder ob er Selbstmord verübt hat, das erscheint als ein unlösbares Rätsel.

Aus Berliner Theatern (Abb. S. 1726). Nicht weniger als drei Berliner Theater brachten am letzten Tag der vergangenen Woche Neuheiten heraus. Am Königlichen Schauspielhaus ging zum erstenmal Alexander Zinns Komödienspiel „Die drei Brüder von Damaskus“ in Szene. Aslan (Herr Clewing), der jüngste von drei verbannten Brüdern, kehrt heim, als gerade eine Empörung gegen den Sahib (Herr Kraußneck) im Gang ist, und tritt an die Spitze der Bewegung. Die Verhältnisse zwingen ihn, zeitweise nicht nur er selbst zu sein, sondern auch die Rolle seiner beiden Brüder zu spielen. — Das Thalia-Theater wartete mit der Posse „Die Tangoprinzessin“ auf, zu der Direktor Jean Kren in Gemeinschaft mit Kurt Kraatz den Text und Jean Gilbert die Musik geschrieben hat. Ein tolles Verwechslungspiel, in dem die Damen Mizzi Freihard, Rosa Felsegg und Elsa Grünberg die weiblichen Hauptrollen kreierten. — Das Berliner Theater schließlich kam mit der Posse „Wie einst im Mai“, um die schon vor der Erstaufführung ein Plagiatsprozeß entbrannt war. Die Verfasser Rudolf Bernauer und Rudolf Schanzer führen in dem stellenweise von Walter Kollo und Willy Bredschneider mit Musik versehenen Stück zuerst zwei Liebende vor, die sich nicht kriegen, um später die Schicksale der Kinder der beiden zu behandeln. Die Hauptrollen spielten Lisa Weise und Oskar Sabo. — Rudolf Rittner ist, nachdem er sich vor sieben Jahren in die Einsamkeit seines Gutes in Oberschlesien zurückgezogen hatte, jetzt zur Bühne zurückgekehrt. Er ist am Deutschen Künstlertheater, der Berliner Sozietätsbühne, als künstlerischer Beirat und Regisseur tätig. Wir bringen sein Bild nach einer Zeichnung von Frau Olden.

Todesfälle (Abb. S. 1722). In München ist der Maler Professor Hans von Bartels, 56 Jahre alt, gestorben. Der Künstler machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt, ging dann nach Düsseldorf und bildete sich auf ausgedehnten Reisen im Ausland weiter aus. Den Stoff seiner Bilder lieferten ihm das Meer, die Meeresküste und ihre Bewohner. — In Berlin starb am letzten Sonntag, 47 Jahre alt, Professor Dr. Robert Kutner, der als Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Er war auch als Arzt tätig und hatte namentlich als Urologe eine ausgedehnte Praxis.

Die Toten der Woche

Professor **Hans von Bartels**, bekannter Marinemaler, † in München am 5. Oktober im 57. Lebensjahr (Portr. S. 1722).

Dr. **Rudolf Diesel**, der Erfinder des Dieselmotors, † am 30. September im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1727).

Dr. **Heinrich Dohrn**, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Florenz am 2. Oktober im 76. Lebensjahr.

Prof. Dr. **Robert Kutner**, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, † in Berlin am 5. Oktober im 47. Lebensjahr (Portr. S. 1722).

Fürst **Karl Schwarzenberg**, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † auf Schloß Worlik in Böhmen am 4. Oktober im Alter von 54 Jahren.

Lecina-Seife

Was die Hautpflege des Kindes

versäumte, rächt sich im Backfisch- und Jünglings-Alter. Mitesser, Pusteln, leicht entzündete Haut sind die Folgeerscheinungen mangelhafter Hautpflege in der ersten Kindheit. Folgeerscheinungen von Verstopfung der Poren und Hautdrüsen durch Staub und Fett, die alltäglich mittels warmen Wassers und milder Seife — wie "Lecina-Seife" — gereinigt werden müssen. Die Haut gesunder Kinder ist stets gesund und bleibt es bei regelmässigem Gebrauch der "Lecina-Seife", die, milde, leicht schäumend und lecithinhaltig, in keinem Kinderzimmer fehlen sollte, aus hygienisch wie praktischen Gründen.

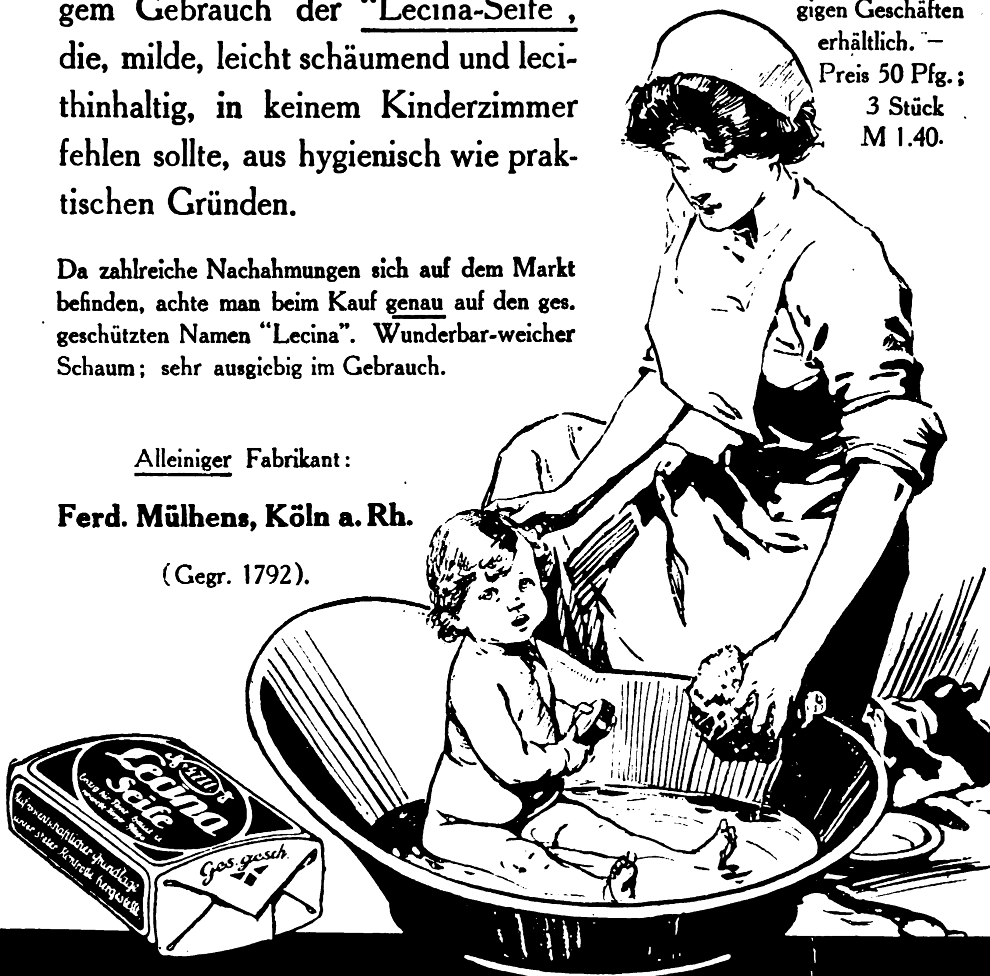
In allen einschlägigen Geschäften erhältlich. — Preis 50 Pfg.; 3 Stück M 1.40.

Da zahlreiche Nachahmungen sich auf dem Markt befinden, achte man beim Kauf genau auf den ges. geschützten Namen "Lecina". Wunderbar-weicher Schaum; sehr ausgiebig im Gebrauch.

Alleiniger Fabrikant:

Ferd. Mülhens, Köln a. Rh.

(Gegr. 1792).



Sigrid Arnoldson,
die berühmte schwedische Nachtigall, als „Manon".



„Von allen Haarwässern, die ich auf meinen großen Tourneen gebrauche, muß ich Ihrem Javol unbedingt den Vorzug geben."

Sigrid Arnoldson

Phot.: Reutlinger-Paris.

Warum pflegen so viele Künstlerinnen ihr Haar **nur** mit Javol?



Weil JAVOL, dank der Kräuter-Substanzen, die es enthält, das Haar lang, weich, voll, geschmeidig, glänzend und duftig macht. JAVOL kostet (fetthaltig oder fettfrei) die Flasche 2 Mark, Doppelflasche 3,50 Mark; JAVOL-Gold die Flasche 3 Mark.

Zur Kopfwäsche nur **JAVOL-Kopfwaschpulver** (20 Pf.)

Verlangen Sie die reichillustrierte Broschüre: „Das schöne Haar" gratis von den **Kolberger Anstalten für EXTERIKULTUR, Ostseebad Kolberg.**



Hofphot. Sandau.

Kronprinz Gustav Adolf von Schweden,

übernahm für seinen erkrankten Vater König Gustav V. die Regentschaft.



Phot. Mauby.

Prinzessin Elisabeth von Rumänien.
Neuste Aufnahme.



Phot. Koester.

Hans von Bartels †
München, bekannter Marinemaler.



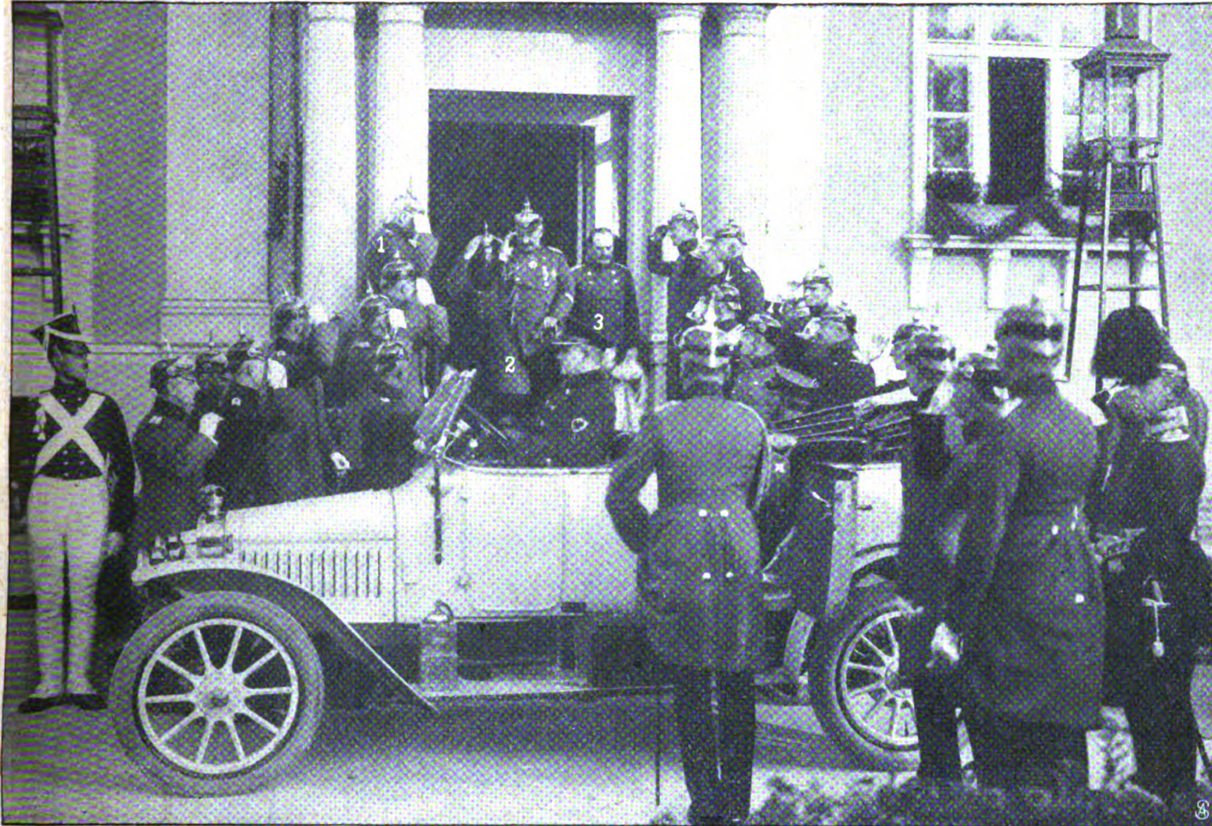
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Koefering,
bayrischer Gesandter in Berlin, wird 70 Jahre.



Phot. Erwin Raupp.

Prof. Robert Kutner †
Berlin, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses.



Phot. Kühlewindt.

1. Fürst zu Dohna-Schlobitten. 2. Der Kaiser. 3. Oberst von Wedel.

Vom Kaiserbesuch in Königsberg: Der Kaiser verläßt das Kasino der Dritten Grenadiere.



Phot. Groß.

Die historische Gruppe der Spinnerinnen von 1813.



Phot. Hohlwein.

Das Denkmal für York von Wartenburg.

Zur Hundertjahrfeier der Schlacht bei Wartenburg an der Elbe.



1. Dr. Curtius. 2. Geheimrat Müller. 3. Prof. Dr. Bronnert. 4. Diebolt. 5. Baerst. 6. Gegauff. 7. Greiner. 8. Kommerzienrat Adt. 9. Justizrat Dr. Ruland. 10. Justizrat Grégoire. 11. Bürgermeister Dr. Schwander-Straßburg. 12. Bürgermeister Justizrat Blumenthal-Colmar. 13. Gymnasialdirektor Dr. Rech. 14. Baron v. Reinach. 15. Kommerzienrat Kiener. 16. Geheimrat Schlumberger. 17. Bian. 18. Miethe. 19. Landgerichtsrat Dr. Vonderscheer. 20. Bürgermeister Dr. Foret-Metz. 21. Ley.

Mitglieder der Ersten Elsässischen Kammer auf einer Instruktionsreise in Montois bei St.-Privat.

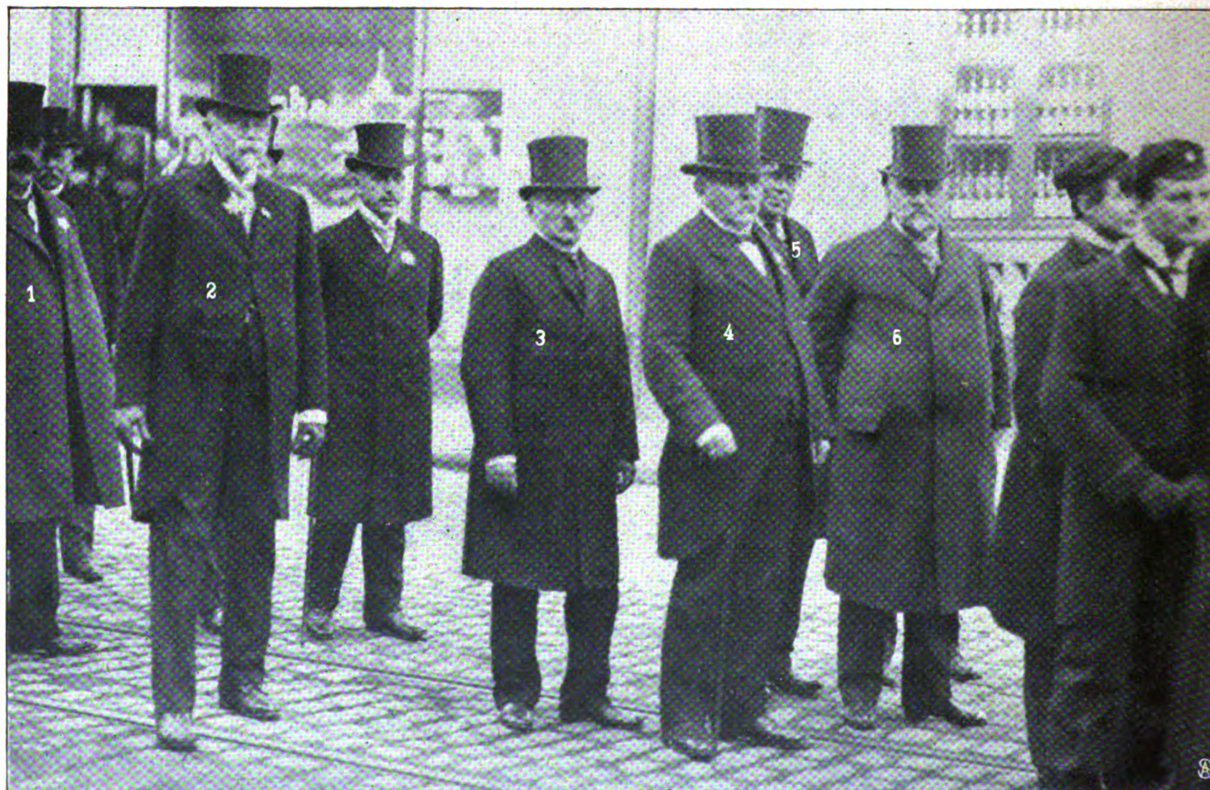


Photo Calpus.

1. Prof. Brogger, Exkanzler der Universität. 2. Rektor Morgenstjerne, Kanzler der Universität. 3. Staatsrat Keilhan, Kriegsminister. 4. Gunnar Knudsen, Premierminister. 5. Staatsrat Bryggesaa, Kultusminister. 6. Ihlen, Unterrichtsminister und Minister des Aeußern.

Von der Hundertjahrfeier der norwegischen Studenten-Union in Christiania: Festzug der alten Herren und Studenten.


Fürstin May von Teck.


Fürstin Helena von Teck.


Prinzess. Vikt. Alexandra v. Engl.


Fürstin Mary von Teck.

Die jugendlichen Brautjungfern.

Preß. Picture.

Das Brautpaar.

Zur bevorstehenden Vermählung der Herzogin von Fife mit dem Prinzen Arthur von Connaught.



Phot. Zander & Labisch

Kgl. Schauspielhaus: „Die drei Brüder von Damaskus".
Von links: Herr Clewing, Herr Kraußneck, Frl. Thimig.



Rudolf Rittner
von der Sozietätsbühne,
inszenierte „Hanneles Himmelfahrt" v. G. Hauptmann.
Nach einer Zeichnung von Frau Olden.

Aus Berliner Theatern.

Premieren im Kgl. Schauspielhaus, Sozietätsbühne, Berliner Theater, Thalia-Theater.



Phot. Willinger.

Thalia-Theater: „Tangoprinzessin": Die Hauptdarstellerinnen.
Von links: Frl. Freihard, Frl. Felsegg, Frl. Grünberg.



Phot. Willinger.

Berliner Theater: „Wie einst im Mai".
Lisa Weise und Oskar Sabo.



Phot. Hartwig.

Von links, sitzend: Herzog von Cumberland. Prinzessin Olga von Cumberland. Daneben die Kinder des griechischen Prinzenpaares. Von links, stehend: Prinzessin Viktoria von England. Prinz Georg von Griechenland. Prinzessin Georg von Griechenland. Königin Alexandra von England. Kaiserinwitwe von Rußland. Herzogin Thyra von Cumberland. Prinz Waldemar von Dänemark. Dessen Sohn Prinz Axel. Prinz Antoine von Orleans.

Vom Besuch des Herzogspaares von Cumberland in Dänemark auf Schloß Bernstorff.



Phot. A. Grohs.

Sir S. V. Bowater, der neue Lord-Mayor von London (×),
begibt sich zur feierlichen Verkündigung seiner Wahl.



Phot. Kester & Co.

Dr. Rudolf Diesel, München,
verschwand auf der Ueberfahrt nach London.



Phot. H. Hoffmann.

1. Geh. Rat Direktor Gölhausen. 2. Geh. Rat Müller, Breslau. 3. Dr.-Ing. Oskar v. Miller, Reichsrat, München. 4. Geh. Rat v. Dyck, München. 5. Exz. Graf v. Posadowsky-Wehner. 6. Exz. Staatsminister Dr.-Ing. v. Brettreich. 7. Geh Rat Professor Busley, Berlin. 8. Geh. Rat Bunte, Karlsruhe. 9. Geh. Rat Professor Seeliger. 10. Ministerialdirektor Lewald, Berlin. 11. Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner. 12. Direktor Professor Voller, Hamburg. 13. Exz. v. Delbrück. 14. Oberbürgermeister, Hofrat Marschall, Landshut. 15. Geh. Oberbaurat Bockhacker vom Reichsmarineamt 16. Direktor Schäfer vom Reichspatentamt. 17. Reg.-Rat Kerp, Direktor der Naturwissenschaftlichen Abteilung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. 18. Geh. Ober-Reg.-Rat Freiherr v. Stein. 19. Geh. Hofrat Dr. Finsterwalder, Berlin. 20. Min.-Rat Schwörer, Karlsruhe. 21. Geh. Rat Dr. Wolf, Direktor der Heidelberger Sternwarte. 22. Dr. Bezold, Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg. 23. Geh. Rat Dr. Hagen von der Physikal.-Techn. Reichsanstalt. 24. Min.-Rat Geduly de Felsotömös, Direktor der ungarischen Staatsbahnen.

Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München auf der Burg Trausnitz bei Landshut

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

5. Fortsetzung.

Grauer Himmel herrschte an den Ostertagen, aber es war so warm, daß einem die Wintersachen zu schwer und doch die neuen Frühjahrsgewänder wieder zu leicht waren. Niemand wußte, wie er sich anziehen sollte; nur die Damen waren entschlossen, ihre neuen Hüte zu tragen, wie auch das Wetter sein mochte.

Der Ostermontag in Karlshorst galt trotz Wuthenow und Strausberg als der eigentliche Anfang der Rennsaison.

Die beiden kleinen Bahnen wurden nicht recht mitgezählt. Das war nur ein Auftakt.

Schon am Zoologischen Garten waren die Rennzüge besetzt, an der Friedrichstraße überfüllt, und nun gab es an jeder Station den üblichen Kampf zwischen drinnen und draußen, ein sinnloses Schimpfen, wenn die Türen zugehalten wurden und die Draußenstehenden Gewalt anwandten, wenn in ein bis zum Ersticken überfülltes Coupé sich noch einer eindrängte, der nicht eine Handbreit Boden mehr fand, auf dem er stehen konnte.

Die drei viertel Stunden dauernde Fahrt verleidete allen Menschen den Genuß und hielt viele Tausende ab, nach Karlshorst zu fahren. Für Damen war es ganz ausgeschlossen, und wer es nicht vorzog, im Auto verstaubt und durchgeschüttelt von dem holprigen Pflaster des Ostens auf dem Rennplatz anzukommen, der stieg zerzaust und aufgelöst von dem sinnlosen Gedränge aus der Eisenbahn.

Hier aber konnte man aufatmen, hier war Weite und freie Fläche, wenn man erst durch das sinnlose Geschrei der Programm- und Tipverkäufer hindurch war.

Wie das in die Ohren gellte, dieses beständige:

„Offizielles Programm! Zwanzich Fennije! Offizielles, zwanzich Fennije! — Der Tip! Der Tip zur Rennbahn! — Bleistift nicht vergessen! Bleistift zehn Fennije!"

Und die dicken Frauen, die sich hier schubsten, schrien sich heiser, als ob das Gebrüll irgendeinen Zweck hätte. Dabei konnten sie gar nicht so rasch ihre Programme verkaufen, wie sie ausriefen. Die Menschen drängten sich um sie, rissen ihnen fast die kleinen Hefte aus dem Arm. Sie hatten gegen die Leute anzukämpfen und brüllten doch wie besessen, krebsrot im Gesicht, mit hervorquellenden Augen ihr unentwegtes: „Offizielles Programm, zwanzich Fennije!"

Die tieferen Baßstimmen riefen: „Der Tip! Der Tip! Der heutige Tip! Sämtliche Sieger von heute!"

Und mitten in diesem Tohuwabohu, diesem Stimmengebrüll, dem heiseren Schreien saß jedesmal, das Gesicht dem Strom der Menschen zugekehrt, auf einem kleinen Klappstuhl eine blinde alte Frau und blies eine Blechflöte, wie sie die Kinder sich für einen Groschen kauften.

Da saß sie wie ein Fels mitten in der Menschenflut, mit ihren leeren Augen, eine blaue Küchenschürze über dem grauen Kleid, im Schoß einen Blechteller, auf dem ein paar kleine Münzen lagen.

Hie und da warf einer ein Nickelstück ihr in den Schoß: Abergläubische Wetter, die glaubten, sie könnten sich durch ein kleines Almosen das Glück gefügig machen.

Die dünne Melodie ertrank in dem Stimmengewirr; nie hatte einer mehr als drei, vier Töne zu hören bekommen, denn vom Eingang zur Rennbahn klangen die grausamen Töne der Leierkasten, die hier ihr Gedudel vollführten.

An den Kassen des Halbkreises, der mit Schlacke und Kies erfüllt war, herrschte fieberhaftes Gedränge, in langen Reihen standen die Menschen, um ihre Eintrittskarte zu erstehen. Zuweilen kam ein Mann heran und flüsterte: Herr Doktor, ich hätte heute wieder was Feines!"

Wenn man endlich durch das Tor hindurch war, kam es einem vor wie in einer anderen Welt — der breite, sauber mit gelbem Kies bestreute Waldweg, die ersten, noch schüchternen grünen Blättchen an den Büschen, ganz winzig noch. Die riesigen alten Eichen, die vereinzelt zwischen den hohen Föhren standen und das Ganze zu beherrschen schienen. Dieser angenehme Waldduft, der einen gleich umwehte, ließ alle Fährnisse vergessen, die man hatte durchmachen müssen.

Die eben noch hastenden Menschen wurden langsamer, man sah ja das Ziel vor Augen, die weiß und blaugestrichenen Tribünen, auf denen die Fahnen so lustig flatterten, links im Wald das alte hölzerne Stallgebäude, rechts vom Sattelplatz die strohbedeckten, idyllisch anmutenden neuen Boxen, wo die Pferde ihre letzte Toilette bekamen, während die für das erste Rennen schon auf dem eben sich frisch begrünenden Rasen im Kreis um sechs junge Eichen herumgeführt wurden. Sie waren von den Wettlustigen umstanden, die sich überzeugen wollten, wie die altbekannten Pferde durch den Winter gekommen waren, und welchem man wohl sein Vertrauen schenken konnte.

Die weite Rennbahn mit den schönen alten Bäumen, die hier und da sich erhoben, ohne doch den Blick zu behindern, lag frühlingsgrün da. Deutlich konnte man die verschlungenen breiten Streifen der einzelnen Kurse unterscheiden. Überall Hecken und Gräben, Zäune und Mauern, immer flankiert von den weißen und roten kleinen Flaggen, die den Kurs anzeigten.

Die Musik schmetterte, die Leute waren eifrig dabei, die angezeigten Reiter in die Programmhefte einzutragen, rasch noch einen Blick in eine rosa, grüne oder blaue Sportzeitung, ehe man sein Geld wagte — dann klang das erste helle Läuten vom Wageraum herüber — und die eigentliche Rennsaison konnte beginnen.

Alle Plätze waren überfüllt, drüben am Karlshorster Sprung war es schwarz von Menschen, und ganz rechts am Zweiten Platz wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, ein unruhiges Hin und Her, in das erst Ordnung kam, als die ersten Pferde auf der Bahn erschienen und nun alles an die weißen Barrieren drängte, um sich nach der langen Winterruhe wieder einmal rennmäßige Pferdebeine zu besehen. Die bunten Farben der Jockeis leuchteten auf, denn sie hatten das erste Glückaufrennen zu bestreiten.

Von der Form der Pferde wußten heute die wenigsten, die Wetter gingen mehr nach den Zeitungen, nach Namen oder dem Reiter, von dem sie gehört und zu dem sie Zutrauen hatten.

Der Sieger, zu dem die Wissenden gehalten hatten, war vom Gros der Wettenden nicht besonders favorisiert, so daß es über achtfaches Geld gab.

Die Turfweisen meinten: für den Anfang ganz gut. Häufig war ja die Quote höher, da fast jedesmal als Auftakt ein krasser Außenseiter oder ein ganz dunkles Pferd herauskam.

Widding saß wie damals in seinem ersten Rennen in Wuthenow auf Graf Orligs Gesina. Er sollte diesmal mit einer Reiterklasse zusammentreffen, die sich sehen lassen konnte, sieben der bekanntesten Namen, unter denen er der Benjamin war. Balk und Zoller, Eiger und Archim darunter. Geschlossen ging das Feld auf die Reise, sprang Koppelrick und Tribünenbach wie beim Schwadronsreiten, und erst an der Eisenbahn löste sich die Gruppe langsam auf. Am Bach gab es eine Karambolage, und die Favoriten schieden aus. Olly blieb liegen und regte sich nicht.

Widding war über alle Hindernisse glatt hinüber. Archim war gefallen. Am Einsprung lag er bei den beiden vorderen Pferden, und so ging es auf die Taxushecke zu. Dann kam die letzte Hürde.

Da wieder ein heller Ruf auf den Tribünen, dann unruhiges Gemurmel, einer ist gestürzt. Wer ist es?

„Einer von den Ulanen. — Schon steht er wieder auf. Widding mit Gesina."

Die Hürde war ihm zum Verhängnis geworden, er war über den Kopf des Pferdes weggeflogen, das nur in die Knie gebrochen war und gleich weiter lief.

Er sah wie der sichere Sieger aus, denn wer die Hecke zuerst sprang, hatte alle Vorteile für sich, wenn noch was in seinem Pferd steckte.

So kam diesmal ein ganz unbekanntes Pferd heraus, da die beiden Favoriten schon vorher gestürzt waren.

Die drei Reiter kamen zu Fuß von den verschiedensten Seiten der Bahn heran, während die Musik längst ihren Tusch geblasen und die ungeheure Menschenmenge vergeblich sich auf den Raum hinter der Tribüne zusammenzudrängen suchte, um die Anzeigetafeln zu beobachten.

Kaum schrittweise kam man vorwärts. Dann gab es nach langem Warten ein Hallo und einzelne sehr vergnügte Menschen, die einen Freudentanz aufführten, weil sie über 200 Mark für ihre Krone bekamen.

Inzwischen rasten die drei Pferde noch immer um die Bahn, kehrten an den Hindernissen um und verschwanden schließlich hinter dem Zweiten Platz.

Dort saßen einzelne Waghalsige oben in den Tannen und hingen zu dreien und vieren in den Birken, von dessen weißer Borke sie sich als schwarze Klumpen abhoben. Von weitem sah das ganz gefährlich aus, als ob solch ein dünner Zweig abbrechen könne und sie dann in diese enggedrängte schwarze Masse herabstürzen könnten.

Der Boden war aufgewühlt von den vielen tausend Füßen, und zuweilen ging ein kühler Wind über all die Köpfe hin, über die schwarzen Hüte der Herren, die bunten Mützen der Offiziere, über all die Reiher, langen Federn und bunten Bänder auf den Hüten der Damen, die sich zu dem Turnier heute geputzt hatten.

Rasch drängte sich Widding durch diese Menge, während in dem Auktionsring die Siegerin ausgeboten wurde; aber niemand hatte rechte Lust, sie zu erstehen, und mit zweihundert Mark Aufschlag behielt sie ihr Besitzer.

Widding mußte gleich wieder in den Sattel steigen. Er hatte auch im dritten Rennen May be seines Rittmeisters von Keßler zu reiten, genau die gleiche Bahn wie eben. Diesmal wollte er aufpassen und es sich merken, daß die letzte Hecke höher war in diesem Jahr als alle andern Hürden und Hecken, damit die Pferde nicht nur so durchrutschen, sondern auch wirklich sprangen.

Diesmal war es ein Zehnerfeld, unter den Uniformen der buntseidene Dreß von drei Herrenreitern, und diese hellen Farben leuchteten kräftig auf in dem blassen Sonnenschein, der über der Bahn lag.

So hoffnungsfreudig sah das alles aus, und so dachte auch Widding. Vielleicht blühte ihm das Glück: May be!

Der Start verzögerte sich, obwohl zu dem Jagdrennen nur ältere Pferde zugelassen waren, aber auch diese alten Kämpen hatten ihre Mucken, drehten sich am Start, brachen fort und machten allerhand Mätzchen.

Auch das nahm ein Ende, und schon brauste die Gesellschaft dahin. Achtsam saß Widding auf May be, recht leicht, um ihn nicht zu behindern. So kam der erste ernsthafte Sprung, nach dem Koppelrick der große Tribünenbach, und da, ganz im Anfang des Rennens, ereilte ihn das Geschick. May be kam mit den Hinterbeinen in den Graben, stolperte auf, und der Reiter flog aus dem Sattel, während das Pferd weiter galoppierte.

Widding war ganz benommen, er suchte Mütze und Peitsche auf und blieb eine Weile noch in den deckenden Wacholderbüschen, die den Graben flankierten, während die Aufmerksamkeit sich auf das eben aus dem Wäldchen am Eisenbahndamm hervorkommende Feld richtete. Dann überschritt er rasch das Geläuf.

An den Graben hatte er gar nicht gedacht, den hatte er mit der Gesina vorhin spielend genommen, und da mußte er nun schon nach den ersten paar hundert Meter scheitern. Zu dumm!

Mit dem Vielleicht! war es also nichts. Das Geschick hatte es böse mit ihm vor. Zwei Ritte so hart nacheinander, und jedesmal gestürzt. Er kannte die Bahn nicht, nur einmal von der Morgenarbeit her, trotzdem durfte ihm das nicht passieren.

Ob sein neuer Sitz daran schuld war, den er auf Balks Veranlassung angenommen hatte? Wahrscheinlich.

Er saß unsicher, und bei jedem Rumpler flog er offenbar glatt vorwärts über den Hals des Pferdes hinaus. Das ging alles so rasch, daß er gar nicht zur Besinnung kam. Er lag mitten zwischen den andern, im Nu war das Hindernis heran, ohne daß er recht taxieren konnte, und er flog darüber weg, aber gleich auf den Rasen, ehe er noch begriff, wie ihm geschah.

Der Ostermontag war recht verpatzt, und er hatte keine Lust, sich das Hauptrennen anzusehen, bei dem ein Dutzend Pferde sich um die zehntausend Mark bewerben wollten.

Am besten, er drückte sich einfach heimlich, ohne daß wer was merkte, denn rühmlich hatte er heute nicht abgeschnitten. Das Herz klopfte ihm, die Hände waren unruhig, und er war gerade dabei, sich umzuziehen, als drei Reiter des Rennens zurückkamen, unter ihnen sein Kamerad Zoller, der eben Zweiter geworden war.

„Sie, Widding, hören Sie mal, Sie könnten mir einen riesigen Gefallen tun.“

„Ja, und?“ —

„Reiten Sie meinen Ulan im nächsten Rennen.“

„Aber Zoller!“

„Gewiß! Sie haben Pech gehabt, aber hier können Sie sich rausreißen. Der Ulan ist ganz sicher.“

„Ist das Ihr Ernst?“

„Ja, Menschenskind. Ich sage das nicht aus Ulk. Sehen Sie, ich bringe nicht unter 75 in den Sattel. Der Ulan hat nur 70 zu tragen. Ich diene Ihnen als Schrittmacher mit Berlinette aus meines Trainers Stall. Komische Sache, aber der Besitzer will's mal so. Ich reite gegen mein eigenes Pferd, aber all meine Kunst nutzt da nichts. Ich kann, wie gesagt, nur die ersten zweitausend Meter das Tempo angeben.“

„Sie wollen mir wirklich den Ritt anvertrauen?“

„Also, Widding! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Sie tun mir einen Mordsgefallen, wenn Sie ja sagen.“

„Gut! Aber ich habe meinen Pechtag. Ich garantiere für nichts. Lieber wäre es mir schon, wenn Sie wen anders nehmen wollten.“

„Ich weiß niemand. Weshalb soll ich Ihr leichtes Gewicht nicht ausnutzen?“

„Schön! Dann übernehme ich den Ritt.“

„Also dann kommen Sie noch rasch auf die Klubtribüne. Wir wollen uns den Osterpreis ansehen. Dann kann ich Ihnen auch noch Instruktionen über den Ulan geben. Er hat nicht viel gearbeitet, ist aber schon so oft über die Bahn gegangen, daß er darin im Vorteil vor den andern ist. Bloß die Gräben gefallen mir nicht mehr. Sie sind jetzt abgeschrägt und mit Wasser bis zum Rand gefüllt, sehen mordsgefährlich aus und sind dabei gar nichts mehr. Die hat der Ulan nie sonderlich geliebt, da müssen Sie ihn ein wenig treiben. Er nimmt das nicht übel, kann gern mal energisch aufgefordert werden, daß er seine alten Knochen zusammennimmt. Sonst geht er willig. Es ist schade, daß Sie nie darauf gesessen haben, müssen Sie nachholen!“

„Aber gern. Wer reitet denn heute Siglinde?“

„Ist ja gleich! Ein prachtvolles Pferd. Das wird ein famoses Finish werden, wenn sie einigermaßen zusammenhalten. Donnerwetter, eine anständige Pace! Wenn die durchgehalten wird, dann gratuliere ich. Die rennen sich ja den Hals ab. Natürlich, ein alter Kerl wie Praktikus macht das nicht mit. Sehr vernünftig, mein Junge! Du kommst noch immer früh genug. Wissen Sie, Widding, prinzipiell seinen ruhigen Stride behalten. Man muß immer noch die Hände voll haben. Immer so liegen, daß man herankommen kann, wenn es not tut. Sehen Sie, jetzt kommt Praktikus und wird gleich mit im Bild sein. So habe ich's gern! Beim letzten Sprung dicht auf oder doch bis auf zwei Längen heran sein. Die müssen noch im Pferd drin stecken und vom Teepavillon an reiten, was das Zeug hält, wenn nicht ein anderer mehr in sich hat, sonst bis zur Aufzugstafel warten und plötzlich vorwerfen, wenn der an den sichern Sieg glaubt und nachläßt. Ah, Little Boy ist vorn. Nein, mein Alter, den holst du heute nicht mehr, das ist ein fixes Kerlchen. Klar entschieden, er zieht davon. Sehen Sie, das Pferdchen hat man gar nicht gesehen, er ist aber gut in der Arbeit gewesen und hatte alle Vorteile für sich. Die klugen Leute haben sich gewiß drangehalten, ich hatte auch daran gedacht, habe mich aber doch für Praktikus entschieden. Vielleicht brauchte er nicht aufzugeben; aber schließlich ist es besser, seinen Gaul nicht zu forcieren. Tun Sie das auch nicht mit dem Ulan. Nachher ist er sonst so ausgepumpt, daß er die Lust verliert.“

Zoller hatte unentwegt gesprochen und Widding nur einmal ein Ja oder Hm dazwischengeworfen. Er verfolgte eifrig das Rennen, war aber mit seinen Gedanken bei seinem Pech, das sich heute an ihn geheftet hatte. Er kam nicht so schnell darüber weg.

Er wußte nicht, ob Gerda Oettgen heute hier war. Sie war über die Ostertage nach Berlin gefahren, aber hatte nicht sagen können, ob sie mit ihren Freunden zum Rennen herauskam.

Er hatte sie vergebens gesucht. Das war eine Beruhigung. Aber es waren so viele Herren vom Regiment da, die erzählten ihr gewiß, was ihm heute passiert.

Das machte sich immer komisch, wenn einer hilflos und erstaunt auf dem Rasen saß — genau wie ein Mann komisch war, der hinter seinem Hut herlief.

Na, vielleicht ging es zum drittenmal gut. Zoller glaubte ja an einen Erfolg, und der Ulan war als Pferd nicht zu verachten. Er war auf dem einen Auge halb blind und dadurch unsicher, aber er kannte die Bahn und jeden Sprung.

Die Glocke rief zum Satteln, Widding war abgewogen. Und während die andern schon im Kreis auf dem Sattelplatz herumritten, kam er als letzter, so daß er sich hinten anschloß, nur einmal den von Menschen schwarz wimmelnden Platz umkreiste und gleich hinaus auf die Bahn kam. Aber auch da hieß es, am Richterhäuschen noch Karussell gehen. Dann bekamen die Pferde den Kopf frei zum Aufgalopp, und der Ulan sprang die Probehürde tadellos. Er schüttelte sich hinterher ein wenig, denn er war es offenbar nicht gewöhnt, mit so kurzen Bügeln geritten zu werden. Trotz Abratens von Zoller hatte Widding darauf bestanden. Er hatte sich schon so an den Sitz gewöhnt, meinte er, daß er nicht anders mehr könne.

„Gut,“ sagte Zoller, „wenn Sie wollen, aber ich

glaube, Sie geben einem Pferd wie dem Ulan, der es nicht gewöhnt ist, keine Hilfe damit."

Der Start war diesmal direkt vor den Tribünen, so daß aller Augen auf die Reiter gerichtet waren.

Der Ulan benahm sich sehr brav und blieb hübsch an seinem Platz, wohin er gehörte, während die andern unruhig hin und her tänzelten und einige kaum zu halten waren. Die rote Fahne senkte sich, die weiße Advanceflagge vorn verschwand, und es ging um den See auf den Waldsprung zu, die Pferde verschwanden, kamen im Rudel wieder an der Eisenbahn hervor. Das nächste Hindernis war der Erlengraben. Alle kamen hinüber, nur e i n e r stürzte. Und nach einer ganzen Weile leuchtete bei den Büschen, die den Bach umschlossen, die helle Wuthenower Ulanenuniform auf, bewegte sich hin und her, und jemand machte sich an seinem noch immer am Boden liegenden Pferd zu schaffen.

Es war Widding mit dem Ulan.

Der Steigbügel hatte sich ausgehakt, er fühlte sich unsicher, konnte den alten Gaul nicht genügend unterstützen, und sie hatten sich beide überschlagen. Eine Minute hatten sie dagelegen, dann hatte sich Widding aufgerappelt und sich um den Gaul bemüht.

Ein unruhiges Gemurmel hatte sich auf den Tribünen erhoben.

Jeder fragte, niemand wollte es recht glauben.

Zum drittenmal war Widding gestürzt? Unmöglich! Solch Pech g a b es doch gar nicht.

Aber es w a r so. Die Pferde kamen jetzt von der Nordhecke wieder schräg zum Einlauf, Berlinette ganz hinten; ihren Reiter schien das Schicksal von dem Ulan mehr zu interessieren als das Rennen.

Der Ulan stand wieder, und sein Reiter führte ihn am Zügel, aber er kam nur langsam vorwärts; denn auf dem linken Fuß schien er zu lahmen, trat ganz vorsichtig auf und hinkte eigentlich auf drei Beinen mehr, als daß er ging.

Widding blieb stehen, und seine Hand glitt prüfend über die Bandage. Vielleicht war es eine Sehnenzerrung. Gebrochen schien nichts.

Auch er selber hatte sich nichts getan. Wie er das fertigbrachte, verstand er selber nicht. Er kam an der toten Olly vorbei, die am kleinen Bach sich vorhin das Genick gebrochen hatte.

Er hatte eigentlich den Wunsch, daß es ihm e b e n s o ergangen wäre. Er blieb stehen, damit der Ulan sich ausruhen konnte, zog sich die Stiefelschäfte hoch und dachte, daß es am gescheitesten wäre, man schösse sich selbst wie sonst einem unnützen Gaul eine Kugel durch den Kopf, statt daß er nun zum d r i t t e n m a l zu Fuß nach Hause kam, statt auf dem Rücken des Pferdes.

Der Stallbursche und der Pferdehalter Zollers kamen ihm jetzt entgegengelaufen. Der Trainerjunge befreite den Ulan rasch von seinen Bandagen, die sich verschoben hatten, und untersuchte das Gelenk. Da war etwas nicht in Ordnung, aber es ging, wenn auch langsam, vorwärts. Und so wurde der Ulan gleich nach dem Stall geführt, während Widding auf die Tribünen zuging.

Dort saß und stand das vieltausendköpfige Ungeheuer, das seine drei Stürze mitangesehen hatte.

Er nahm all seinen Mut zusammen. Es mußte sein. Er konnte keinen Umweg machen. Am Ziel, direkt am Richterhäuschen mußte er hinein. Er sah, wie die Leute zusammenliefen und ihn erwarteten. Das war noch nicht vorgekommen, war etwas Absonderliches, daß einer dreimal aufsaß und dreimal herunterfiel.

Er hörte schon, während er das Geläuf überschritt, das erwartungsvolle Gemurmel. Ironische Bravos klangen heraus, ein paar ganz Geschmackvolle hielten es für angebracht, in die Hände zu klatschen.

Er hörte Lachen und sah grinsende Gesichter, und aus all dem Stimmengewirr, dem zu trotzen er sich vorgenommen hatte, hörte er das eine Wort: „Der kapriziert sich wohl, seine Rennen zu Fuß zu machen?"

Dann schlug das Gelächter darüber zusammen, und er schritt rasch dahin, hörte nichts mehr, hatte einen Augenblick eine Wallung, auf die Stelle loszustürzen, woher das Witzwort kam, und seine Reitpeitsche zu gebrauchen, blindlings in diesen Haufen hineinzuschlagen, um sie auseinanderzutreiben. Aber dann krampfte er die Hand darum und biß die Zähne zusammen. Er hob den Kopf, zog die Mütze fester und ging rasch durch die sich vor ihm bildende Gasse.

Am Eingang zum abgesperrten Wageraum stand Beckenstedt, der faßte flüchtig an die Mütze und sagte laut, voller Schadenfreude: „Na, Widding, geht's gut?"

„Danke! Macht sich!"

Er hatte es ganz kalt, wie selbstverständlich auf sein höhnisches Grinsen geantwortet.

Ihm hätte er zu gern die Antwort mit der Reitpeitsche gegeben, um ihm seine Schadenfreude zu versalzen. Aber das ging nicht, es war ja ein Kamerad.

Schließlich hatten sie recht, wenn sie ihn auslachten.

Mit welchen Hoffnungen war er nicht an die Öffentlichkeit getreten! Das vielversprechende junge Reitertalent — hatten sie über ihn geschrieben. Jetzt würden sie gewiß über ihn ulken, daß er so wenig gehalten hatte.

„Was ist denn mit dem Ulan?"

„Ich weiß nicht, Zoller. Der Bügel war ausgehakt, ich konnte ihm nicht recht helfen, und da ist er schlecht gelandet. Ich dachte schon, er hätte sich die Fesseln gebrochen. Ich werfe mir nur den Mantel über, daß mich nicht jeder kennt, und komme mit."

„Ich verstehe das gar nicht! An dem kleinen Bach!"

„Ja, Zoller, ich habe Ihnen genug abgeraten. An mir klebt heute Pech. Wenn ich Ihnen den Gaul nun zuschanden gemacht habe?"

„Na, na, Widding, nur nicht gleich so! Das ist nun mal beim Sport nicht anders. Ein Gaul, auch der beste Springer, bricht sich das Genick, und jeder Reiter trennt sich mal vom Pferd."

„J a m a l, mag sein; aber nicht gleich s e r i e n w e i s e."

„Na also! Fassen Sie es humoristisch. Da heißt es eben, Lehrgeld zahlen. Glauben Sie mir, es liegt an Ihren zu kurzen Bügeln. Die Methode Balk gehört nicht hierher, paßt nicht für jeden. Das sind ganz andere Sprünge hier als in Strausberg oder auf unserem Exerzierplatz. Hier dürfen Sie nicht so leicht sitzen und ohne Pauschen. Das ist verfehlt oder bedarf langer Er-

fahrung, um das Richtige zu finden. Ich bin kein Freund **von** diesen Neuerungen. Unsere Pferde auch nicht."

„Gewiß, ich weiß, aber ich wollte es eben versuchen."

„Man muß Gewalt über das Pferd haben, nicht so **locker** draufhängen, daß jeder Windhauch einen runterbläst. Das ist beim Flachrennen sehr schön, aber wohl nicht bei 'nem Jagdrennen. Sie sind k e i n Beweis dafür."

„Gewiß nicht! Heute nicht. Wissen Sie, die Leute glauben sicher, ich habe die Nacht verbummelt und sei nicht auf dem Posten. Keine Spur! Habe glänzend geschlafen und bin nie so frisch gewesen wie heute. Mit solcher Sicherheit wie heute werde ich wohl kaum wieder an ein Rennen herangehen. Die Zuversicht ist flöten."

„Kommt wieder wie alles. Keine Sorge deshalb."

Sie waren am Stall angekommen und traten in die Box vom Ulan ein. Zoller sagte: „Na, nun zeig mal her. Aber alter Kerl, was war denn?"

Er klopfte dem Gaul, der sich nach ihm umsah, den Hals und untersuchte dann die Fessel.

„Na, den Tierarzt wollen wir doch gleich zu Rate ziehen. Scheint ja Sehnenzerrung. Ja, mein Alter, da wirst du wohl eine Zeit aussetzen, im Stall stehen müssen und feiern. Nur gut, daß es nicht schlimmer ist. Aber wie kriegen wir ihn nach Hause?"

„Ach Herr Oberleutnant, wir können ja erst mal sehen, was der Doktor sagt. Vielleicht recht fest bandagieren, daß er es ziemlich steif hält und nicht angestrengt wird, dann kriegen wir ihn schon."

„Vielleicht, daß er über Nacht hier bleibt bis zum Mittwoch. Darüber läßt sich reden. Bin nur froh, daß es nicht ein Bruch ist. Du kannst dir deinen Hafer noch fein verdienen und sollst mir noch ein Sümmchen eintragen, wäre zu schade um dich. Kommen Sie, Widding!"

„Ja!" sagte der. „Ich muß mich umziehen, dann ist es Zeit, und ich fahre heim. Da kann ich ja dann auf meiner Bude ergründen, woher ein so ausgesuchtes Pech kommt."

„Hören Sie, Widding, ich würde gern mit Ihnen zusammenbleiben, aber ich bin eingeladen. Schließen Sie sich doch an irgendwen an, damit Sie sich nicht in Ihrer falschen Trübsal ganz verrennen. Es hat keinen Zweck."

„Nee, Z w e c k hat es freilich nicht! Aber was soll man tun?"

„Den Kopf nicht hängen lassen, d a s soll man tun! Was ein echter Reiter ist, den kann kein Mißerfolg klein kriegen. Einer kann immer nur Erster sein, und meist ist es ein anderer. Also Adieu, Widding! Ich sehe mir noch das letzte Rennen an, denn da läuft mein alter Polarkreis, der jetzt in den Stall von Erlenbach gekommen ist. Sehen Sie, den habe ich aufgegeben, weil er ein paarmal keinen Erfolg gehabt. Und nun könnte ich mir alle Tage ein paar Haare ausreißen, wenn ich Anlage dazu hätte, mich zu grämen, was d e r an Geld noch zusammengaloppiert!"

Widding zog sich um. Ihn interessierte das alles nicht mehr. Er verstand nicht, weshalb die Leute so rannten und liefen und sich aufregten, wenn sie für ihre zehn Mark, die sie wagten, ganze vier oder fünf dazu bekamen.

Da drängten sie sich wie besessen an den Schaltern und waren außer sich, wenn sie ihre paar Mark nicht mehr opfern konnten, weil das Rennen schon abgeläutet wurde. Hunderte drängten sich, um ein rotes, gelbes oder weißes Ticket zu bekommen, das sie nach drei, vier Minuten als wertlos fortwarfen.

Und müßig schlenderte er durch die Menschenmasse zurück, kam an den Stallgebäuden vorüber, blieb einen Augenblick stehen, weil ein hübscher Fuchswallach hier in seiner Box noch die letzte Toilette bekam. „Was hilft es?" sagte er sich. „Wenn du an einer Hürde schlecht springst, sind alle deine Hoffnungen begraben."

Die Menschen drängten sich vorn an der Rennbahn. Ganz hinten sah man die bunten Jacken herankommen, sich wechselnd verschieben, und die Zuschauer, die ihre Gläser fest vor den Augen hatten, riefen und schrien und stritten sich, wer vorn lag, und verhunzten die französischen und englischen Pferdenamen aufs entsetzlichste und erklärten Pferde für Sieger, die Längen hinter dem Felde lagen, und hörten nicht auf das, was die Kundigen ihnen sagten. Von hier aus konnte man nur schwer sehen, wer vorn lag; und sie warfen die Arme in die Luft, die einen voll froher Zufriedenheit, während andere, die ihre Farben aussichtslos hinterherlaufen sahen, sich ärgerlich abwandten und ihre Totokarten schon jetzt wegwarfen.

Komisch, dachte Widding, wie sie sich aufregen! Und alles ist doch nur ein Zufall. Von einem Loch in der Bahn, in das ein Pferd trat, hingen Tausende und aber Tausende von Mark ab.

Er wandte dem ganzen Betrieb den Rücken.

Zu töricht, daß er sich je dazu hergegeben hatte. Ein vernünftiger Mensch durfte nicht mittun. Und er ließ die Rennzüge links liegen und wandte sich dem Vorortbahnhof zu. Zwischen heimkehrenden Sonntagsausflüglern eingekeilt, fuhr er nach Berlin, saß im Wartesaal, wo er eine Kleinigkeit aß und sich in einer Ecke langweilte, bis endlich um halb acht Uhr sein Zug kam.

Eine ganze Reihe Kameraden fuhr mit. Aber er hatte sich gleich ein schon volles Coupé ausgesucht, wo nur Zivil saß, und so entging er ihnen. Da es ein Eilzug war, ohne Durchgangswagen, kam er mit ihnen nicht zusammen, und in Spandau bekam er einen Sitzplatz und konnte bis Wuthenow vor sich hindösen und über seinen glänzenden Reitererfolg nachdenken.

Auf dem schlecht beleuchteten Bahnhof nahm niemand weiter Notiz von ihm, und so kam er nach Hause, ohne daß jemand mit ihm gesprochen hatte.

Er war wirklich nicht in der Laune dazu, sich jetzt zu unterhalten. Über banale Sachen nicht und noch weniger über seine eigene Affäre heute.

Pfui Teufel! War das eine Blamage!

Aber es half nichts. Am andern Morgen mußte er sich doch vor aller Welt zeigen. Nur gut, daß er keinen Frontdienst hatte. Obgleich die Kerle allen Respekt vor ihm hatten und am besten wußten, daß er ein guter Reiter war, wäre es ihm doch peinlich gewesen; denn er war überzeugt, daß sie die Geschichte schon erfahren hatten. Ihnen brauchte er zwar den Gegenbeweis nicht erst zu liefern, überhaupt eigentlich niemand im Regiment. Das hatte er sich gestern abend noch überlegt, während er in seinem Bett lag und den Schlaf nicht finden konnte. Er war mit den schwierigsten Remonten fertig geworden.

Und die Sache mit Black Head galt doch auch was.

Ganz fremde Pferde reiten, war was anderes — und ein Bügelriemen konnte jedem reißen. Da sollte einer mal den Bach springen.

Den Gedanken, sich deshalb totzuschießen, der sich ihm aufgedrängt, hatte er rasch wieder von sich gewiesen. Das lohnte sich gerade, hätte so ausgesehen, als ob er sich schuldig fühlte. Das tat er aber gar nicht, sondern hielt sich allmählich für einen vom Schicksal unschuldig Verfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Jagdhund.

Ein Kapitel vom Weidwerk. Von Fritz Skowronnek.

Die gewaltigen Veränderungen, die das Weidwerk in dem halben Jahrhundert seit Erfindung der Hinterlader erfahren hat, sind nicht ohne Folgen für den treuen Jagdgefährten des Menschen, den Hund, geblieben. Die Zeiten, in denen er tollkühn sein Leben im Kampf mit einem stärkeren Gegner in die Schanze schlagen mußte, um seinen Herrn aus schwerer Not zu retten, sind schon lange dahin. Von den ritterlichen Kämpen, die dem Menschen kühn entgegentraten, ist in Deutschland nur noch das Schwarzwild übriggeblieben. Aber ach! Auch die „groben Sauen" und „grimmen Bassen" haben inzwischen mit dem kleinkalibrigen Teilmantelgeschoß so traurige Erfahrungen gemacht, daß sie sich der Meute nur im äußersten Notfall stellen.

Man weiß nicht recht, ob man es „begrüßen", wie die Parlamentarier sagen, oder bedauern soll, daß die Vervollkommnung der Schußwaffe den alten treuen Jagdgefährten des Menschen überflüssig zu machen droht. Vom Standpunkt des humanen Laien muß man sich freuen, daß die Wirkung der modernen Geschosse immer größer geworden ist, so daß jetzt Treffer, die man früher als Schlumpschüsse bezeichnete, das Wild in denkbar kürzester Frist töten.

Diese Tatsache wird auch der Weidmann nicht bedauern, aber sie hat doch zur Folge, daß der Schweißhund, der früher bei Hochwildjagden unentbehrlich war, seine Existenzberechtigung verliert. Im Bedarfsfall ersetzt ihn jetzt schon sehr oft der Hühnerhund, der als „Mädchen für alles" wirklich alles leistet, was man von ihm verlangt.

Ein Weidmann der „alten, guten Zeit", etwa wie der durch ein Denkmal ausgezeichnete „Jäger aus Kurpfalz", müßte den modernen Jagdbetrieb als einen Rückschritt ansprechen. Um das zu begreifen, braucht man nur in alten Jagdbüchern, z. B. in Döbels Jäger-Praktika, nachzulesen, was ein hirschgerechter Weidmann damals zu leisten hatte! Er mußte hundert Methoden der Fallen- und Schlingenstellerei beherrschen, er mußte verstehen, das Wild einzukreisen und einzulappen, er mußte mit der Kunst eines Pädagogen fünf, sechs verschiedene Hunderassen erziehen und für die speziellen Dienste, die sie zu leisten hatten, abrichten.

Es hat auch damals schon schlechte Kerle gegeben, die ihre hohe und schwere Kunst nicht mit sittlichem Ernst betrieben. Denn der brave Döbel klagt: „Bald scheint die Witterung nicht gut zu sein, bald hat der Schuh den vorigen Tag gedrückt, oder es hat sich Reißen an den Zähnen und in den Gliedern gefunden und dergleichen. Wenn es aber genauer betrachtet würde, so möchten andere Ursachen wohl ehender eintreffen. Wenn z. B. das Köpfchen des Abends vorher mit Wein- und Bierdunst oder mit vielen Studiis im Kartenspiel beschweret worden, so will es freilich des Morgens wieder vollkommen ausruhen." Und weiter klagt er, daß Räsoneure, die mit großbetitelten Personen ein Lomberchen und Bassetchen spielen und ein Passe-Piedchen tanzen könnten, den wohlerfahrenen Jägern vorgezogen würden. Es scheint, daß die Welt sich seitdem in diesem Punkt noch nicht allzusehr geändert hat. Es muß jedoch damals eine große Zahl braver Grünröcke gegeben haben, die noch keine Rechen- und Schreibknechte waren, sondern sich ihrer Kunst mit Eifer widmen konnten.

Man stelle sich nur vor, was es heißt, Dutzende von Hunden zu ganz verschiedener Arbeit auszubilden. Da waren in der „Equipage" eines großen Jagdherrn allein mehrere Leithunde, die nur dazu dienten, die Fährte eines Wildes zu bestätigen und auf ihr „nachzuhängen", bis der Standort des Wildes festgestellt war. Auch der Laie wird sich vorstellen können, wieviel Kunst und Ausdauer — von den Fähigkeiten des Zöglings ganz abgesehen — dazu erforderlich war, dem Hund beizubringen, daß er unter den vielen Fährten nur die eine verfolgt, auf die ihn sein Herr angelegt hat. Der eine Hund durfte nur auf Hirschfährte gearbeitet werden, der andere nur auf Wildschwein. Wenn man jemals gesehen hat, welche Anziehungskraft eine frische, warme Fährte auf die Nase jedes Hundes ausübt, dann wird man die Schwierigkeiten ermessen können, die der „Lehrprinz" bei der Dressur eines Leithundes zu überwinden hat.

Eine ähnliche Ausbildung bekam der Saufinder, der völlig selbständig auf der Spur des Wildschweins jagen durfte. Erst wenn er das Wild eräugte, durfte er Laut geben. Von diesem Geläute unterschied sich dann ohne Zutun des Jägers der Standlaut der Hunde, wenn das Wild sich stellte.

Wieder anders war die Dressur der Saupacker. Sie wurden erst „geschnallt", d. h. von der Leine losgelassen, wenn der Saufinder Standlaut gab. Ihre Aufgabe war es, den Schwarzkittel zu „dacken", d. h., so fest zu packen und zu halten, daß der Jäger ihm mit der Saufeder, einem kurzen Spieß, den „Fang" geben konnte. Meistens verwendete man dazu die Dänischen und Ulmer Doggen, die jetzt zu einer Rasse verschmolzen sind. Bei nicht allzu schweren Gegnern genügten zwei starke Hunde, die den Schwarzkittel am Gehör packten. So schnell als irgend möglich kam ihnen ein Jäger zu Hilfe, indem er einen Hinterlauf des Schweines hochhob. Dann konnte der Jagdherr oder ein vornehmer Gast, dem diese Ehre zuteil werden sollte, in aller Gemächlichkeit und ohne jede Gefahr das Schwein totstechen.

Ja, es war an manchen Höfen Sitte, daß die Jäger das gedeckte Schwein nach allen Regeln der Kunst knebelten, auf eine improvisierte Bahre legten und dem Jagdherrn entgegentrugen, damit er ihm den Fang geben konnte. Und damals gab es noch andere Kerle unter den Schwarzkitteln als jetzt. So wog der Keiler, der Friedrich Wilhelm I. mit einer tiefen Wunde im Oberschenkel niederwarf, über $7^1/_2$ Zentner! Dem Vater Friedrichs des Großen wäre es wohl sehr übel ergangen, wenn nicht sein Leibjäger sich dem wütenden, von einer Kugel verwundeten Keiler entgegengeworfen und ihn mit der Saufeder abgefangen hätte.

Der Jagdhund im engsten Sinn begreift mehrere Rassen, die nichts weiter zu tun haben, als ein bestimmtes Stück Wild, auf dessen Fährte sie angelegt sind, so ausdauernd zu jagen, bis sie es ermüden. Sie unterscheiden sich vom Windhund, der nur das Wild verfolgt, das er sieht, dadurch, daß sie der Spur folgen oder vielmehr dem ersten Hund, der die Spur hält. Auf die Schnelligkeit kommt es dabei weniger an als auf die Ausdauer. Dazu muß noch eine sehr gute Nase kommen und eine sorgfältige Ausbildung, damit sie die angefallene Fährte nicht verlassen.

Ihre Glanzzeit ist bereits vorüber, denn die Parforcejagden auf Hirsch haben endgültig aufgehört. Die wenigen Meuten, die in Deutschland noch von fürstlichen Jagdherren oder Reiterregimentern gehalten werden,

müssen sich meistens mit einem halbwüchsigen Schwarzkittel begnügen, der eigens für diesen Zweck losgelassen wird. Ab und zu wird in Mecklenburg und Pommern noch der Lampe gehetzt, aber mit einigen Schwierigkeiten, wegen der vielen „Relaishasen".

Mit gutem Humor könnte man hier die Frage aufwerfen: „Instinkt oder Überlegung". In der Folge kommt es auf das gleiche hinaus, daß der gehetzte Löffelmann sich in der Nähe eines noch ganz frischen Kollegen plötzlich drückt, worauf dieser mit unverbrauchter Kraft das Hasenpanier ergreift. In England wird nicht nur Hase, sondern auch Fuchs mit halbhohen Hunderassen, den Harriers und Foxhounds, eifrig gehetzt. Die Bracken, die in den süddeutschen Gebirgen verwendet werden, sind nur Stöberhunde, d. h. ihre Tätigkeit besteht nur darin, aus den Dickichten, in die kein Mensch eindringen kann, das Wild auf die Schützenkette zu treiben.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch an zwei große plumpe Köter, die in der Zeichnung dem Dackel glichen. Die Unterseite war brandrot, der Rücken schwarz, und über den Augen hatten sie die zwei hellen Flecke, die jeder echte Krummbein haben muß. Tagelang lagen sie faul und gefräßig in allen Winkeln herum. Erst wenn es zur Jagd ging, wurden sie lebhaft. Und jeder Lupus, der von ihnen aufgestoßen wurde, war verloren. Sie jagten ihn so lange, bis er einem Jäger zu Schuß kam. Daß einer hinter einem schlauen Reineke auf fremdes Gebiet geriet und an diesem Tag überhaupt nicht wiederkam, mußte man in den Kauf nehmen.

Jetzt hat die Verwendung laut jagender Hunde in Norddeutschland mit den Ausnahmen, bei denen es sich mehr um Reitsport als um Jagd handelt, völlig aufgehört. Das ist eine natürliche Folge der wirtschaftlichen Entwicklung, denn die einzelnen Jagdreviere sind so klein geworden, daß sie diese Jagdart nicht mehr gestatten. Aber auch die Besitzer oder Pächter großer Reviere sind davon abgekommen, weil die lauthals jagenden Hunde das Wild zu sehr beunruhigen. Das wäre unpraktisch in einer Zeit, wo man Mühe hat, seine Wildbahn gegen Grenzen zu schützen, wo allabendlich schießwütige Nachbarn auf der Kanzel oder in Erdlöchern lauern.

Will man sich in bescheidenen Grenzen das eigenartige Vergnügen gönnen, dann nimmt man einen scharfen Teckel dazu. Vor dem kleinen Krummbein fürchtet sich weder Reh noch Hase. In einem größeren oder kleineren Bogen kehrt es wieder zu seinem Standort zurück, so daß man sich nur dort anzustellen hat, wo die Jagd begann, um das Stück Wild zu Schuß zu bekommen.

Wenn es nicht Vereine gäbe, die sich in sehr dankenswerter Weise der schönen Hunderassen annähmen, die durch die moderne Entwicklung des Weidwerks ins Hintertreffen geschoben werden, dann wären sie wohl bald durch den Hühnerhund verdrängt. Er könnte nach dem vor mehr als einem halben Jahrhundert gefällten Urteil des Altmeisters Diezel alle anderen Rassen ersetzen, natürlich mit Ausnahme der Erdhunde, die so klein sein müssen, daß sie in Dachs- und Fuchsbaue einschliefen können.

Und die Entwicklung hat dem Altmeister recht gegeben. Der deutsche Gebrauchshund leistet bereits die Arbeit mehrerer Rassen. Er stöbert im Busch, er hängt auf der Schweißfährte nach und verbellt den erlegten Bock und Hirsch, er arbeitet im Wasser hinter Ente und Otter, und bald ist die Zeit nicht mehr fern, wo man ihn nur noch „den Jagdhund" nennen wird.

Stiller Oktobertag.

Trinken will ich dein Gold,
Stiller Oktobertag.
Allem, was einst ich gewollt,
Sinnt meine Seele nach.

Und ich schüttle mein Haupt:
Keines wurde wohl wahr.
Williger ward es geglaubt,
Wenn es der Zufall gebar. –

Nütze die Stunde der Lust,
Singt es im herbstlichen Wald.
In zufriedener Brust
Wird das Leben nicht alt.

Was deinen Händen entrollt,
Wein ihm kein Tränlein nach! –
Trinken will ich dein Gold,
Stiller Oktobertag. –

Karl Freiherr von Berlepsch.

Auf dem Säntis.

Von Anton Krenn. — Hierzu 12 Aufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Das Säntis- oder Alpsteingebirge ist eine der eigenartigsten und interessantesten Gebirgsgruppen der Schweiz; es ist das beherrschende Wahrzeichen des nordschweizerischen Hügellandes wie des Bodenseegebietes. Obwohl in seinen höchsten Erhebungen nur bis zur Mittelgebirgshöhe ansteigend, scheint es doch von überragender Gestalt, da es ohne vermittelnde Uebergänge fast isoliert aus dem Rheintal und dem anschließenden Hügelland aufsteigt. Es ist daher nur natürlich, daß eine solche abseits stehende Felswarte einen ausgezeichneten Beobachtungspunkt für die übrige Alpenkette abgibt, und in der Tat ist der Säntis auch schon frühzeitig, als die Gebirgstouristik noch in den ersten Anfängen war, ein besuchter Aussichtsberg gewesen.

Trotzdem findet der Säntis in der fremden Touristenwelt noch nicht die Beachtung, die er verdient, nicht nur seiner berühmten Aussicht wegen, sondern auch wegen seiner intimen Reize und Sehenswürdigkeiten. Professor Heim, der bekannte Geologe, sagt von ihm, daß er an Kühnheit und Vielgestaltigkeit seiner Formen von keinem anderen Gebirge der Erde erreicht werde, und tatsächlich wird der Blick von der prächtigen Rundsicht immer wieder auf die seltsamen Formen der Nachbarschaft abgelenkt, die manchmal geradezu aben-

teuerliche Gebilde darstellen. Und auf Schritt und Tritt, von jedem neuen Weg und jedem Aussichtspunkt zeigen sich dem Auge neue, fesselnde Bilder. Aber nicht nur die bizarren Bergformationen und die tiefeingeschnittenen Täler und Schluchten sind eine Sehenswürdigkeit des Alpsteingebirges, sondern auch seine kristallklaren Seen und seine prächtigen Alpweiden, die oft über himmelanstrebenden Felswänden hingebettet liegen, und deren berühmteste, die Ebenalp, Scheffel in seinem „Ekkehard" so traulich geschildert hat.

Der älteste und besuchteste Weg im Alpstein ist der von Appenzell über den Seealpsee zur Meglisalp und auf den Säntis, in den letzten Jahren sind aber eine ganze Reihe hervorragend schöner Zugänge vom Rheintal her, von Wildhaus und von Urnäsch aus erschlossen worden, die ein tagelanges, interessantes und abwechselungsreiches



Einstieg in die obersten Felsen mit der Wegsicherung.

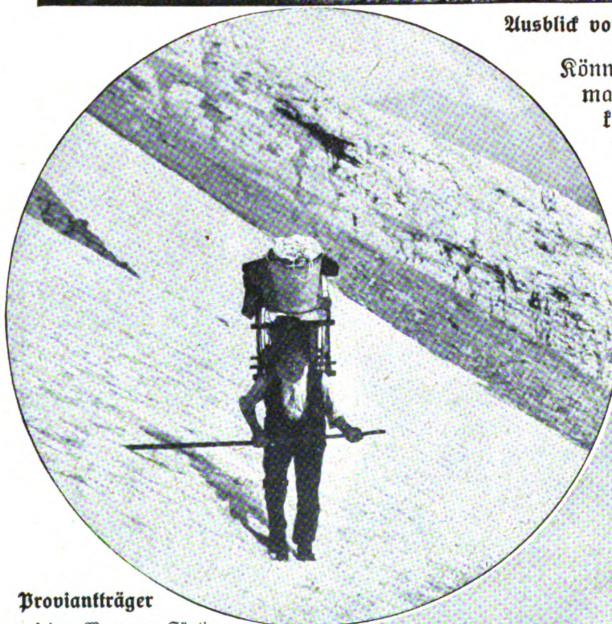


Der Seealpsee mit dem Säntis (rechts), der Roßmaad (in der Mitte) und dem Altmann (links).



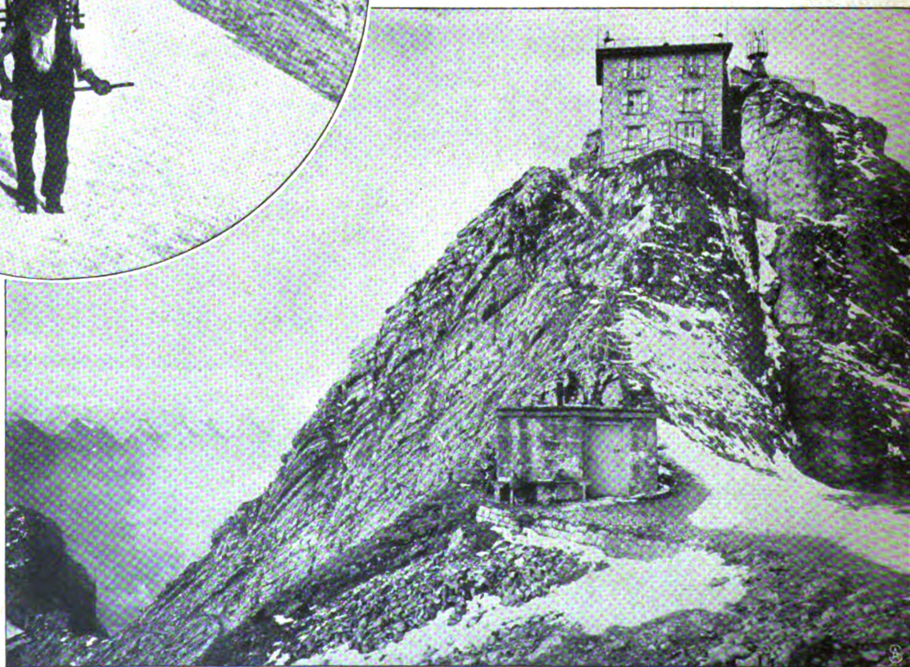
Ausblick vom Säntis ins Toggenburg und auf die Churfirsten.

Könnens; Altmann, Oehrli, Freiheit, Hundstein geben an manchen Stellen erprobten Kletterern eine harte Nuß zu knacken, nicht zu vergessen der prächtigen Kreuzberge, wo am VI. Kreuzberg (2058 Meter) noch die Ehre einer ganz schwierigen Erstbesteigung zu erringen ist. Was die Alpsteinwanderungen einigermaßen erschwert, sind die außerordentlich langen Anstiegrouten infolge der beträchtlichen Tiefanlage des Vorgeländes, der Weg vom Weißbad bis zum Säntisgipfel erfordert mindestens sechs Stunden und die übrigen Routen eher noch mehr, aber der ständige Wechsel in



Proviantträger auf dem Wege zum Säntis.

Wandern ermöglichen, und deren Begehen dem Touristen das angenehme Bewußtsein einer vollbrachten, tüchtigen touristischen Leistung gewähren. Aber auch der geübte Bergsteiger, der außerhalb der sicheren Wanderpfade seine eigenen Wege sucht, findet im Säntisgebiet ein reiches Feld zur Betätigung seines



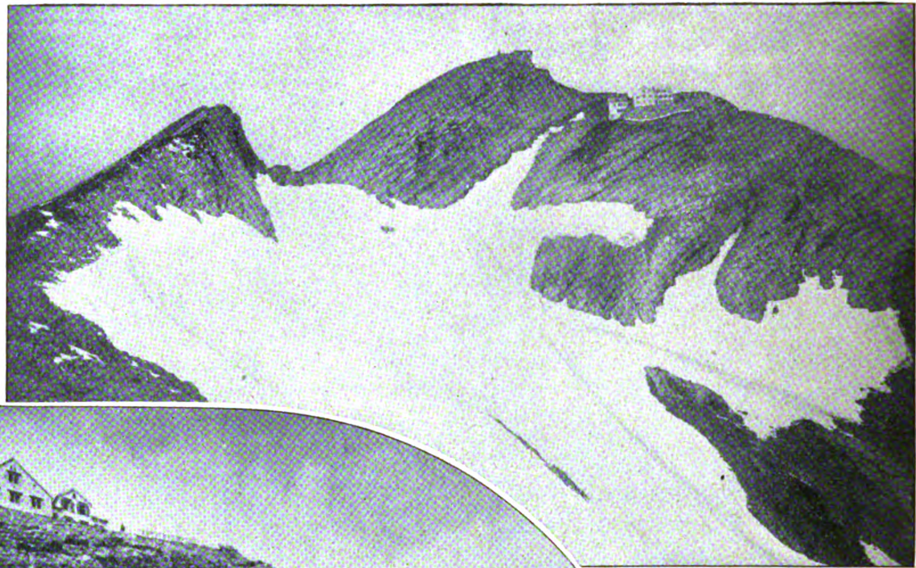
Die Säntisspitze mit dem meteorologischen Observatorium.



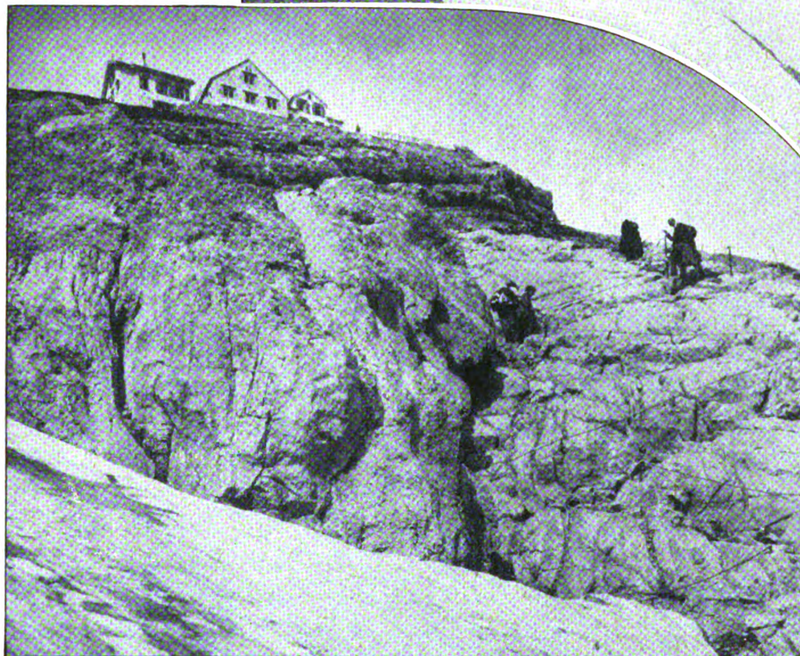


Das Säntisgasthaus mit Blick auf den Seealpsee. Oberes Bild: Das Gasthaus zum Aescher beim Wildkirchlein.

der eigenartigen Gebirgszenerie hilft über die Mühsale des Anstieges leicht hinweg. Wer es der Zeit wegen ermöglichen kann, sollte für den Auf- und Abstieg zwei Tage verwenden, um das einzigartige Schauspiel des Sonnenauf- und Unterganges auf dem Berggipfel beobachten zu können. Die Rundsicht ist zu



Säntisgipfel mit Gasthaus
und Observatorium, von Südosten gesehen.

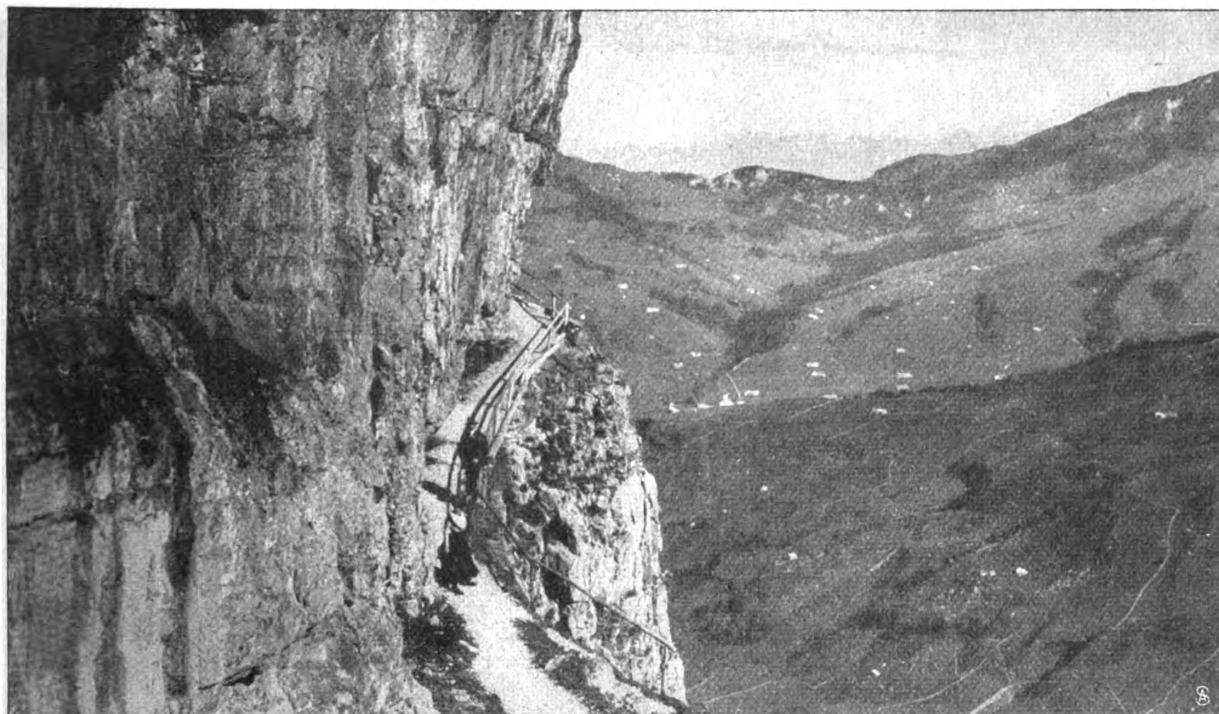


Einstieg vom „großen Schnee"
in die oberste Felspartie und Blick auf das Säntisgasthaus.

dieser Zeit am klarsten, und infolge des tiefen Sonnenstandes zeichnen sich die hintereinander liegenden Berggruppen in plastischer Weise voneinander ab. Das Gebirgspanorama reicht von der Zugspitze im Osten über die Ortler- und Berninagruppe bis zu den Viertausendern des Berner Oberlandes. In anmutigem Gegensatz dazu schweift der Blick nordwärts über das bunte Hügelland mit seinen unzähligen Häuschen und Ortschaften und dem helleuchtenden Silberspiegel des Bodensees. — Der Gipfel des Säntis trägt das meteorologische Observatorium (Abb. S. 1738 u. obenst.), einen größtenteils im Felsen versteckten Steinbau, der die meiste Zeit des Jahres und besonders während der Wintermonate von wütenden Stürmen umtost wird. Der Wetterwart, ein Pionier der Wissenschaft im wahrsten Sinn



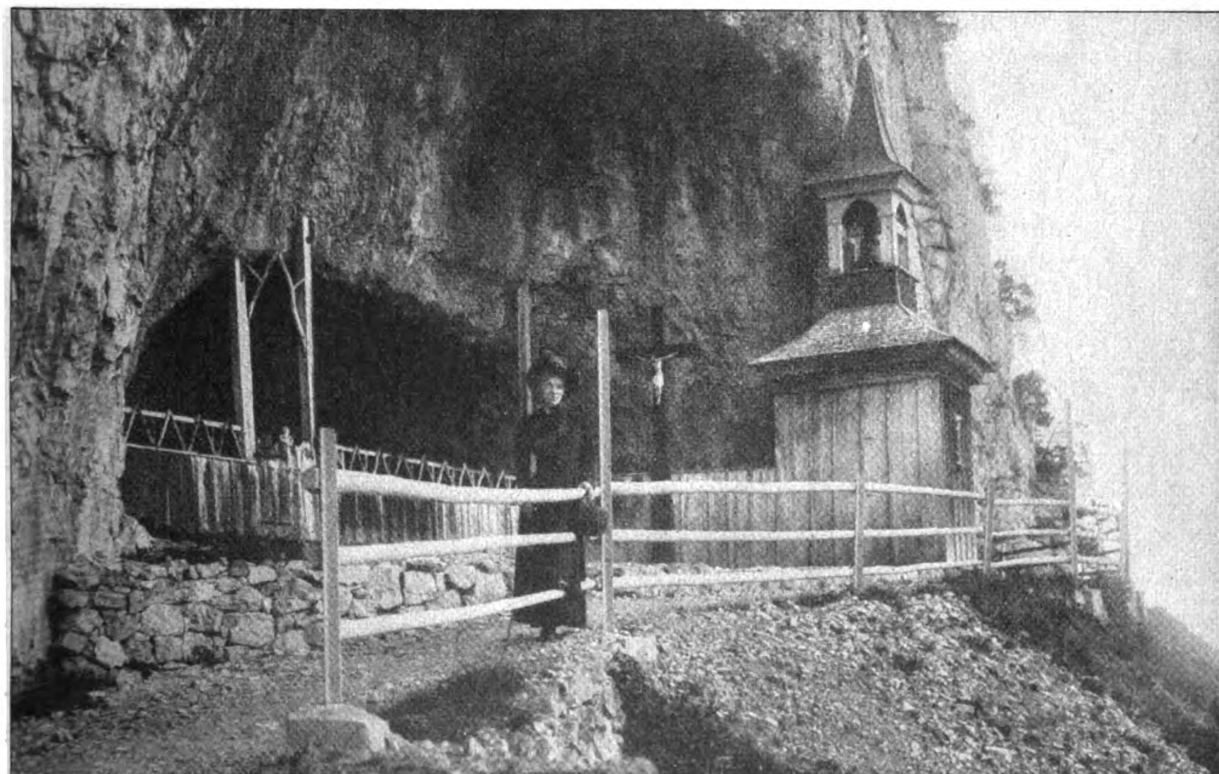
Die südwestlichen Ausläufer des Säntis mit dem Lütispitz im Wolkentreiben.



Weg vom Aeschergasthaus über die Felswand zum Wildkirchlein mit Blick ins Appenzeller Hügelland.

des Wortes, ist dann wochen- und monatelang von der Außenwelt abgeschnitten, trotzdem versieht er sein schwieriges Amt schon seit 24 Jahren und würde seinen liebgewordenen Posten mit keinem anderen vertauschen.

Nächst dem Säntis ist das Wildkirchlein an dem Steilhang der Ebenalp (Abb. untensteh.) und das dabei befindliche Aescherwirtshaus (Abb. S. 1739), wo Scheffel einige Wochen an der Lokalschilderung seines „Ekkehard" arbeitete, das beliebteste Ziel der Alpsteinwanderer, das ohne große Mühen einen reizvollen Einblick in die lieblichen Gefilde des Appenzeller Landes wie auch in die ganze Großartigkeit seiner Bergwelt gestattet.



Das Wildkirchlein an der Ebenalp. Durch die Felsgrotte links ein Aufstieg zur Ebenalp.

Die neue Pelzmode.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Austin, Paris.

Die neue Wintermode kündigt sich auf den Straßen der französischen Hauptstadt schon jetzt durch das Auftreten von vielerlei Pelzwerk am Frauenanzug an. In der Hauptsache sieht man über den Schneiderkleidern große Schals aus allerlei Rauchwerk; hin und wieder werden auch bereits große Muffen sichtbar. Aber auch Straßenmäntel, ganz aus Pelz oder doch zum mindesten reich damit besetzt, werden getragen. — Abb. 5 zeigt eine der sehr modernen großen Schalhüllen. Die breite Schärpe besteht aus weiß und braun gemustertem Fell, die Saumstreifen sind Skunks. Die Breite aller dieser sogenannten „kleinen Hüllen" ist stets eine derartige, daß sie im Rücken vom Hals bis über den Taillenschluß hinabreichen. Da man sie vorn doppelt kreuzt und überdies natürlich eine Jacke darunter trägt, halten diese Schalschärpen selbstverständlich sehr warm und sind sogar vielfach den Jacken oder Mänteln aus Pelz vorzuziehen, da letztere im geschlossenen Raum ganz abgelegt werden müssen, während man sich der Schalschärpen nur halb entledigt und dann noch immer die Jacke darunter trägt. Die modernen Muffen sind wie die auf Abb. 5 so groß wie im Vorjahr, werden aber aus stärkeren und langhaarigeren Pelzen und im ganzen weniger flach gearbeitet. Der mittelgroße Hut



1. Damastmantel mit lichtrotem Fuchs (links) und Tagesmantel aus sibirischem Zobel.

finden als Pelzbesatz an Tagesmänteln Anwendung oder werden als selbständiges Material für ganze Abendmäntel verwendet. — Der Mantel aus khakifarbigem schwerem Seidenmoiré (Abb. 2) ist mit schwarzem Fuchs besetzt. Dieser Besatz ist absichtlich so angeordnet, als sei er um Hals und Schultern als kleine Schalhülle gedacht. Dem genauen Beobachter wird nämlich auffallen, daß der dazu getragene Hut mit seinem hohen Spitzenkopf, aus dem der weiße Reiher steil aufragt, aus Roßhaargeflecht besteht. Er ist also noch sommerlich oder mindestens herbstlich, ebenso wie ja auch der Mantel durch seinen in der Kimonoform empordrapierten Seidenstoff. Mäntel dieser Art werden, wie man sagt, als Promenadenmäntel im kommenden Winter an der Riviera viel getragen werden. — Ein noch reicheres Modell der gleichen Art stellt Abb. 1 links dar. Der Kimono ist hier aus gold und weiß broschiertem Atlas mit vorn (an der



2. Seidenmoirémantel
mit schwarzem Fuchs.

mit seinem schwarzen Samtkopf und weißem herabgebogenem Rand wird besonders modern durch die originelle zweiflügelige hochstrebende Tüllgarnierung. — Einen Pelzmantel, der mehr der Jackenform zuneigt, zeigt Abb. 4. Das Material ist hier für den oberen Teil Karakul, für den unteren kanadischer Otterpelz. Auch die kleine, in der Form sehr moderne, über den Kopf gezogene mützenartige und garniturlose Kappe ist aus Otter. Mäntel wie dieser, enganliegend und höchstens bis zu den Knien reichend, ersetzen in diesem Jahr die eigentlichen Pelzjacken vollständig. Für diese wählt man kurzhaarige, glatte Pelze in allerlei Zusammensetzungen. Langhaarige Arten dagegen

3. Großblumiger Seidenmantel mit weißem Fuchsbesatz.



4. Jackenmantel aus Karakul
mit kanadischem Otterfellbesatz.

Verschlußbahn) sichtbar werdendem Futter von weißem Seidenmusselin; der Kragen und die Manschettenaufschläge sind von lichtrotem Fuchs, dem Lieblingspelz der neuen Mode. Abb. 1 rechts zeigt einen Tagesmantel, echt winterlich und von nordischem Aussehen, ganz aus sibirischem Zobel, **in weiter,** um die Füße zusammengleitender Kimonoform. — Ebenfalls Zobel, **aber eine minder wertvolle** Abart, sogenannter französischer, dient dem Mantel auf Abb. 6 links zur Garnierung. Die immer noch an erster Stelle für Tages- und Abendmäntel stehende Kimonoform ist hier aus stumpfem Atlas, der in Pfauenblau und Silber licht broschiert ist, gefertigt. Die tiefhängenden Aermel mehr noch als die sonstigen Merkmale stempeln den Mantel zur Abendhülle, obgleich man seinesgleichen auch am Tag und auf der Straße und nicht nur im Wagen sehen wird. Auffallend an dem



5. Schalgarnitur aus weiß und braun gemustertem Fell mit Skunksbesatz.



6. Abendmantel aus broschiertem Atlas mit Zobel (links) und Atlasmantel mit Fuchsbesatz.

Modell ist außer der Zusammenstellung verschiedener Pelze (kleiner Hut aus Hermelin) noch die Drapierung des Stoffes um die Füße, eine Eigenartigkeit der langen Mäntel neuster Schöpfung, die gleichfalls für die Straße und für die Abendtoilette in Betracht kommen. — Abb. 6 rechts weist diese Fußumschnürung in hohem Maß auf. Der Mantel ist aus gold- und smaragdgrünbroschiertem Atlas. Sein Pelzbesatz grauer Fuchs mit Maulwurfsfellen. Der Hut wie die hochmodernen Samtmützen mit durchsichtigem Tüllrand. — Schneeweißer Fuchs gibt dem Mantel auf Abb. 3 ein besonders elegantes Gepräge und rettet ihn vor Schlafrockähnlichkeit. Der dunkelkhakigrundige, mit großen broschierten Silbermohnblumen durchsetzte Seidenstoff, eine allerneuste Musterzeichnung, wird nicht nur an den Mänteln, sondern auch an Kleidern in allen möglichen Stoffarten anderen Dessins starke Konkurrenz machen. Namentlich scheint die Großzügigkeit der Musterung bestimmt, die kleinen Zeichnungen aus den Stoffmustern zu verdrängen. So z. B. die orientalischen, sogenannten Balkanstickereien. Wir scheinen uns also jetzt nach den neusten Kriegs- und Aufstandsunruhen in China und Japan, was die Musterung unserer Kleiderstoffe betrifft, „orientieren" zu sollen. Das schwarze Kleid auf Abb. 3 links in seiner gefälligen, jugendlichen Form mit den langen, glatten Aermeln und dem spitzenumrahmten tiefen Taillenausschnitt ist gleichfalls sehr bezeichnend für die „Innenmode" der kommenden Monate. Klementine.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

20. Fortsetzung.

Bruno Thaysen überlegte einen Augenblick und sagte dann, ohne Vater und Mutter anzusehen: „Es muß jemand zu Lou hinunterfahren."

Pastor Thaysen nickte. Das war auch seine Meinung. Aber wer? Er glaubte nicht, daß Graf Andre Oberwall die Selbstverleugnung so weit treiben würde, das Haus der Vidal aufzusuchen, um sich seiner ihm aufgedrängten Schwiegertochter anzunehmen.

„Es handelt sich nicht nur um sie. Gerhard selbst scheint mir in Gefahr, den Namen Oberwall zu kompromittieren. Er weiß offenbar nicht mehr recht, was er tut. Die vielgefürchteten Instinkte sind wohl nichts anderes wie Grausamkeit. Ich habe ihn einmal ein Pferd zu Tode hetzen sehen. Er kannte sich nicht. Er zerfetzte ihm die Flanke mit den Sporen, weil es um eine Kopflänge hinter meinem zurückblieb. Und als er merkte, daß ich meinen Gaul geflissentlich zurückhielt — da sprang er ab und jagte seiner armen, mißhandelten Stute eine Kugel hinters Ohr. Als er das Blut über den weißen, zuckenden Pferdeleib sickern sah, da lächelte er. Da wurde er plötzlich wieder ruhig und vernünftig. In Afrika nennt man das Tropenkoller. Die Sonne brütet in gleicher Weise in der Provence wie — am Kongo."

Pastor Thaysen erinnerte sich plötzlich des Gesprächs, das er mit seinem einstigen Schüler gehabt — am Tage, da er Lou abgeholt hatte, um sie dem Vater als Braut zu bringen. Da hatte er gesagt: „Man muß nur fleißig Familienchronik lesen, um sich selbst zu erkennen." Bruno Thaysen lächelte bitter und umschloß seine Knie mit beiden Händen.

„Familienchronik! Ich halte es bald mit den Herrenhutern, die weder Vergangenheit noch Zukunft kennen — nur die Gegenwart. Wollte ich mich an meine Familienchronik halten, ich hätte als geschaßter Offizier Buchmacher werden müssen oder als weiß Gott was mit Frau und Kind von trockenem Brot leben. Der Name verpflichtet. Ganz richtig. Aber er verpflichtet nicht zum Atavismus."

Ganz genau verstand Frau von Thaysen nicht, was ihr Jung meinte. Aber es war gewiß das Richtige. Und die Kleine hatte dummes Zeug geschrieben, mit dem er nicht einverstanden war. Sie erschrak, als er aufstand, die Uhr zog und sagte: „Ich fahre mit dem nächsten Zug nach Berlin zurück. Ich traf Hörselkamp auf der Straße. Sie sind eben aus Italien zurück. Er muß runterfahren. Es muß sich doch jemand um die Frau kümmern."

„Geh, mein Sohn. . . . Schreib mir, was du ausgerichtet hast. . . . Ich muß die Kleine bald beruhigen, muß auch wissen, was ich dem Grafen sagen soll. Er ist leidend. Vor vierzehn Tagen war ich bei ihm. Ich erkannte ihn kaum wieder. Ich glaube, selbst wenn er es wollte — er könnte nicht runterfahren. All die Aufregungen . . . sein Diener sprach von zwei Ohnmachten, die er gehabt haben soll. . . . Er ist dem nicht mehr gewachsen. Der Sommer hat ihn mitgenommen, die Hitze. . . . Er hat sich zu keiner Reise entschließen können. Er meinte, es wäre nirgends so kühl und bequem wie bei ihm zu Haus. Aber das sagte er wohl nur so. Er will einfach die Mutter nicht allein lassen. Und dabei sehen sie sich kaum, ihm wird das Treppensteigen schwer — sie kommt nicht herunter. Sie schreiben sich kurze Briefe und warten auf Gerhard . . . oder auf den Tod."

Pastor Thaysen blickte zu seinem großen, stattlichen Sohn empor und zog die Frau, die große, magere Frau mit den dürren, geschäftigen Händen, ganz nah an sich heran. Es war ihm ein Bedürfnis, die Nähe zu betonen, in der er mit ihr lebte — wenn auch nur durch diese eine, innige Bewegung.

Bruno Thaysen lächelte nicht. Nur seine Lider zuckten. Er umschloß ihre beiden Köpfe mit seinen großen Händen — drückte sie aneinander.

„Ach ja . . . ihr zwei!". . .

Und er wußte plötzlich, woher ihm die Kraft kam, die ungeteilte, gesunde Lebenskraft. Sie wurzelte in der kraftvollen Güte des Vaters, in der arbeitsamen Selbstverleugnung der Mutter, in der unerschütterlichen Einigkeit dieser zwei Menschen, die unbewußt das Tiefste und Heiligste ihres Wesens von ihm erwarteten.

„Lauf zu, Jung, daß du dich nicht verspätest", sagte Frau Pastor Thaysen und wendete sich kurz ab, damit

er nicht sehen sollte, welches Opfer es ihr war, daß sie ihn die paar Stunden nicht für sich behalten konnte. Die armseligen paar Stunden — auf die sie sich oft wochenlang freute. . . .

Es war nun doch sechs Uhr geworden, als er im ersten Stock eines hübschen Hauses in der Hohenzollernstraße klingelte.

Ein junger Diener in allzu weiter Livree öffnete ihm. Im Vorzimmer standen Hutschachteln, offene Koffer. Die Türen zu den Zimmern waren weit offen. Auf allen Stühlen und Tischen lagen Kleider, Wäschestücke, Schuhe. Es roch nach Parfüms, es flimmerte von glitzernden Stoffen.

Er gab seine Karte ab.

Gleich darauf kam Frau Gina angelaufen in einem ihrer extravaganten Schlafröcke, wundervoll frisiert, duftend, mit geröteten Wangen. Sie war etwas stärker geworden, aber gleich lebhaft und völlig unbefangen.

„Wie reizend! Sehen Sie — ich sagte meinem Mann gleich: Laß mich nur nach Berlin kommen, und die alten Freunde finden sich wieder ein. Verzeihen Sie die Unordnung. Wir sind erst gestern gekommen. Die Leute sind so ungeschickt. Ich muß alles allein machen. Und Seraphine ist zu gar nichts zu brauchen — rein zu gar nichts. Aber was wollen Sie? Ich bin nicht kleinlich, sie ist ein altes Inventarstück, man muß sie eben ertragen! Wie finden Sie mein Boudoir? Ganz nett, nicht wahr? Man muß nur nicht vergleichen. Schließlich ist es ja nur ein Absteigequartier. Man muß erst sehen, wie sich alles macht. Wenn mein Mann großen Erfolg hat, dann ist eine Villa schnell gekauft. Es braucht ja nicht im Tiergarten zu sein. Draußen im Grunewald — ich bin heute schon hinausgefahren. Ich bin ganz allein — langweile mich furchtbar. Und dann die kleine Wohnung . . . unter uns, es ist doch schrecklich für mich! Sie begreifen — am Gardasee war's herrlich. Ein Motorboot hatten wir und Bekannte . . . von früh bis spät. Aber ich bin ja nicht wahnsinnig, die Villa zu behalten. Wer sagt mir denn, daß wir nächsten Sommer wieder dorthin fahren wollen. Ich habe sie zum Kauf angeboten. Man muß sich einrichten. Die Ausstellung kostet ja auch Geld — rasend. Denken Sie, der Transport allein! Mein Mann hat fleißig gearbeitet. ‚Die heilige Eva!' Wundervoll ist sie geworden . . . wundervoll! . . . Seit Antokolski ist so etwas nicht gemacht worden. Kennen Sie Antokolski? Unser größter Bildhauer!"

Bruno Thaysen unterbrach ihren Redeschwall mit keinem Wort. Er saß regungslos in einem kleinen, geblümten Sessel, in den sie ihn gezwängt hatte — und blickte auf seinen Hut, den er ausdauernd von links nach rechts und von rechts nach links drehte. Sie sprang plötzlich auf, bestellte Tee, riß ihm den Hut aus der Hand.

„Sie dürfen nicht gleich fortgehen. Sie müssen mir Gesellschaft leisten. Erzählen Sie mir von sich . . . was machen Sie?"

Trocken und hölzern, wie es seine Art war, wenn er nicht Fühlung fand zum andern, sagte er: „Ich danke, gnädige Frau, mir geht es nach Wunsch. Aber ich bin nicht hergekommen, um von mir zu sprechen. Ich möchte Ihnen einen Brief von Ihrer Frau Stieftochter mitteilen."

Ein Schatten flog über das Gesicht der Fürstin Sukewitsch. „Lou . . . so? Sie stehen mit ihr in Verbindung? Wie merkwürdig! Uns schreibt sie gar nicht! Zwei Postkarten in der letzten Zeit. Erst die großen Phrasen und dann, wenn die Verliebtheit da ist — nichts. Das ist gar nicht hübsch von ihr . . . gar nicht."

Sie setzte ein beinah strenges, würdevolles Gesicht auf: „Wenn auch die Oberwalls sich weiß Gott was einbilden — so ganz an die Wand drücken brauchen wir uns von ihnen nicht zu lassen. Und von Lou ist es taktlos . . . ja . . . ich habe keinen anderen Ausdruck! Taktlos!"

Bruno Thaysen wartete, bis sie ausgesprochen hatte.

„Der Brief ist an meinen Vater gerichtet. Der Schluß enthält private Mitteilungen, die kein Interesse für Sie haben. Gestatten Sie, daß ich Sie mit dem Inhalt des ersten Teiles bekannt mache."

„Bitte, bitte, Herr von Thaysen. Ich bin sehr neugierig."

Sie lächelte ein bißchen spöttisch, während er las. Und da der Brief lang war, und sie an „vieles andere zu denken hatte", gähnte sie heimlich.

„Ich weiß wirklich nicht, wovor sie Angst hat, die Kleine, lieber Herr von Thaysen. Ich will zugeben, daß ein Graf Oberwall in diesem Milieu nicht recht an seinem Platz sein mag, aber wer hindert sie, hierherzukommen? Ihr Mann schlägt es ihr ja selbst vor. Sie war immer sehr übertrieben, die gute Lou! Immer von einer unbehaglichen Empfindsamkeit."

Er unterbrach sie heftig: „Es handelt sich da nicht um Empfindsamkeit, gnädige Frau. Es scheinen dort unten wirklich Verhältnisse zu sein, die das Eingreifen eines vernünftigen Mannes verlangen, der dem jungen Oberwall mal ordentlich den Kopf zurechtsetzt, ihn aus der gefährlichen, überhitzten Atmosphäre dieses von Aberglauben und Affenliebe verseuchten Hauses herausreißt. Das ist unbedingt erforderlich!"

Frau Gina wurde unruhig, rührte mit dem Löffel in der Tasse, zuckte die Achseln.

„Ja . . . möglich . . . Herr von Thaysen . . . gewiß . . . aber wer soll da hinunterfahren? . . . Graf Oberwall wäre der Nächste."

„Nein, gnädige Frau, der Nächste dazu ist Lous Vater."

Sie sprang auf von ihrem Sessel, ihre Augen flammten: „Mein Mann! . . . Wieso denn mein Mann? Das ist ganz unmöglich! Kommen Sie ihm nicht damit! Das geht nicht — ich erlaube das nicht! Er hat jetzt an seine Ausstellung zu denken. Ein Vermögen steckt darin. Ich bin verantwortlich. Das raubt ihm acht Tage Zeit. Mindestens acht Tage Zeit. Er muß über Paris, Marseille fahren. Die schlechten Verbindungen . . . ich kenne Frankreich. Eher kommt man nach Ägypten. Nein . . . nein . . . davon kann nicht die Rede sein. In vierzehn Tagen soll die Ausstellung eröffnet werden . . . er muß mit jedem Tage geizen, mit jeder Stunde . . . der Sommer hat ein ungeheures Geld verschlungen. Das muß wieder herausgeholt werden.". . .

Sie hatte Tränen in der Stimme, riß, wie es ihre Gewohnheit war, an den Spitzen, lief wie eine gehetzte Pantherkatze im Zimmer auf und ab.

Die Entreeklingel schrillte zweimal durch das Haus.

„Das ist mein Mann . . . ich bitte Sie". . .

Dieser Mensch, dieser Thaysen stand da wie ein Klotz. Sie sah seine Züge nicht im grauen Dämmerlicht. Aber sie fühlte es: jede Linie seines Körpers drückt Unzugänglichkeit aus und herzlose Kälte.

„Was machen denn die Koffer noch immer hier?"

Hörselkamps Stimme schallte durch die Wohnung wie eine Fanfare.

Frau Gina stürzte ihm entgegen.

„Lieber, sei nicht bös . . . ich habe den ganzen Tag gekramt. Ganz tot bin ich . . . und jetzt ist Besuch gekommen“. . .

„Besuch . . . wer denn?“

„Hier, Herr von Thaysen.“

Sie knipste im Vorbeigehen das Licht an, hielt den Arm ihres Mannes eng an den ihren gepreßt, ließ ihn nicht locker, als Hörselkamp den Gast begrüßte.

„Sie bleiben zum Abendbrot, natürlich . . . freue mich, freue mich herzlich.“

Der war ihm noch der Liebste von der ganzen Berliner Blase, und Thaysen fühlte, wie ehrlich der Druck seiner Hand war. Seine Züge hellten sich auf. Und ohne auf Frau Gina zu achten, die ihm heimlich verzweifelte Zeichen machte, sprach er von dem Brief, den Lou geschrieben hatte.

Ein bißchen verwirrt sagte Hörselkamp: „Das schlechte Mädel . . . . hat ihren Papa ganz vergessen in den Flitterwochen. Und ich bin kein Briefschreiber, Thaysen, das wissen Sie! Ich weiß mit so einem dünnen Streichholz zwischen den Fingern nichts anzufangen. Na . . . also setzen wir uns. Erzählen Sie, was gibt's . . . was schreibt sie?“

„Du weißt doch, wie exaltiert die Kleine ist, man kann nicht alles wörtlich nehmen“, schob Frau Gina ein mit zärtlichem Lachen.

Es war das beste, sie spöttelte über alles, nahm von vornherein jedem Wort Lous die ernste Bedeutung.

Hörselkamp aber legte ihr die Hand auf den Arm, holte mit der anderen seine Tonpfeife aus der Tasche, seinen Tabakbeutel. Dann sprang er auf.

„Verzeihen Sie, Thaysen — Zigarette, Zigarre? . . . Solche Unaufmerksamkeit bin ich von meiner Frau gar nicht gewöhnt.“

„Nein, nichts, danke!“

Er hielt den Brief in der Hand, fing an zu lesen.

Hörselkamp stopfte stehend seine Pfeife, zündete aufmerksam den Tabak an, hörte zu.

Auch er war stärker geworden in diesen letzten Monaten, aber seine Augen hatten nichts von ihrem Feuer eingebüßt, und es zuckte noch immer nervös um die feine, kühn geschwungene Mundlinie.

Frau Gina versuchte ihren Arm vorsichtig unter den seinen zu schieben.

„Was denn . . . was denn? Laß mich . . . stör mich nicht.“

Sie setzte sich hinter seinem Rücken an die Tür und zerrte mit den Zähnen an der Spitze ihres Taschentuches. Er aber stand, wie es seine Art war, breitspurig im Zimmer, mit gerunzelten Brauen, hörte zu — nicht mit den Ohren allein — mit den Augen, dem zuckenden Mund, mit den beiden Händen, die abwechselnd und immer schneller die Tonpfeife aus seinem Mund rissen, sein ganzer Körper hörte zu, seine ganze Seele nahm die Qual seines Kindes auf, die aus ihren Worten zu ihm herüberströmte.

„So ein Bengel . . so ein Bengel!“

Er warf die Tonpfeife, die alte braune Pfeife, aus der er seit zwanzig Jahren rauchte, gegen die Wand, daß sie in Scherben zu Boden fiel.

Er kannte sich kaum mehr. Er gab mit dem Fuß dem kleinen Tisch einen Stoß, daß er mitten ins Zimmer flog, er faßte an die Lehne eines zierlichen Sessels und schlug ihn gegen das spiegelglatte Parkett, daß ihm die abgebrochene Lehne in der Hand blieb.

„Also darum habe ich mein Kind einem Oberwall gegeben. . . . Darum?! Daß er sie drei Monate später mit Frauenzimmern hintergeht und die Nächte unter schmierigem Gesindel verbringt! Darum hat eine Hörselkamp einen Grafen Oberwall geheiratet, damit sie von närrischen, abergläubischen Weibern wie ein kleines Kind behandelt wird?... Alles darum? Was soll nun geschehen, Thaysen? Sagen Sie mir . . . was soll geschehen? Niederschlagen möcht ich den Kerl, der mein Kind unglücklich macht, einfach niederschlagen! . . . Und sehen Sie, Thaysen . . . er hat mir nie gepaßt, nie! Fragen Sie nur meine Frau!“ . . .

Er suchte rechts und links nach seiner Frau, fand sie endlich zusammengekauert an der Tür.

„Also jetzt gib's nur zu: Wer hat ihm Avancen gemacht? — Du! Wer hat in allen Tonarten geflötet: Ein Oberwall — ein Graf Oberwall! — Du! In der Rauchstraße war es — da habe ich ihn an die Luft gesetzt. Und mich den Deubel geschert um Weinkrämpfe und ähnlichen Quark. Dann wurde er krank — schade, daß er nicht draufgegangen ist, nur schade. . . . Und dann“ . . .

Er stockte, schlug mit seinen krampfhaft gespreizten Fingern auf seinen ergrauenden Scheitel.

„So ist alles gekommen — gegen meinen Willen. Jawohl — gegen meinen Willen. Ein Schwächling ist der Kerl! Erst der große Herr — weil er hier bei seinem Herrn Papa den großen Herrn spielen mußte, und dort unten der Bauer, der Viehzüchter, der Stiertreiber . . .“

Seine Stimme überschlug sich, er hatte keinen Atem mehr, er griff mit den Händen in die Luft, als wollte er etwas Unsichtbares herunterreißen, etwas Schweres, etwas, das er gleich einem Zyklopen in beide Arme nehmen konnte, um es hinunterzuschleudern auf diesen Oberwall . . . diesen Kerl, den er nicht hatte sehen wollen, und der ihm sein Kind unglücklich machte.

„Er bringt sie noch um . . . paßt auf, was ich euch sage — er bringt sie noch um!“

„Aber, Lieber, ich bitte dich“ . . .

Wäre ihr Mann nicht immer so unberechenbar in seiner Wut — sie hätte wahrhaftig gelacht. Er kannte wirklich kein Maß, ihr schöner, großer Mann. Dieser elegante, feine Graf Oberwall brächte seine Frau um wie irgend so ein Jack the Ripper... nur weil er gern zum Stierkampf ging und sich mit den Stierhütern ein bißchen amüsierte! So eine Idee! . . . Sie war selbst einmal in Spanien gewesen; eine ganz lange Saison in St. Sebastian, sie war auch zum Stierkampf gefahren wie alle eleganten Leute. Es war riesig aufregend — wirklich eine Sensation! Und der Matador war zum Verlieben gewesen. Aber blutdürstig hatte sie das nicht gemacht! Sie konnte es auch heute nicht ertragen, wenn man Tiere quälte. Nein, wie furchtbar übertrieben das alles wieder war! Da schimpfte ihr Mann auf Gerhard und war doch selbst so ein wilder, unbändiger Mensch!

Bruno Thaysen sagte: „Ich dachte, Herr Hörselkamp, das einzig Richtige wäre, Sie führen sofort herunter. Brächten Ihre Tochter gleich hierher. Mit oder ohne Mann — wie es sich eben machen läßt.“

„Natürlich fahre ich . . . selbstverständlich. . . . Heute mit dem Nachtzug fahre ich.“

Frau Gina rief: „Aber, Lieber, woran denkst du!? Du hast dich doch morgen bei einem Dutzend Menschen

angesagt! Und die Tischler, die wegen der Postamente kommen, hast du die vergessen? Wie sollen sie denn in den paar Tagen bis zur Ausstellung fertig werden?"

Hörselkamp blieb unschlüssig vor seiner Frau stehen.

„Allerdings, ja. . . . Heute geht es nicht. . . . Aber morgen. Ganz gewiß. Morgen, mit dem Nachtzug."

Frau Gina erhob sich. Mit fast tragischer Gebärde faltete sie beide Hände.

„Du bist von Sinnen, Lieber. Wie kannst du denn überhaupt daran denken, vor der Eröffnung Berlin zu verlassen?"

„Sehr gut kann ich es mir denken!" schrie er. „Ich beauftrage einfach Wachmann" . . .

Sie unterbrach: „Wachmann —. was versteht der davon! Ein Atelier kann er dir mieten und Marmor pumpen, aber er kann doch keine Ausstellung organisieren, lieber Gott im Himmel!"

Ganz bleich vor Zorn, mit glühenden Augen ging er auf seine Frau zu: „Und ich sage dir: Keine Ausstellung der Welt hält mich zurück . . . verstanden? Keine Ausstellung der Welt! In vier Tagen bin ich wieder da. Morgen fahre ich . . . verstehst du . . . morgen fahre ich! Schluß!"

Sie weinte leise, lehnte den Kopf an seine Schulter: „Ich sage ja gar nichts mehr . . . gewiß wirst du fahren . . . Ich denke ja nur an dich dabei . . . An deine Hoffnungen denke ich . . . nur daran!" . . .

Sie streichelte mit ihrer hübschen, weichen Hand seinen Arm, sie hielt ihm bittend die Stirn unter die Lippen.

Sein Zorn legte sich.

„Na ja . . . also . . . es war sehr überflüssig, Herrn Thaysen zum Zeugen einer solchen Meinungsverschiedenheit zu machen. Ich fahre und damit basta! Schlimmstenfalls übermorgen!"

„Ja . . . besser übermorgen", murmelte Frau Gina.

Er küßte sie leicht auf die Stirn, schüttelte den Kopf, lachte leise.

„Die Frauen, lieber Thaysen! Na, Sie werden's ja auch noch erfahren."

Er war wieder guter Dinge, sprach von seiner „Heiligen Eva", an der er in Italien noch tüchtig gebastelt hatte. Sprach von der neuen Arbeit, die ihm im Kopf spukte. Er küßte seine Frau ein zweites Mal, diesmal auf die Schläfe.

„Mit der Zeit lernt sie auch noch Stillhalten beim Modellsitzen."

Sie warf ihm einen Blick zu, in dem Dank und Verliebtheit lagen.

„Na also, lieber Thaysen, Sie bleiben doch zum Butterbrot?"

Aber Thaysen lehnte ab. Er hatte noch eine große Korrespondenz zu erledigen. In acht Tagen sollte es sich entscheiden, ob er ganz in Berlin bleiben könnte, ob die amerikanische Gesellschaft ihn finanzieren oder ihn zum Leiter einer Berliner Zweiggesellschaft einsetzen würde.

„Und Sie bedauern nicht, den Abschied genommen zu haben?" fragte Frau Gina, nicht ohne bewußte Absicht, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, eine peinliche Erinnerung heraufzubeschwören. Er hatte ihr jetzt auch genug Unannehmlichkeiten gemacht.

Aber Bruno Thaysen sah ihr mit kühlem Lächeln in die Augen.

„Vielleicht würde ich es in Kriegzeiten bedauern, gnädige Frau, in Zeiten, da es auf den einzelnen Mann ankommt. . . . So nicht! Rekruten drillen — dazu sind Leute genug da."

„Es gibt einen Generalstab!" Sie lächelte spitz und sehr liebenswürdig.

„Die Großindustrie hat auch ihren Generalstab, gnädige Frau", sagte Thaysen scharf und empfahl sich.

Hörselkamp schüttelte ihm die Hand und brachte ihn bis an die Haustreppe.

„Übermorgen fahren Sie, Herr Hörselkamp?"

„Übermorgen, selbstverständlich, lieber Thaysen."

Frau Gina beugte sich über die Rampe.

„Auf Wiedersehen, Herr Generalstäbler."

Es klang ein bißchen spöttisch, aber auch kokett. Ihr war schließlich jeder recht, der ihr den Geruch des Dollars ins Haus brachte. Und dunkel fühlte sie, daß sie noch einmal mit ihm zu rechnen haben würde, wenn nicht anders, so doch zum mindesten wie mit dem Käufer eines echten Hörselkamp. —

Am Abend des nächsten Tages übergab Thaysen ein Boy des Hotels, in dem er abgestiegen war, einen Brief. Er riß ihn auf. Hörselkamp schrieb:

„Lieber Thaysen!

„Ich bin außer mir, aber es geht nicht. Vor der Eröffnung kann ich nicht weg — mit dem besten Willen nicht. Ich werde Lou ausführlich schreiben, und ich hoffe, sie wird vernünftig sein.

„Besten Gruß! Ihr

Hörselkamp."

Eine Nacht lag zwischen Hörselkamps Versprechen und diesen Zeilen. . . .

In dieser Nacht hatte Lou ihren Vater verloren.

* * *

Es gab für Thaysen nur noch einen Weg: den zum Kupfergraben. Es war nicht sein Wunsch gewesen, dem Grafen Oberwall noch einmal zu begegnen, nachdem er den Besuch gemacht hatte, der einen Abschied bedeutete fürs Leben. Mochte der alte Herr über seine Einmischung denken, wie er wollte — er kam, um auch ihm einen Dienst zu erweisen, eine Dankesschuld abzutragen für das großmütige Anerbieten, das er ihm an jenem unvergeßlichen Tag gemacht hatte, da er sich nicht von einem Fremden die Ehre bezahlen lassen wollte, des Königs Rock zu tragen.

„Meine Kluft bezahle ich mir selber", hatte er sich damals auf dem Heimweg trotzig gesagt und nicht gern zurückgedacht an jene Stunde, da er im hellen, prunkvollen Zimmer des alten Grafen zum letztenmal seinen Helm mit der Hand umklammert hatte.

„Es ist wichtig!" sagte er, als der bejahrte Kammerdiener des Grafen unschlüssig seine Karte entgegennahm.

In dem Augenblick kam die Mendel hinunter mit ihrem harten, ausdruckslosen Gesicht; hagerer noch als vorher, mit müden, schweren Lidern.

„Exzellenz läßt bitten, wenn Besuch wäre, möchten sich die Herrschaften erst zu ihr heraufbemühen."

Der Kammerdiener nickte: „Jawohl, Herr Leutnant, der Herr Graf sind schwer krank, seit gestern . . . schwer krank . . . Es steht nicht zum besten", fügte er leise hinzu. „So viel Aufregung!"

Er kannte den Jugendfreund des „Herrn Doktor", es war das einzige junge Gesicht, das er sah, der einzige Mann, der da vielleicht etwas sagen, etwas raten konnte.

„Kann ich Herrn Leutnant anmelden?" fragte die Mendel.

„Ich komme "

Thaysen nahm zwei Stufen auf einmal und mußte warten, bis die Mendel ihn eingeholt und angemeldet hatte. Und dann dauerte es noch eine Weile, und dann hüstelte, dann krächzte etwas, dann hörte er eine knarrende, alte Stimme . . . die Mendel kam heraus.

„Exzellenz lassen bitten.“

Gräfin Marie Antoinette Oberwall saß an ihrem Kamin wie immer. In ihrem großen, roten Brokatsessel mit der goldenen Lehne. Sie hatte ein helles, schweres Seidenkleid an und darüber einen schwarzen Spitzenschal. Die Kaminlampen leuchteten unter den rosa Schleiern, und die Bonbonniere mit den veilchenduftenden Lakritzen stand neben dem blütenweißen Spitzentaschentuch. Ihr Gesicht war genau so weiß, wie es vor einem Jahr gewesen, die Lippen genau so dunkel und die Haare genau so schwarz.

Nur die sonst funkelnden Augen blickten dem Eintretenden matt entgegen, und die ringglitzernde, knochige Hand zitterte, als sie sich dem Gast entgegenstreckte.

„Haben Sie gehört, Herr Leutnant . . . mein Sohn . . . gestern war es ein Schlaganfall . . . ein richtiger Schlaganfall . . . die Mendel geht jede halbe Stunde hinunter fragen, wie es geht, und dann warte ich hier . . . und komme um vor Angst. Sie lassen mich alle warten. Dann endlich: ‚Es geht besser!‘ oder ‚Es ist immer dasselbe!‘ Und ich habe unterdessen ein Jahr meines Lebens verloren.“

Sie sah ihn nicht an dabei. Sie sprach, als redete sie das alles nur vor sich hin; aber mit der Hand machte sie ihm ein Zeichen, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Mendel, Tropfen!“ rief sie.

Die Mendel brachte Baldriantropfen auf einem Stück Zucker. Das ganze Zimmer roch nach Baldrian.

„Spritzen!“ befahl die Exzellenz.

Mit einem großen Zerstäuber verspritzte die Mendel Kölner Wasser. Die Exzellenz folgte ihr aufmerksam mit den Augen.

„Genug“, sagte sie plötzlich. „Vielleicht gehen Sie wieder hinunter.“

Es klang beinah scheu. Die Mendel antwortete nicht.

„Ich meine . . . in zehn Minuten, Mendel . . . oder in fünf. Ich brauche Sie jetzt nicht.“

Sie strich ihr über den Arm, bittend, verzog die Lippen, daß es beinah aussah wie ein Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Maskenball an Bord.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Leise rauschen die Wellen des Indischen Ozeans gegen die Bordwand, in endlose Weiten schweift der Blick durch die sternenerhellte Tropennacht. In magischem Glanz strahlt das Kreuz des Südens — all die fremdartigen Sternbilder, die das Auge des Nordländers nie geschaut.

Sanfte Kühle breitet der Monsun über das Deck des Indienfahrers, umfächelt die erhitzte Stirn der Tanzenden, er trägt den bunten, verworrenen Lärm, das Tönen der Musik, das Klingen der Gläser, übermütiges Gelächter hinaus in die schweigende Meeresnacht. In ewig gleichem Rhythmus wühlen die Propeller, eine leuchtende, gurgelnde Furche durch den Ozean ziehend. Der Ozeanriese jagt dahin . . . Wieder heben und senken sich die Wogen der indischen See, unbekümmert um das kleine Menschenwerk, das sie für einen Augenblick auf ihren schäumenden Schultern getragen.



Der Tanz auf Deck.

Am fernen Horizont verschwindet der Dampfer . . . Dort auf den Wellen gaukelt im Mondlicht ein glitzernder Punkt: ein Kotillonorden. Die einzige Spur, daß hier über der unergründlichen, blauschwarzen Tiefe noch soeben der bunte Lärm eines Maskenballes getobt. Verschwunden wie eine Meeresvision. — Nächtliches Schweigen.

Welche Gegensätze. Während sich auf den weiten Decks die übermütige, bunte Schar der Passagiere drängt, steht oben auf der Kommandobrücke der Kapitän, hinausspähend in die matterhellte Tropennacht. Sein Blick sucht angestrengt nach den Signallichtern anderer Dampfer, nach dem warnenden Schein der Leuchtfeuer, die die Nähe der mörderischen Korallenriffe der Maladiven verraten.

Gleich einer Statue steht der Mann am Ruder, den Blick unverwandt auf die erleuchtete Scheibe des Kompasses gerichtet. Ostsüdost der Kurs. Kaum bewegt sich jenes empfindliche Instrument um Haaresbreite, so dreht die schwielige Faust das Rad des Dampfsteuers, das mit ungeheurer Gewalt den Ozeanriesen in die vorgeschriebene Bahn



Eingang zum Standesamt.

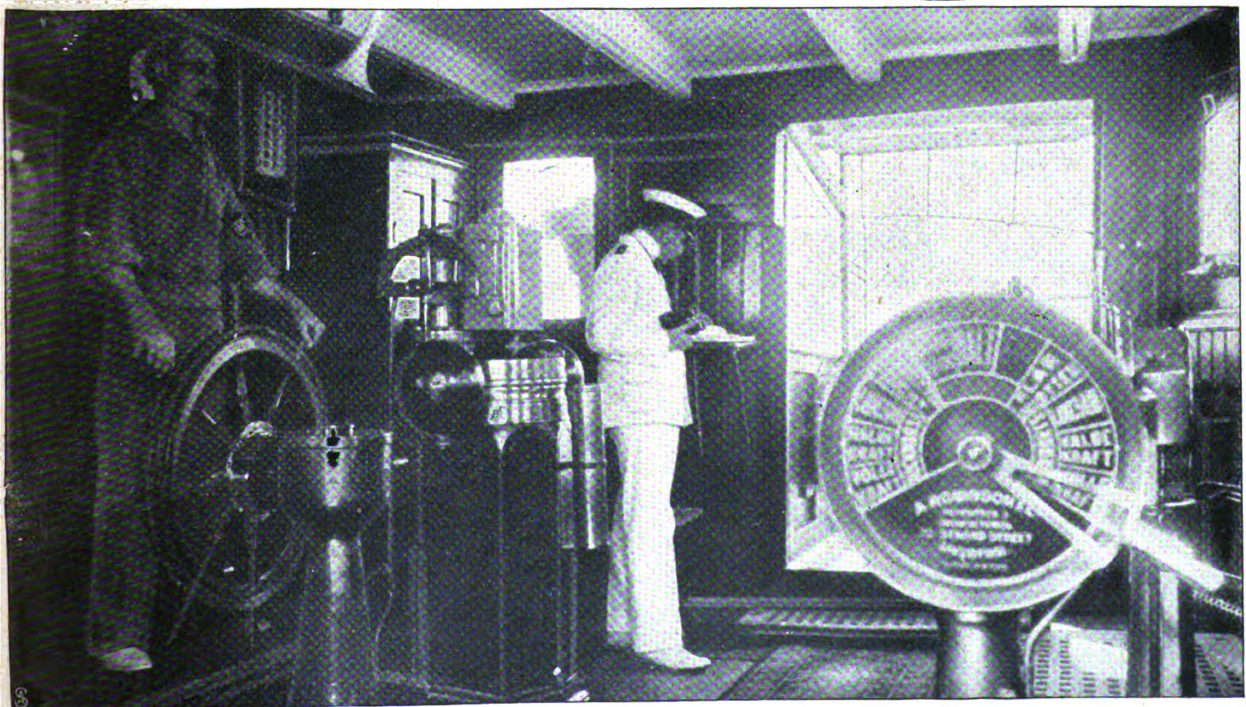
zurückdrängt und ihn in sicherer gerader Fahrt dem fernen Ziel, Colombo, immer näher und näher führt.

Welcher Gegensatz. Hier oben tiefes Dunkel, nur vom matten Schein der Kompaßlampe durchbrochen, ernste Pflichterfüllung — dort unten Ueberfülle farbigen Lichtes, jauchzender Lebensgenuß, fröhliches Menschengewimmel. „Und der Himmel hängt — voller Geigen!" klingt es über das weite Deck, und zu den Tönen wiegen sich all die phantastischen Gestalten im Walzertakt. Ein rhythmisches Wogen von Farben und Formen, glitzernde Brillanten glänzen von weißen Schultern, Seide flattert, buntfarbige Stoffe schlingen sich zu bizarren, kaleidoskopartig wechselnden Bildern.

Seltsames Gemisch. — Stammt jenes Kostüm Neros, aus kostbaren Spitzen gefertigt, aus dem Atelier eines Schneiderfürsten von Paris oder Neuyork? Ein Badetuch jene zottigwallende Schleppe, Ausschnitte aus Speisekarten seine bunten Muster. Aus einer Orange



Bei der Wahrsagerin.



„Gleich einer Statue steht der Mann am Ruder..."



Am Büfett.

gran hält den Gesichtschleier, den „Beschmet“, ohne den sich kein weibliches Wesen im Bereich Al'Korans zeigen darf. Ebenso kostbar wie echt dies märchenhafte Gewand, den Basaren Port Saids entstammend, deren Schätze für einige Stunden das Auge der Passa-

gefertigt jener riesige gelbe Orden. Silberne Serviettenringe die hyperphantastischen Armbänder.

Ein anderes Paar schwebt vorbei: eine arabische Haremsdame, in eine Wolke duftig leichter Seide gehüllt, kostbare Spangen bedecken die Arme, Goldfiligiere gelockt. Ihr Partner ein Tropenjäger. Sonnverblichen die Khakifarbe seiner Kleidung. Geschwärzt von langem Gebrauch das Lederzeug des Waffengurts, die Scheide des langen Jagdmessers, der schweren Browningpistole. Nicht zum erstenmal trägt diesen der Indiendampfer hinaus gen Osten. Bekanntschaft mit den Gefahren der Wildnis verrät die Kleidung, der stahlharte Blick, den das lange Leben im Dschungel, im tiefen Urwald geschärft hat.



„Der Ozeanriese jagt dahin ...“



Das Kabarett.

Seltsame Gestalten in buntem Rahmen. Rings um das breite Achterdeck schlingen sich Flaggen in den Farben aller Nationen. Sie steigen empor an den Ventilatoren, den mächtigen Wanttauen, die die Masten stützen. Der Abendwind streicht über das Deck, es bauschen sich die Flaggen, es gaukeln die langen Ketten der farbigen Glühlampen, die sich gleich Reihen glitzernder Edelsteine durch das Gewirr des Tauwerkes schlingen.

Die Musik schweigt. Die Reihe der Tanzenden löst sich; alles strömt hinüber auf das endlos lange Mitteldeck. Seltsame Gebäude sind hier wie durch Zaubermacht entstanden. Hier ladet ein alter Zigeuner in allen Sprachen Europas ein, sich im Zelt von seiner Tochter die Karten legen zu lassen, und gar manche abergläubische Maid folgt dem geheimnisvollen Ruf. Daneben dehnt sich ein langes Gebäude, vor dessen Tür bizarre Gestalten Wache halten. Neben Bill, dem Cowboy, der

schwer bewaffnet dem Kassenbestand als Schirmvogt dient, ein ungeheurer Riese, dessen unerhörte Lebensgeschichte den Besuchern vorgetragen wird.

Einige Schritte weiter. Ein kleineres Haus: „Standesamt“. Soeben öffnet ein mehr jovial, denn würdevoll aussehender Beamter die Tür und ladet Nero, der gerade mit einem reizenden Baby vorüberwandelt, ein, sich trauen zu lassen. Verspricht ihm sogar nach überstandener Prozedur ein Glas kräftigen Gins. Noch zögert Nero, seine Freiheit zu opfern, da zeigt sich im Hintergrund die dunkle Gestalt des Ehescheidungsadvokaten. Dieses Rettungsengels sicher, steuern Nero und Baby denn mutvoll in den Hafen der Ehe.

Eine Strecke weiter auf dem langen Deck ein in allen Farben schimmerndes Prunkbüfett, auf dem die seltsamsten und kostbarsten Delikatessen aufgebaut sind. Eifrig wird es umdrängt, hinter dem Tisch präsidiert sogar „Seine Gnaden“ der Herr Obersteward in höchsteigener Person.

Maskenball — Maskenscherz. Unbeirrt stampfen die Maschinen ihren eintönigen Gang — unbeirrt durchschneidet der gewaltige stählerne Bug des Schiffes die Wogen — vorwärts — immer vorwärts . . .

Bilder aus aller Welt.



Phot. A. Wertheim.

Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat A. Kayser †
Berlin, Dirigent der Ministerial-, Militär- und Baukommission.



Musikdirektor Röpenack †
Dresden, einer der ältesten Kapellmeister der sächsischen Armee.

Der langjährige Dirigent der Ministerial-, Militär- und Baukommission in Berlin, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Adolf Kayser, ist 84 Jahre alt gestorben.

In Dresden verstarb der Königliche Musikdirektor Röpenack. Er war einer der ältesten Kapellmeister der sächsischen Armee.

Hoch im Norden des europäischen Rußland, in Archangel, wird Sport aller Art mit Eifer gepflegt. Unser Bild zeigt die Mitglieder des vor 2 Jahren gegründeten Damen-Hockey-Klubs.

Ende September fand in Leipzig der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag statt. Im



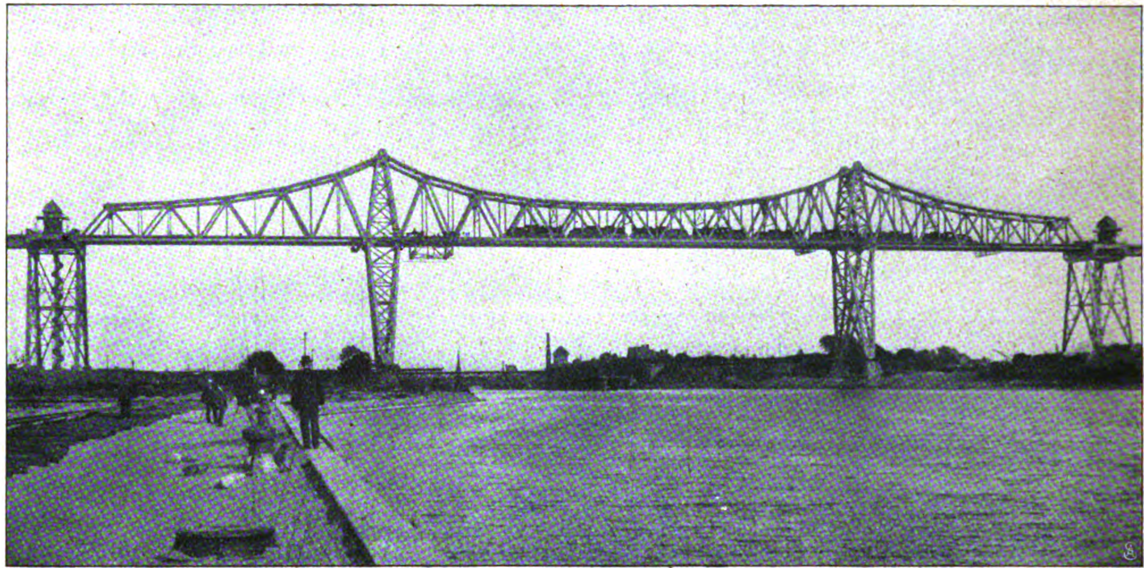
Vordere Reihe, von links: Frl. Alexandrowa, Frl. Antonowa. — Mittlere Reihe, von links: Frl. L. Leizinger, Frl. E. Shergold, Frl. Paetz, Frl. H. Shergold, Frl. El. Shergold. — Hintere Reihe, von links: Frl. E. Lindenblatt, Frl. A. Lindenblatt, Frl. A. Leizinger.

Der Damen-Hockey-Klub in Archangel.

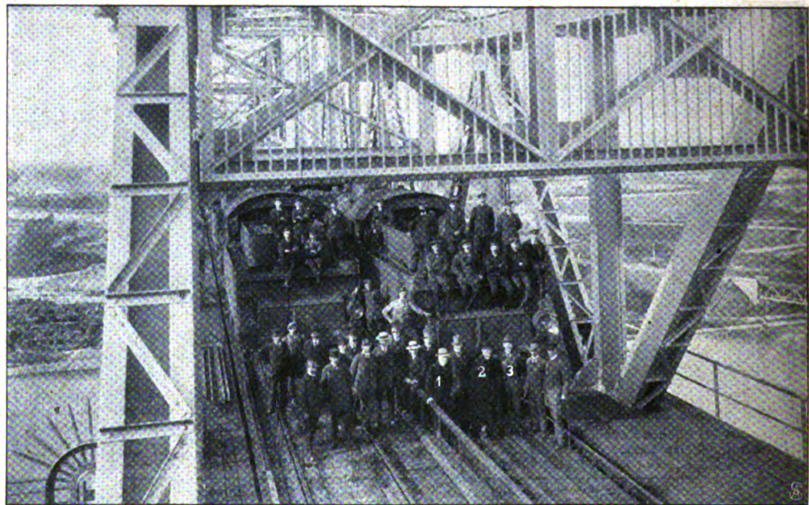


Phot. Koenig.

Der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag vor dem Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.


Die Belastungsprobe der Rendsburger Brücke mit einer Million Kilogramm. Phot. Leschen.


Margarete Leistner,
Berlin, erfolgreiche Violinistin.


Bei der Probe: 1. Reg.-Baurat Merling. 2. Geh. Baurat Schultz. 3. Regierungsbaumeister Voß.
Die neue Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Rendsburg.


Die neue „Festhalle am Rhein" in Bingen.

Programm der Tagung war auch ein Besuch des fast vollendeten Völkerschlachtdenkmals vorgesehen.

Ein Teil der großartigen Vervollständigungsarbeiten des Kaiser-Wilhelm-Kanals bildete auch der Bau der großen Hochbrücke bei Rendsburg. Die Vollendung und Belastungsprüfung derselben ist kürzlich erfolgt.

Eine recht erfolgreiche jugendliche Violinistin ist Frl. Margarete Leistner aus Berlin. Sie wird demnächst mit dem Philharmonischen Orchester konzertieren.

In Bingen wurde kürzlich unter reger Beteiligung hervorragender Persönlich-



Am. Preß. Ass.

Der neue Bürgermeister von Neuyork: Ardolph Kline (×) mit seiner Familie.
Zum Wechsel in der kommunalen Leitung der Stadt Neuyork.

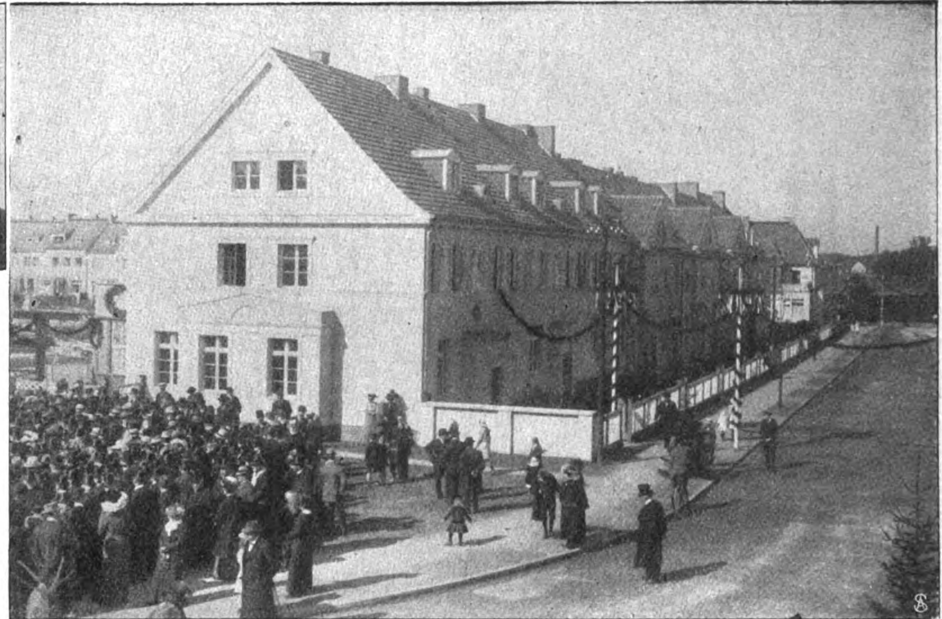


Phot. Poole Waterford.

Parforcejagdsaison in Irland: Aufbruch der Meute.



Wilhelm Bünte †
Musikdirektor, Hannover.



Die Einweihung der Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in Zehlendorf.
Blick in eine Straße der Kolonie.

Phot. Lamm.

keiten aus Rheinhessen und der Rheinprovinz die „Festhalle am Rhein" eingeweiht.

Zum neuen Bürgermeister von Neuyork wurde der bisherige Vizepräsident der Stadtverordneten der Republikaner Ardolph Kline gewählt.

Wenn die Blätter sich golden färben und der Herbstwind über die Felder geht, dann erscheinen die Rotröcke auf dem Plan. In Irland, dem Dorado der Parforcejagden, wird der edle Jagdsport eifrig getrieben.

In Friedrichsbrunn im Harz starb der in Hannover seit Jahren tätige Kapellmeister und Komponist Wilhelm Bünte.

In Gegenwart des Ministers von Dallwitz wurde die Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in Zehlendorf eingeweiht.

Schluß des redaktionellen Teils.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

H. Waldeyer: „Seemannsleben“. 112 S. (20 Pf.) — Johannes Höffner: „Der verschlossene Garten“. Roman. 112 S. (20 Pf.) Berlin, Leipzig, Verlag von Hermann Hillger.

Arnold Hirtz: „Baden und Schwimmen“. Praktische Winke für die Jugendpflege. Soziale Tagesfragen. Heft 42, herausgegeben vom Volksverein für das kath. Deutschland. 54 S. (80 Pf.) — Dr. Willi Warstat und Franz Bergmann: „Kino und Gemeinde“. Lichtbühnen-Bibliothek Nr. 3. Herausgegeben von der Lichtbilderei G. m. b. H., M.-Gladbach. 112 S. (1.50 M.) — Dr. Albert Franz: „Adolf Kolping, der Gesellenvater.“ Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 5. Heft. 60 S. (60 Pf.) — Prof. Dr. Wilhelm Kosch: „J. M. Sailer“. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 6. Heft. 41 S. (60 Pf.) — „Die Türkei“. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Staatsbürger-Bibliothek. Heft 36. — Phil. Hans Grundei: „Student und Vinzenzverein“. 3. Heft. 51 S. (40 Pf.) — Dr. Hermann Platz: „Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung (zugleich Einführung in das geistige Leben und in die Literatur des sozialen Katholizismus in Frankreich)“. 7. Heft. 89 S. (40 Pf.) — Dr. Bruno Rauecker: „Die Settlementsbewegung“. 8. Heft. 51 S. (40 Pf.) — Ina Jünemann: „Meine Residenzarbeit“. 11. Heft der Studenten-Bibliothek. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 59 S. (40 Pf.) Sämtlich erschienen im Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.-Gladbach 1913.

Professor Dr. Otfried Nippold: „Der deutsche Chauvinismus“. 132 S. (1 M.) Berlin, Stuttgart, Leipzig 1913, Verlag von W. Kohlhammer.

Andreas Mehringer: „Aus dem Werdegang eines Lebenden“. Gedichte. 71 S. Geh. 1.50 M., geb. 2 M. Leipzig-Go. 1913, Sphinx-Verlag.

W. Rosenfeld: „Gottfried Keller“. 38 S. 50 Pf. — M. Weg: „Ein schweres Opfer“. Trauerspiel in 4 Aufzügen. 39 S. Geh. 1.25 M., geb. 1.80 M. Leipzig-Go., Sphinx-Verlag.

Der glückliche Besitzer

einer kostbaren Pelzgarnitur,
eines modernen Schmuckes,
eines raffinierten Reisenecessaires,
einer gediegenen Rohrmöbel-Garnitur,
eines prachtvollen Teppichs,
eines schönen Kronleuchters,
eines geschmackvollen Tafelservices und des dazu gehörigen Kristalls und Silbers,
einer Glashütter oder Schweizer Taschenuhr
und überhaupt jedes modernen Gebrauchs- und Luxus-Gegenstandes



können Sie sofort werden

durch das Haus

Stöckig & Co. Hoflieferanten
Dresden-A. 16 (für Deutschland) Fürstl. Lipp. Bodenbach i. B. (für Österreich)

gegen bar oder erleichterte Zahlung.

Kataloge an ernste Interessenten kostenfrei:

Katalog U 88 m: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Taschenuhren, Großuhren, Tafelgeräte, Bestecke.	**Katalog R 88 m.** Moderne Pelzwaren.	**Katalog H 88 m:** Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, Geschenkartikel etc.

Katal. S 88 m: Beleuchtungskörper für jede Lichtquelle.	**Katal. P 88 m:** Photograph. u. optische Waren, Kameras.	**Katal. L 88 m:** Lehrmittel und Spielwaren aller Art.	**Katalog M 88 m:** Saiten-Instrumente.	**Katal. T 88 m:** Teppiche, deutsche und echte Perser.



Hassia-Stiefel

in Düsseldorf mit der Goldenen Medaille prämiiert

das **Eleganteste, Solideste, Preiswürdigste.**

Schuhfabrik Hassia, Offenbach a. M.



Verkaufsstellen d. Plakate kenntlich. Katalog b. Angabe d. Nr. 50 gratis.

Sanella



Mandelmilch-Pflanzenbutter-Margarine.

Nur echt mit dem Namenszug *Liebreich*

Pfd. 90 Pfg.

Alleinige Fabrikanten:
Sana-Gesellschaft m. b. H. Cleve.



Der Ratgeber und Wegweiser durch die

Liebhaber-Künste

von

W. Sobbe in Kassel-W

ist soeben in neuer Auflage 1913/14 — ca. 400 Seiten mit ca. 4000 Abbildungen — mit vielen **Neuheiten u. Anleitungen** erschienen.

Kerbschnitt — Flachschnitt — Tiefbrand — Holzbrand — Tarso
Münchener Tarso — Metallplastik — Sarazena — Batik — Samtglanzbrand — Fustanella — Nagelarbeit — Laubsägen — Silhouettenmalerei

Die Firma **W. Sobbe** in **Kassel W** versendet den **„Ratgeber und Wegweiser durch die Liebhaberkünste“** innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen Einsendung von 90 Pfennig (1 Krone 10 Heller) portofrei. — Nach dem Auslande 1,50 Mark.



Peter Nissen's — Original — **Matrosen-Kleidung**
n. Vorschrift d. K. Marine für **Knaben** u. **Mädchen** ist unübertroff. dauerhaft, gesund, kleids., bequem. **Matrosenstoffe für unverwüstl. Damenkleid.** Stoffproben u. Preislisten mit Abbildung. portofrei. **Peter Nissen, Kiel D.**

Glänzende Erfolge



Rückgrat-Verkrümmungen

ihre Behandlung nach „System Haas“. Hochinteress. Broschüre, reich illustriert, gegen Voreinsendung von Mark **1.**— in Briefmarken von

Centrale Franz Menzel
Dresden-Blasewitz A.

Preisgekrönt auf dem 17. Internat. Aerzte-Kongreß London 1913

HOSME

„Detective“ Aeltestes Detective-Institut
Caspari-Roth Roffi & Pelzer
Bestens empfohl. Ia Referenz.
Berlin, Leipziger Str. 130.
Frankfurt a. M., Zeil 45.

Studenten-Utensilien-Fabrik
:: älteste und größte :: Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn G. m. b. H., Jena i. Thüringen 30.
Man verl. gr. Katalog grat.

Verlangen Sie lichtbeständige giftfreie
Rosenkavalier-Tapeten
der Tapetenfabrik Coswig i. S.
Brochüre gratis
Spezialkollektionen für höchste Ansprüche
„Schloss Paretz“
Sammlung

Weshalb ist die Kahlköpfigkeit so häufig?



Weil bei Haarausfall selten eine fachgemäße Behandlung eingesetzt wird. Lassen Sie alle teuren und nutzlosen Haarwässer und Pomaden beiseite, und verlangen Sie gratis Prospekt über die medizinische Behandlung des Haarschwundes nach der Methode des Prof. John Crown (San Francisco) durch die **Münsterapotheke zu Straßburg 30 i. Elsaß** (Generalvertrieb für Mitteleuropa).

Riessner Oefen
hygienische Spar-Dauerbrenner



Katalog gratis durch:
C. Riessner & Co. Nürnberg

Man ist so alt, wie man aussieht!

Vertreibung der Gesichtsrunzeln

auf biologischer Grundlage nach neuester Forschung. Einzig nur durch Zuführung neuer, der alternden Haut mangelnden Lebenssubstanz, der homogenen Gesichtsnahrung „Creme Olana“ (Lecithinhautnährstoff), jener hochwichtigen, natürlichen, zur Hauternährung bedingten Fettsubstanz, durch welche es allein möglich ist, die progressive Rückbildung von **Falten, Runzeln,** Krähenfüßen zu erzwingen und ein frühes Verblühen wirksam zu verhindern. Alle häßlichen, tiefen Linien und scharfen Züge werden vollkommen ausgetilgt und das Gesicht wieder glatt gestaltet. Wirkung garantiert. Erfolge über Erwarten. Originaldose M. 4.50. Zum Beweise Versuchdose 2.50. Aufklärende Druckschrift versendet frei der alleinige Fabrikant

Otto Reichel, Berlin 76. Eisenbahnstraße 4.

Bürger! führet euer Wappen!
Kanzlei für Wappen- u. Stammbaumforschung Wiesbaden, im **Besitze d. weltberühmten Frh. v. Ledebur'schen** Wappen-Siegel-**Sammlg.** (je 111 000 St.) liefert **den urkundlichen** Nachweis eur. **histor. Wappens** (200 000 hist. **bürg. Wappen** vorh.) Entwürfe **u. künstl. Ausarbeitg.** neu anzu-**nehm. Wappen** drch. die hervor-**rag. Wappenmaler Deutschlds. Exlibris, Stammbäume, Chroniken usw. Prospekte kostenlos**

Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, **ca. 150 Mod.**

Cirine DRP 132216

flüssiges Bohnerwachs
„Kinderleichtes Arbeiten“
Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Besitzt gegenüber den veralteten festen Wachsen bedeutende Vorteile. Ist tadellos waschbar.
„Zu haben in den einschlägigen Geschäften“
Cirine-Werke Böhme u. Lorenz, Chemnitz
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?“

DIE·WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 18. Oktober 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1757
Empor die Herzen. Von Walter Bloem	1757
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Von Charlotte Gräfin Rittberg. (Mit 7 Abbildungen)	1758
Werner Körte. Zum 60. Geburtstag. Von Prof. Dr. J. Boas	1760
Albanien. Von Franz Genthe (Mit Karte)	1761
Unsere Bilder	1762
Die Toten der Woche	1764
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1765
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1773
Liebe. Gedicht von Hermann Hesse	1779
Kraftspeicher. Plauderei von Hans Joachim	1779
Der „grönländische Handel" in Kopenhagen. Von Paul Elsner. (Mit 8 Abbildungen)	1781
Das schwäbische Dorf. Von Hermann Schönleber. (Mit 8 Abbildungen)	1785
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung)	1789
Das Phonetische Laboratorium in Hamburg. Von Dr. G. Panconcelli-Calcia. (Mit 4 Abbildungen)	1792
Japanische Schuhe. Von Bigetsu Koyama. (Mit 9 Abbildungen)	1794
Festliches Mahl. Gedicht von Ilse Reicke	1796
Liebesbriefe. Plauderei von Lo Lott	1797
Bilder aus aller Welt	1798



Die sieben Tage der Woche.

8. Oktober.

Aus Peking wird gemeldet, daß nach der Wahl des Präsidenten alle Mächte die Republik China anerkannt haben.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen nach viertägigen Kämpfen die Stadt Torreon erobert und den Bundesgeneral Alvarez und seinen Stab sowie 125 Mann von den Bundestruppen erschossen haben.

9. Oktober.

Das amerikanische Schatzamt ordnet an, daß die im neuen Tarifgesetz vorgesehene Zollermäßigung für Waren, die auf amerikanische eingeführt werden, nicht gewährt wird, bevor das Justizamt eine Entscheidung gefällt, ob die Bestimmung mit den Handelsverträgen im Einklang steht.

Der Schweizer Nationalrat beschließt bei der Beratung des Fabrikgesetzes mit 107 gegen 22 Stimmen die Einführung eines Maximalarbeitstages von 10 Stunden.

Durch Hochwasser des Tessins wird der Damm der Gotthardbahn zwischen Cadenazzo und Reazzino in einer Länge von 150 Meter fortgespült. Die Lokomotive und zwei Wagen eines Zuges stürzen in den Fluß, wobei fünf Beamte getötet und mehrere Reisende verletzt werden.

10. Oktober.

Im Hafen von Cartagena findet vor König Alfons und dem Präsidenten Poincaré eine französisch-spanische Flottenrevue statt, an der auch ein englisches Kriegsschiff teilnimmt. Von dort aus tritt Poincaré an Bord des Panzerschiffes „Diderot" die Rückreise nach Frankreich an.

Der von der holländischen Uranium-Gesellschaft gecharterte Dampfer „Volturno" gerät auf der Fahrt nach Amerika im Atlantischen Ozean in Brand. Ueber hundert Personen kommen dabei ums Leben (Abb. S. 1763).

In Peking wird Juanschikai feierlich in sein Amt als Präsident der Republik China eingesetzt.

In Tokio stirbt, 66 Jahre alt, der japanische Staatsmann Fürst Katsura (Portr. S. 1767).

Das japanische Torpedoboot „Isatsuki" geht auf der Höhe von Ominato infolge einer Kesselexplosion unter. Zwei Mann der Besatzung werden getötet und sechzehn verwundet.

11. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Hubertusstock nach Potsdam zurück.

Der Reichskanzler trifft von seinem Jagdausflug nach Linderhof wieder in Berlin ein.

In Mexiko löst Präsident Huerta nach Verhaftung von 104 oppositionellen Abgeordneten den Kongreß auf und schreibt Neuwahlen für den 26. Oktober aus.

Aus Peking wird gemeldet, daß der Chef der berittenen Polizei Chan unter dem Verdacht, ein Attentat gegen Juanschikai geplant zu haben, verhaftet wurde.

12. Oktober.

Aus Cetinje wird gemeldet, daß die Albanier die ganze montenegrinische Front von Gusinje bis Djakowa mit überlegenen Kräften angegriffen haben.

In Konstantinopel werden die Ratifikationen des türkisch-bulgarischen Friedensvertrages ausgewechselt.

13. Oktober.

In München wird eine Erklärung der Regierung bekanntgegeben, in der sich diese zu der Notwendigkeit einer Verfassungsänderung zwecks Lösung der Königsfrage bekennt.

14. Oktober.

Der Kaiser trifft in Trier ein und begibt sich von dort nach Liefer.



Empor die Herzen.

Zum 18. Oktober. — Von Walter Bloem.

Nicht aus den Nöten der Zeit ist es geboren, das Gefühl, mit dem das deutsche Volk die Säkularfeier seiner Befreiung vom französischen Joch begeht. Zu fern schon liegt dem glücklichen, gesättigten Geschlecht der Lebenden auch nur die Vorstellungsmöglichkeit einer Zeit, in der jahrzehntelang fremde Kriegerhorden unsere Städte und Landschaften durchzogen und aussogen, fremde Sendlinge unsere Verwaltungen an sich gerissen hatten, der Wille eines dämonischen Fremdlings zäsarisch über Europas und Deutschlands Geschicken dräute. Ja, meine Lieben, wir sind eine höllisch verwöhnte Gesellschaft — wie die Gorgofratze des weltumwälzenden Schicksals ausschaut, das wissen wir nur noch aus den Ammenmärchen unserer Kindheit. . . .

Undankbarkeit oder wenigstens Vergeßlichkeit ist die häßliche Gesellin des Glücks. Denken wir uns einmal die erinnernde, mahnende, auffrischende Rührigkeit der Literatur, vor allem der Presse aus dem Bild dieses Erinnerungsjahres hinweg: was würde übrigbleiben von dem „tiefinnigen Anteil der Nation" an der Feier des Jahrhundertjubiläums ihrer teuersten Erinnerungen?!

Freilich: der ungeheure Kontrast zwischen jenem Einst, dessen Gedächtnis dieser Tage Inhalt sein soll, und diesem Heute — er macht den Mangel eines alldurchdrin-

genden Neuerlebens jener mythischen Zeit begreiflich. Was hat denn das Deutschland unserer Gegenwart noch gemein mit dem Land der Dichter und Denker?! Nicht einmal die Umrisse der Bodengestaltung... Die Berge sind durchforstet, die Flüsse kanalisiert, die Sümpfe ausgetrocknet, ein tausendmaschiges Netz von Automobilchausseen und Eisensträngen überspannt das Gelände, und über den höchsten Gebirgskämmen rattern Luftkreuzer und Flugzeuge . . . Und jenes Berlin, durch dessen Straßen der Korse triumphierte, jenes Breslau, auf dessen Anger Preußens Jugendblüte sich zum heiligen Krieg zusammenscharte, jenes Dresden, das seinen strahlendsten Sohn in die vorderste Reihe der Sänger und Helden entsandte, jenes Leipzig, das drei Tage unter allen Schauern der Vernichtung schlotterte, durch dessen Gassen der besiegte Cäsar den knirschenden Rückzug hielt, und das dann als erste den Siegern der Völkerschlacht entgegenjubeln durfte — wo sind sie, diese Stätten weltgeschichtlicher Geschehnisse?! Sie sind ertrunken, versunken eine jede in einem steinernen Meer, dessen formlose, uferlose Fläche heute den Namen führt, den damals ein winziger Fleck von Bürgersiedlung trug . . .

Und die Menschen dieser Städte, dieses Landes?

Seht sie euch doch an — seht sie tags dem Fieber des Erwerbslebens hingegeben, nachts dem Rausch jäher Entspannungen nachhetzend — und seht die klaffenden Risse, die das Dasein der Nation durchziehen, die Abgründe der Lebensführung und des Empfindens — und dann wundert euch, daß dieses Siebzig-Millionen-Volk nicht sich verbindet zu einer tief ehrfurchtsvollen, frommen, gemeinsamen Gedächtnisfeier einer Wiedergeburt, mit deren ungeheuren Wehen die Sorgen, Qualen, Strebungen und Dränge unserer Gegenwart nichts, aber auch nichts mehr gemeinsam haben! —

Und doch haben die unerhörten Schickungen jener grundstürzenden Zeit uns Heutigen so viel, so Notwendiges zu sagen. Denn die schauerliche Erniedrigung, die jenen erlösenden Sturmjahren vorausgegangen war, sie war ihrerseits entsprungen aus einem Zustand der deutschen Nation, der, wenn auch in vielfach verkleinertem Maßstab, doch in einigen Grundlinien eine beklemmende Ähnlichkeit hat mit der heutigen Verfassung unseres Volkes: gleichgültige Abkehr breiter Massen vom Dienst der Gesamtheit, Ichsucht, Rennen nach Genuß, Friedensduselei und unmännliche Scheu vor dem freien Wort, dem kalten Eisen, der rücksichtslosen, selbstlosen Opfertat . . . .

Das alles war zusammengebrochen wie die rostige Rüstung um eines Greises schlotterndes Gebein unterm Hammerschlag des Weltgeschicks. Das alles war der innere Feind, der besiegt werden mußte, ehe die Nation sich zusammenfinden konnte, sich zusammenballen zum verzweifelten Ansturm wider äußere Unterdrückung. Nicht in Schlachten und Siegen bestand der eigentliche Sinn, die letzte Weihe jener einzigen Erhebung des deutschen Volkes: die sittliche Wiedergeburt, die innere Gesundung und Selbsterlösung des ganzen Volkskörpers war die eigentliche Befreiungstat, der Siegestag von Leipzig nur die Bestätigung und Vollendung dieser inneren Entknechtung.

Dessen soll der gewaltige Steinwürfel uns gemahnen, den sie zusammengetragen haben und aufgetürmt auf Leipzigs alter Walstatt, den wir in diesen Tagen weihen wollen zum Gedächtnis des grauenvollen Dreitageringens um die Pleißestadt, um Europas Geschick. Nicht äußerer Machtbesitz, nicht Reichtum und Organisation, nicht Erwerbsfleiß und Geschäftstüchtigkeit sind die Garantien dauernden Bestandes für ein großes Volk: die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Selbsthingabe an die Gesamtheit, der Opfersinn und der Tatgeist, die Kraft des Gemeingefühls und der fromme Glaube an eine tiefe Folgerichtigkeit des Einzeldaseins wie des Weltgeschicks, das sind die ewig triebkräftigen Wurzeln völkischer Wiedergeburt. Alles nationale Leben ist ein ewiger Befreiungskrieg.

o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*o*

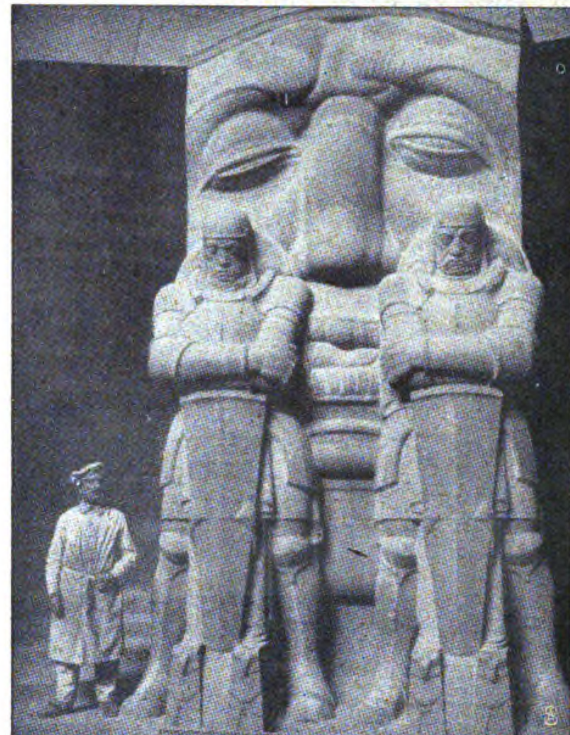
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

Von Charlotte Gräfin Rittberg. — Hierzu 7 phot. Aufnahmen.

Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die das blutige Ringen des Befreiungsjahres geschlagen hatte, die Ströme von Tränen und Blut, die es vergoß, noch kaum getrocknet, da erhoben sich allerorten in deutschen Landen Stimmen, die dem gewaltigen Kampf und Sieg über den korsischen Eroberer ein Denkmal aus Stein gesetzt sehen wollten, ein Wahrzeichen des Erlösungsjubels, der die durch eigne Kraft vom Joch Befreiten durchpulste, ein Ehrenmal der Nation und ihrer Verbündeten, das Enkel und Urenkel für das Heldentum der Väter begeistern sollte. Ernst Moritz Arndt ließ 1814 den Werberuf in alle Winde erklingen. Aber die Erschütterungen der großen Zeit zitterten noch zu unmittelbar in allen Herzen nach; die Lebenden selbst waren Zeugen, die der stumme Stein nicht überbieten konnte; das ausgesogene Land vermochte die notwendigen Opfer nicht herzugeben, um ein Unternehmen zu begründen, dessen Früchte einer fernen Zukunft galten. So verhallten die Anregungen zu dem Werk, dessen Idee — von einigen mißglückten Anläufen in den sechziger Jahren abgesehen — erst drei Menschenalter später zur Verwirklichung gelangen sollte. Im April 1894 sammelte sich um den Leipziger Architekten Clemens Thieme eine kleine Schar tüchtiger und opferbereiter Männer, die das halbvergessene Projekt wieder hervorsuchten und ihm in jahrelanger hingebender Werbearbeit Lebensfähigkeit gewannen. Der von ihnen gegründete Deutsche Patriotenbund wuchs rasch zu einer ansehnlichen Gemeinschaft. Die zu dem geplanten gigantischen Bauwerk nötigen Mittel, etwa 6 Millionen Mark, wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgebracht oder doch ihr Zusammenkommen gesichert, und am 18. Oktober 1898 wurde der erste Spatenstich zu den Ausschachtungsarbeiten getan, dem dann 1900, wiederum am Jahrestag der Völkerschlacht, die Grundsteinlegung zum Denkmal folgte. In



Zwei von den zwölf Rittern an der Kuppel des Denkmals.



Eine der acht Kryptafiguren.

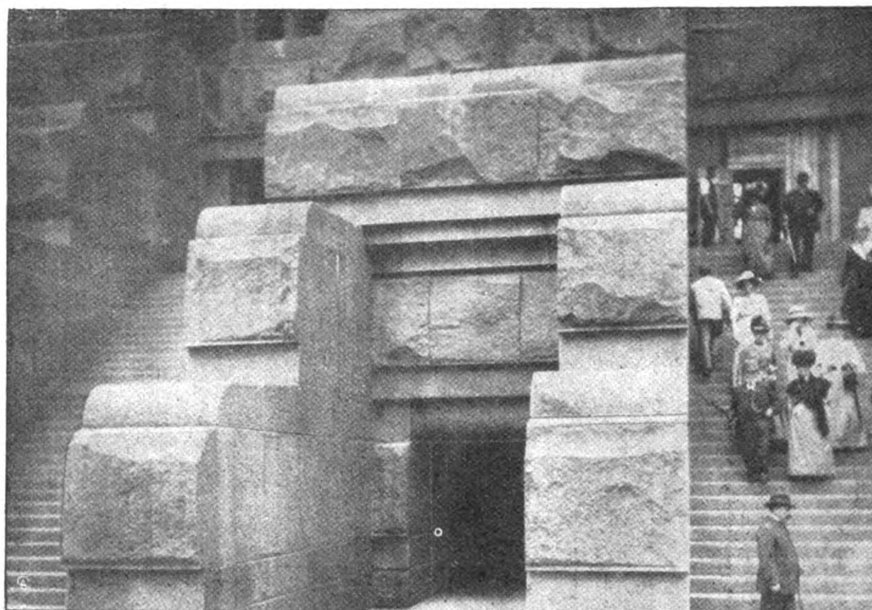
13 Jahren rüstigen Schaffens wurde der einzigartige Bau vollendet, zu dem rund 12 000 Kubikmeter Granit, darunter Blöcke bis zu 360 Zentner, aus sächsischen Steinbrüchen, 100 000 Kubikmeter Stampfbeton und für eine Viertelmillion Mark Gerüstholz verwendet wurden. Der Entwurf stammt von Professor



„Sankt Michael" am Fuß des Denkmals.



Die „Tapferkeit" in der Ruhmeshalle.



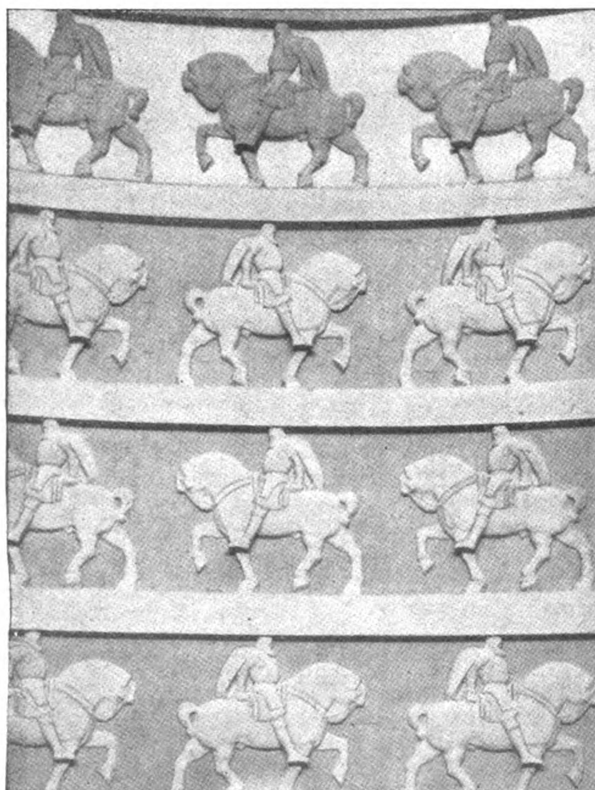
Der Eingang zur Krypta.

von Professor Behrens ausgeführt. Den Mittelpunkt bildet — ein nimmermüder Wächter in Wehr und Waffen — die Gestalt des heiligen Michael, umdräut von den schlangenumgürteten Furien des Krieges. Treppen führen rechts und links zum Eingang der Kuppelhalle; ihr unterer Teil ist zur Krypta ausgestaltet, die ein feierliches Dämmerlicht erfüllt. Von den acht starken Pfeilern starren die steinernen Masken des Schicksals herab auf die düsteren, wuchtigen Kriegergestalten, die dort die Totenwache halten zur Ehre der Gefallenen. An den Innenseiten der über der Krypta liegenden Ruhmeshalle sitzen vier Figuren von je 9½ Meter Höhe, die die Tugenden des deutschen Volkes versinnbild-

Bruno Schmitz, der bildnerische Schmuck, außer dem großen Relief, von Professor Metzner. Nicht weit vom Napoleonstein, der an Stelle der damaligen Quandtschen Tabaksmühle errichtet wurde, von der aus der Korse die Entscheidungschlacht am 18. Oktober geleitet hat, erhebt sich über der prachtvollen, vierzig Meter breiten und vier Meter hohen Freitreppe auf 52 mächtigen Gründungspfeilern aus Stampfbeton der riesige Oberbau des Denkmals. Die Stirnseite schmückt ein Kolossalrelief,



Eine Hand der „Tapferkeit"
im Größenverhältnis zur Hand eines Menschen.



Ein Teil der 320 Reiter im Innern der Kuppel,
heimkehrende Sieger darstellend.

lichen sollen: Die Tapferkeit, Begeisterung, Opferfreudigkeit und Geistesstärke. Ein Triumphzug von 320 Reitergestalten umringt den oberen Teil der Kuppelwölbung. Zwölf steinerne Krieger aber, ein jeder zwölf Meter hoch, umgeben von außen den krönenden Aufbau des Denkmals, zwölf Hüter der deutschen Freiheit, die nach allen Seiten über das Land schauen, dem nun aus der Blutsaat der Väter die Frucht eines gesegneten Friedens gereift ist; zwölf Mahner zur Wachsamkeit und zur Besonnenheit, solange es Zeit ist; zwölf majestätische Verkünder deutscher Kraft und Treue, die in guten und in schlimmen Zeiten fortdauern soll von Geschlecht zu Geschlecht.

Werner Körte.

Zum 60. Geburtstag (21. Okt. 1913). Von Prof. Dr. J. Boas.

Hierzu Porträt auf S. 1767.

Alte Berliner Familie. Das Stammhaupt ein ehrwürdiger Greis mit günstigen Aussichten für die Zentenarfeier. Zeitgenosse und bester Freund Rudolf Virchows. Mehr als zwei Menschenalter hindurch ärztlicher Berater und Vertrauensmann Alt-Berlins. Von seinen Kollegen zu den höchsten Ehrenstellungen erkoren. Dabei immer auf den Schanzen, wo es gilt, für die Würde und das Ansehen des ärztlichen Standes einzutreten.

An solchem Baum gedeihen gute Aeste. Sämtliche Söhne Männer von Großformat. Der älteste darunter wählt den väterlichen Beruf und bringt ihn in seinem Sonderfach zu hohen Ehren. Sein Lehrer ist der den älteren Berlinern unvergessene Wilms, einer von den ganz Großen, auch als Mensch und Charakter.

Körtes Aufstieg erfolgt sehr langsam. Niemand ahnt, als der damals 37jährige das neuerbaute Krankenhaus am Urban übernimmt, daß er sich einmal zu den führenden Chirurgen der Gegenwart entwickeln würde. Dabei traf es sich besonders glücklich, daß in jener Zeit — 1890 — die Chirurgie der Bauchhöhle, durch Billroths und Péans kühne Operationen angeregt, einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Von der Antisepsis hatte man sich längst zur Asepsis bekehrt und damit den schwersten Eingriffen in der Bauchhöhle ihre Gefahren genommen. Eine zuverlässige Darmnaht parierte ihrerseits die Schrecken der Bauchfellentzündung.

Auf diesen beiden Grundpfeilern fußend entwickelt sich die Bauchhöhlenchirurgie immer mächtiger, zieht die werdenden und gewordenen Chirurgen mehr und mehr in ihren Bann. Wenn auch als Vollchirurg auf allen Gebieten der inneren und äußeren Chirurgie sattelfest, wendet sich Körte mit besonderem Eifer dem Gebiet zu, auf dem Tod und Leben, Wohl und Wehe eines Menschenlebens der Künstlerschaft ganz in die Hände gelegt ist.

Eine solche Verfügung über Menschenschicksal setzt ein Verantwortlichkeitsgefühl voraus, wie es nur noch Souveränen eignet. Nur wer als Chirurg dieses besitzt und nicht einen Augenblick verliert, dem mag man getrost Leib und Leben anvertrauen.

In dieser Richtung ist Werner Körte für alle Zeiten vorbildlich geworden. Wer je einer Operation bei ihm beiwohnen durfte, hat die Empfindung gehabt, daß in diesen Stunden äußerster körperlicher und seelischer Spannung Raum und Zeit, Mit- und Außenwelt einen Augenblick stillsteht und erst wieder zu beginnen anhebt, wenn alles vorüber ist.

Das hohe Verantwortlichkeitsgefühl Körtes spricht sich aber nicht bloß in den Operationen aus, die er macht, sondern mehr noch in denen, die er nicht macht. Wie oft hat er nicht bloß ihm fernstehende Aerzte, sondern auch seine besten Freunde und Verehrer enttäuscht dadurch, daß er ihren Sirenenstimmen ein entschlossenes und unbeugsames Nein entgegensetzte. Keine Macht der Welt, nicht Liebe und nicht Haß und am wenigsten die Aussicht auf klingenden Lohn können ihn wankend machen, wenn nach seiner Ueberzeugung die Operation mit zu großer Lebensgefahr verbunden oder der Eingriff überhaupt nicht notwendig ist.

Es ist hier nicht der Ort, über Körtes chirurgische Kunst zu sprechen. Tausende, denen er ein Helfer und Lebensretter gewesen, gedenken ihrer heute in treuer Dankbarkeit.

Dabei ist sich Körte der Grenzen seines Könnens voll bewußt. Die Chirurgen nicht bloß, sondern auch die Internisten schätzen an ihm nicht zum wenigsten, daß er seine Fehler und chirurgischen Mißgeschicke — und wer ist davon frei — nie verheimlicht und nie beschönigt. „Wir lernen aus unsern Fehlern,“ hat Körte einmal gesagt, „und wir lernen nie aus.“

Seine wissenschaftlichen Werke und Publikationen zählt jeder Chirurg zu den klassischen. Immer fehlt ihnen der blendende Stil, das Pathos und der fortreißende Schwung der Darstellung. Aber was er uns immer bringt, trägt den Stempel ungeschminkter Wahrheit, gemischt mit einer reichlichen Dosis gesunder Skepsis und Kritik.

Das 60. Jahr trifft Körte nicht als müden Greis, sondern auf stolzer Höhe umfangreicher Schaffenskraft. Will die Natur das gleiche Wunder wie an dem Haupt der Familie wiederholen? Alle Zeichen deuten darauf hin. Solange aber der allverehrte Nestor der Berliner Aerzteschaft in voller Geistesfrische unter uns weilt, wird der Jubilar es sich trotz seiner Sechzig gefallen lassen müssen, wie bisher so auch ferner der junge Körte zu sein und zu bleiben: für die Menschheit, für die Wissenschaft und nicht zuletzt für seine Freunde.



Albanien.

Von Franz Genthe. — Hierzu die Karte auf S. 1762.

Der Teufel ist wieder los auf dem so schwer heimgesuchten Balkan. Kaum ist das Friedensdiner in Bukarest eingenommen, da knallt es schon wieder an allen Ecken. Diesmal ist das soeben auf dem Papier fertiggestellte Fürstentum Albanien der Störenfried. Ueberraschend sind die bunt zusammengewürfelten Heerhaufen albanischer Freiwilliger unter gütiger bulgarischer Mitwirkung gegen Serbien und Montenegro losgebrochen, haben die kleinen serbischen Grenzgarnisonen über den Haufen gerannt und bereiten sich zum Einmarsch in das den beiden Verbündeten zugesprochene „altalbanische“ Bergland vor. Doch was wird das Ende sein? Vor den anmarschierenden regulären Divisionen mit den vielen Schnellfeuergeschützen werden die Skipetaren in alle Winde zersprengt werden, und der finstere Wojwode Janko Vukotic mit seinen „grauen Falken“ und der serbische Generalissimus werden wie blutige Würgengel durch die Malissorengaue und die wilden, unwegsamen Täler des Schwarzen und Weißen Drin ziehen, und mancher Mutter Sohn wird ins Gras beißen müssen. Der alte Ruf des unbesiegbaren Berglandes ist zerstört. Und die Geghen und Tosken werden sich ins Unvermeidliche fügen müssen, so unerträglich auch den freiheitstolzen Clanleuten der Gedanke an eine „ewige“ Abtretung altalbanischer Städte, wie Ipek, Djakowa, Prizren, Struga, Dibra und Ochrida — die einst Teile des großen Serbenreiches waren — sein mag. Doch was hilft's, der Mund der Repetiergewehre und der Berggeschütze spricht eine zu deutliche Sprache.

Seit undenklichen Zeiten sitzen die Arnauten in ihren wegelosen Gebirgen. Dieses Volk ist wohl der dunkelste Stamm in ganz Europa, den die Wissenschaft kennt. Die Stürme der Völkerwanderung haben das Land nicht berührt. Und noch vor zwei Jahren war Albanien auf unserem geliebten Kontingent die einzige Landschaft, in der die Romantik des Reisens noch nicht ganz geschwunden schien und der gebildete Mitteleuropäer vor Postaufträgen, Automobilen, Steuereinschätzungsbehörden und ähnlichen Annehmlichkeiten des Lebens sicher war. Und das soll nun alles, alles anders werden! Skanderbeg, der große Nationalheld, wird sich vor Entsetzen im Grab umdrehen, wenn er hört, daß seine geliebten sanften



Das serbisch-albanische Grenzland, aus der Vogelschau gesehen.
Nach einer Zeichnung von B. Macpherson.

Lämmer einem frisch importierten König von Gottes Gnaden, einem Parlament gehorchen, und was das fürchterlichste ist, einen Staatsanwalt und Exekutor lieben, achten und ehren sollen. Wer Albanien wirklich kennt, nicht von Skutari und den Hafenstädten aus, der wird zugestehen müssen, daß solche Zumutungen selbst einen Miriditen oder Ljurgesen erblassen lassen können. —

An einem schönen Apriltag des Jahres 1909 zog ich auf stolzem Rößlein heimlich aus den Toren des alten Skadar, glücklich den Vertrauten des Pascha entwischt zu sein, und einige Stunden später hätte mich kein Befehl des großen Bluttrinkers in Stambul zur Rückkehr bewegen können, sintemal die Macht der türkischen Behörden aufgehört hatte. Frei wie der Vogel in der freien Luft konnte ich meine Schritte lenken, wohin ich wollte, vorausgesetzt, daß den freien Leuten mein Kommen und Gehen angenehm war. Und den vielen kleinen Stämmen mußte meine Gegenwart angenehm sein, denn wo ich mein müdes Haupt niederlegte, da war ich Gast, und mit Leib und Seele wäre der wildeste Hochländer für den Fremdling eingetreten. Gastfreundschaft und Schutz dem Gastfreund bis zur Selbstaufopferung sind die unvergleichlich hohen Tugenden dieses Volkes, die allein genügen, das oft sehr harte Urteil mancher Reisenden über die Albaner zu mildern. Selbst die Blutrache, die so viele Opfer fordert, muß viel milder betrachtet werden, wenn man bedenkt, daß sie das einzige Abschreckungsmittel ist. Wie würden sich die Zustände in einem Land gestalten, wo jeder halbwüchsige Junge schwer bewaffnet das Vieh hütet, wo es keine Obrigkeit, keine Polizei gibt, wo jeder machen kann, was er will, wenn die Furcht vor der Blutrache nicht wäre! — Und als ich nach langen Wochen wieder die Zadrima betrat und den viel umstrittenen Tarabosch aufsteigen sah, da wußte ich, daß es in Europa ein Land ohne Straßen, ohne Post und Telegraph, ohne Obrigkeit und ohne Hotels gab, daß eine Million Menschen und mehr dem Herrscher eines mächtigen Landes untertan waren, die weder Steuern bezahlten noch Soldaten stellten und nur das taten, was ihnen eben paßte. Und das soll nun alles, alles anders werden! Europa rüstet sich bereits, die Zivilisation in das vernachlässigte Land zu tragen, die guten Skipetaren mit den Segnungen der Buchdruckerschwärze, des Kino und der Straßenlaternen bekanntzumachen. Ich fürchte nur, daß die dividendenhungrigen Aktionäre der Großbanken, die sich um Konzessionen zur Ausnutzung der Bodenschätze bemühen, eines schönen Tages klagen werden, denn — unter uns gesagt — allzuviel ist aus diesem gesegneten Land nicht zu holen. Mit „europäischer“ Geschwindigkeit kann Albanien nicht umgekrempelt werden, denn es fehlt an zu vielem, eigentlich an allem.

Unsere Bilder

Präsident Poincaré in Spanien (Abb. S. 1768). Der Präsident der französischen Republik ist während seines Aufenthalts in Spanien sehr gefeiert worden und bekam zweimal Gelegenheit, mit König Alfons herzliche Trinksprüche auszutauschen. Der Besuch Poincarés — in seiner Umgebung befand sich auch General Lyautey, der aus Marokko herübergekommen war — wird sicherlich zu einer besseren Regelung der spanisch-französischen Beziehungen in Marokko geführt

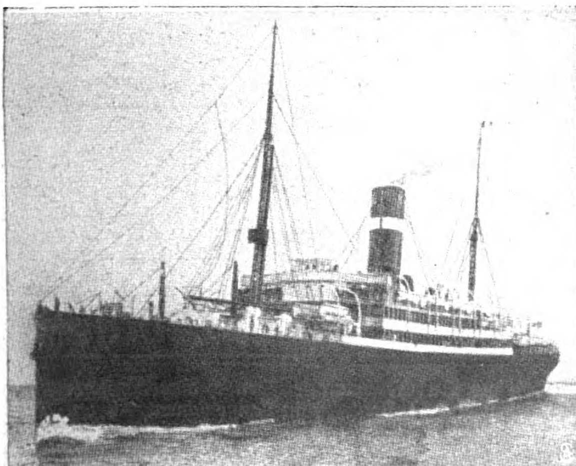
haben, und auch sonst könnte noch diese oder jene Frage einer günstigen Lösung entgegengebracht worden sein, aber von umfassenden internationalen Abmachungen, auf die sich gewisse Kreise in Frankreich gespitzt hatten, ist keine Rede. Bei aller Freundlichkeit, mit der Präsident Poincaré aufgenommen wurde, hat die spanische Regierung doch politisch große Zurückhaltung beobachtet.

Prinzregent Ludwig von Bayern (Abb. S. 1765) sucht, gleich seinem verstorbenen Vater, Erholung von den Mühen und Lasten der Regierung mit Vorliebe auf der Jagd in den bayrischen Bergen. Unsere Aufnahme zeigt den hohen Herrn im Jagdkostüm in den Berchtesgadener Alpen, in denen sich auch Gemsen finden. Bei seiner Ankunft in Berchtesgaden wurde der Prinzregent von einer Schuhplattlergruppe begrüßt, die vor dem Grand-Hotel und Kurhaus Aufstellung genommen hatte. Nebenstehende Abbildung gibt diese charakteristische Gruppe im Bild wieder; es bedarf keiner Erwähnung, daß der Regent über diese von Herzen kommende Kundgebung seiner Landeskinder aufrichtig erfreut war.

Fürst Katsura (Portr. S. 1767). In dem Fürsten Katsura, der 65 Jahre alt in Tokio gestorben ist, hat Japan einen seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Staatsmänner verloren. Ursprünglich Offizier, studierte er von 1870 ab drei Jahre hindurch in Berlin Kriegswissenschaft und war von 1875 bis 1878 hier Militärattaché. Nach der Heimkehr abwechselnd im Heer und in der Verwaltung tätig, wurde er 1898 Kriegsminister und 1901 zum erstenmal Ministerpräsident und blieb es bis 1905, also in der bedeutsamen Zeit des Russisch-Japanischen Krieges. Zum zweitenmal trat er 1908, zum drittenmal im Dezember 1912 an die Spitze der Regierung. Im Februar dieses Jahres gab er seine Entlassung, da er im Parlament keine Mehrheit fand und der Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung zu Unruhen in der Bevölkerung führte.

Friedrich Graf Szápáry (Portr. S. 1767) ist von Kaiser Franz Josef an Stelle des aus dem Amt scheidenden Grafen von Thurn und Valsassina zum österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg ernannt worden. Dr. Friedrich Graf Szápáry von Szapar, Mura-Szombat und Szechy-Szigat, wie sein voller Name lautet, wurde 1869 in Budapest geboren. 1896 bestand er die diplomatische Prüfung und war in der Folge bei den Botschaften in Rom und Berlin und bei der Gesandtschaft in München tätig und wurde im vorigen Jahr zum Sektionschef im Ministerium des Aeußern ernannt.

Der Dampfer „Volturno" (Abb. untenst.), der von der holländischen Uranium-Gesellschaft gechartert war, ist auf hoher See im Atlantischen Ozean infolge einer Explosion durch Feuer zerstört worden. Obschon kurze Zeit nach Ausbruch der Katastrophe zahlreiche Schiffe, darunter mehrere deutsche, zur Hilfeleistung zur Stelle waren, wurden die Rettungsarbeiten durch den heftigen Sturm sehr erschwert, so daß sich im Dunkel der Nacht grausige Szenen abspielten. Weit über 100 Personen kamen bei dem Unglück ums Leben.



Der Dampfer „Volturno", der auf hoher See verbrannte.
Phot. Branger.



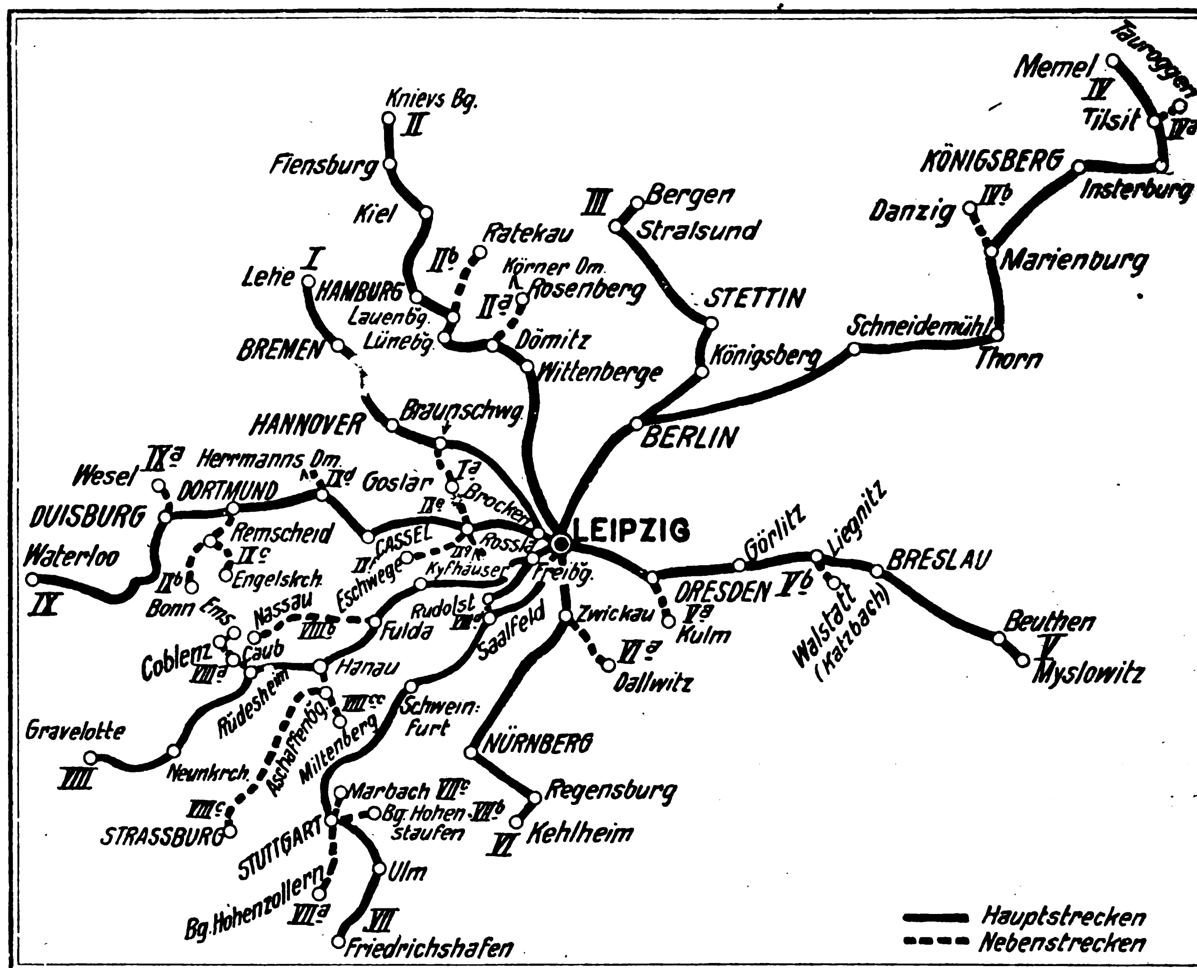
Schuhplattlergruppe zur Begrüßung des Prinzregenten
Ludwig von Bayern in Berchtesgaden.

Albanien (Abb. S. 1766) bleibt weiter das Schmerzenskind Europas. Die unruhigen Albanier schwingen neuerdings, obwohl sie in den letzten Kämpfen mit den Serben dauernd unglücklich gefochten haben, das Kriegsbeil auch gegen die Montenegriner. Die Gefahr liegt darin, daß Montenegro oder Serbien aus dem Verhalten der Albanier den Anlaß zu Schritten herleiten könnte, die mit den Beschlüssen der Londoner Botschaftervereinigung in Widerspruch stehen, während die Großmächte, wie es scheint, an der Absicht festhalten, wenigstens in der albanischen Frage ihren Willen durchzusetzen. Dazu dürfte aber vor allem nötig sein, daß die von ihnen eingesetzte internationale Grenzkommission ihre Arbeiten zum glücklichen Ende führt, und daß sie selbst sich über die Wahl eines Fürsten einigen. Die meisten Aussichten, den Thron von Albanien zu besteigen, hat zurzeit wohl Prinz Wilhelm zu Wied, dessen Gemahlin, geborene Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg, die eine unserer Aufnahmen zeigt.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein (Abb. S. 1769), der Bruder der Kaiserin, ist ein eifriger Freund des edlen Weidwerks. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit seiner Gemahlin, geb. Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg-Gotha, auf der Jagd in Ungarn.

Die Marinekonferenz in Cromarty (Abb. S. 1767). In dem nordschottischen Hafen Cromarty haben anfangs des Monats der englische Ministerpräsident Asquith, der Marineminister Churchill und der Kriegsminister Seely mit den Admiralen der dort versammelten Kriegsflotte, der größten, die je in den nordischen Gewässern vereinigt war, eine Konferenz abgehalten. Was bei dieser vorher nicht angekündigten Zusammenkunft etwa beschlossen wurde, ist in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, aber in der englischen Presse herrscht Einigkeit darüber, daß den Beratungen große Bedeutung zukommt. Unsere Aufnahme zeigt den Marineminister Winston Churchill mit den Admiralen Prinz Louis von Battenberg und Callaghan.

Die Technische Hochschule in Dresden (Abb. S. 1768) ist in den letzten Jahren erheblich erweitert worden. Nachdem



Uebersichtskarte zu den Eilbotenläufen der deutschen Turnerschaft zum Völkerschlachtdenkmal nach Leipzig.

bereits 1905 mehrere Neubauten errichtet worden waren, haben jetzt die Bauingenieurabteilung und das Wissenschaftliche Photographische Institut ein neues Heim erhalten. Das Haus wurde in der vorigen Woche in Gegenwart des Königs Friedrich August feierlich eingeweiht.

Einen Johann-Strauß-Film (Abb. S. 1770) eigner Art werden die Wiener in diesem Jahr zu sehen bekommen. Darin wird das Leben des Walzerkönigs in Szenen vorgeführt, die von Damen und Herren der Aristokratie und der Künstlerwelt dargestellt sind.

Bei dem Leipziger Reiterfest (Abb. S. 1770), das aus Anlaß der Hundertjahrfeier veranstaltet wurde, placierte sich bei der großen Jagdspringkonkurrenz um den Goldpokal mit Herrn Löwensteins Pouff im toten Rennen um den Sieg Leutnant Graf Hohenau auf Lump. Da letzterer die bessere Zeit hatte, erhielt Graf Hohenau den Goldpokal.

Der deutsche Flieger Reiterer (Abb. S. 1770) hat eine neue aviatische Großtat vollbracht. Er ist am vergangenen Sonntag mit dem Hauptmann Neumann als Passagier in vier Stunden und 23 Minuten von Berlin-Johannisthal nach Kopenhagen geflogen, wo ihm das Publikum eine begeisterte Aufnahme bereitete.

Das Marionettentheater Münchner Künstler (Abb. S. 1772) hat für einge Zeit wieder einmal sein Heim in Berlin aufgeschlagen und erfreut allabendlich ein dankbares Publikum mit dem ältesten deutschen Faustspiel, das den Titel führt: „Das lastervolle Leben und erschröckliche Ende des weltberühmten Ertzzauberers Doktoris Johannis Faust.“ Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Aufführungen einen starken und eigenartigen Reiz ausüben, und daß die Figuren und Dekorationen ein volles Lob erheischen.

Die deutsche Turnerschaft veranstaltete in den Tagen vom 16. bis 18. d. Mts. Eilbotenläufe zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals nach Leipzig. Wie aus der beigegebenen Karte (s. obenst.) ersichtlich, strömten die Turner aus allen Teilen Deutschlands herbei, um teilzunehmen an dem weihevollen Akt, der sich am 18. Oktober im Herzen Sachsens abspielte.

Der Tanz (Abb. S. 1771) spielt heute in der Gesellschaft und auf der Bühne, auf der er früher fast ausschließlich vom Ballett ausgeübt wurde, eine bedeutende Rolle. Amerika ist es, das die Welt mit neuen Formen versorgt. Ob die modernen, über den großen Teich nach Europa eingeführten Tänze einen Fortschritt bedeuten, ob sie ästhetisch wirken, darüber wird viel gestritten, aber unbestritten ist ihr Erfolg, sie werden allenthalben getanzt, wenn nicht die Polizei, wie es in Deutschland mehrfach vorgekommen ist, ihr Veto einlegt.

Das Kaufmannserholungsheim in Traunstein (Abb. S. 1772), das „Prinz-Ludwigs-Erholungsheim“, das im vergangenen Herbst unter Teilnahme des jetzigen Prinzregenten Ludwig von Bayern feierlich eingeweiht wurde, hat in diesem Jahr bereits den tausendsten Gast in seinen Räumen aufgenommen.

Die Toten der Woche

Adolphus Busch, bekannter deutsch-amerikanischer Großindustrieller aus St. Louis, † in Langenschwalbach am 10. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Karl Gustav Fährmann, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Großschönau am 8. Oktober im Alter von 78 Jahren.

Fürst Tara Katsura, ehem. japanischer Ministerpräsident, † in Tokio am 10. Oktober im 66. Lebensjahr. (Portr. S. 1767).



"White Star „sec" **Moët & Chandon** maison fondée en 1743. (Franz Erzeugnis) Brut Impérial „extra sec"

Nummer 42.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinzregent Ludwig von Bayern in Berchtesgaden.



1. Oberst Fournier (Frankreich). 2. Oberst Granet (England). 3. General von Potapoff (Rußland). 4. Oberst Marafini (Italien).
5. Oberst Mietzl (Oesterreich-Ungarn). 6. Major von Laffert.

Die internationale Kommission für die Feststellung der albanischen Grenzen. — Aufnahme in Skutari.



Phot. Becker & Maaß.

Prinzessin Wilhelm zu Wied,

weilt augenblicklich in Bukarest am rumänischen Hof zusammen mit ihrem Gemahl, dessen Name in der Reihe der albanischen Thronprätendenten neuerdings genannt wird. Unser Bild wurde gelegentlich eines Kostümfestes in Berlin aufgenommen.



The London Electrotype Agency.

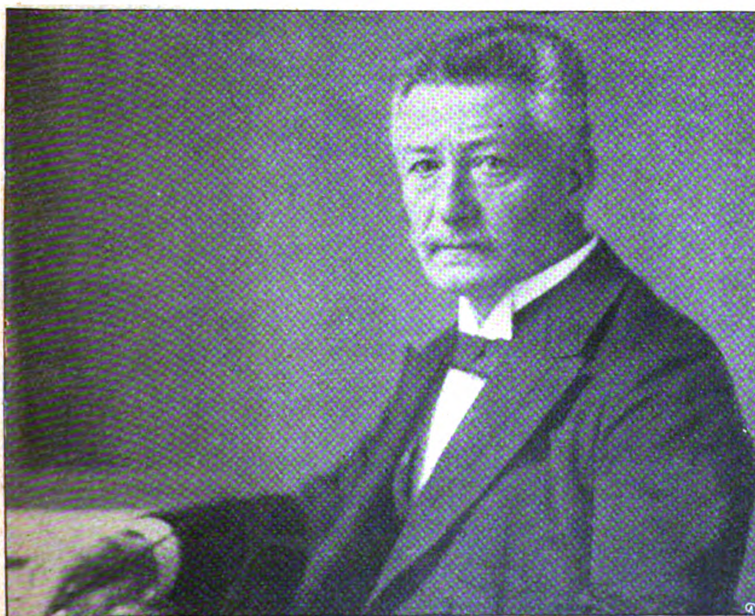
Von links: Mr. Winston Churchill. Admiral Prinz Louis von Battenberg. Admiral Callaghan.

Von der englischen Flottenkonzentration in Cromarty an der schottischen Küste.



Fürst Katsura †

der frühere japanische Ministerpräsident.



Geh. San.-Rat Prof. Dr. Werner Körte, Berlin,

berühmter Chirurg, wird 60 Jahre. — Hierzu der Artikel auf Seite 1760.



Hofphot. Pietzner.

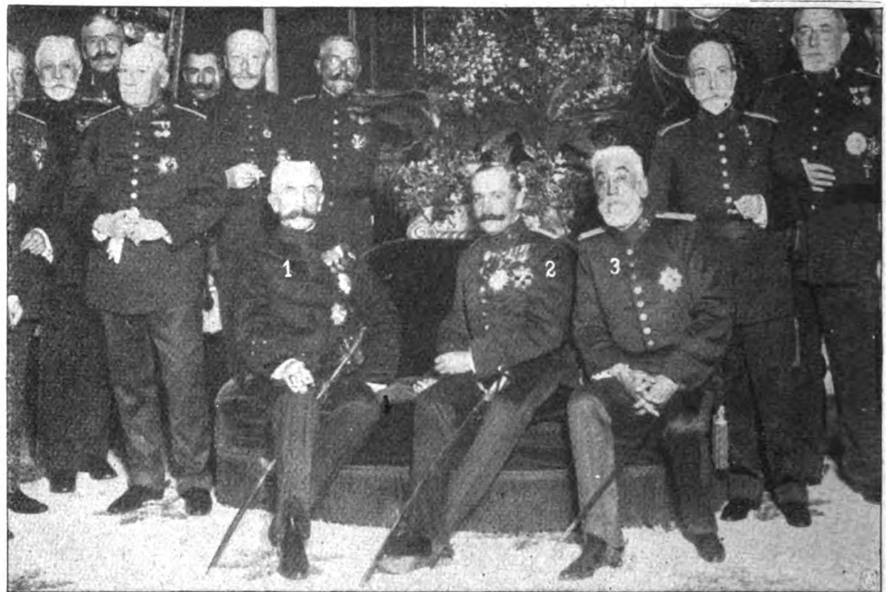
Friedrich Graf von Szápáry,

Oesterreich-Ungarns neuer Botschafter in Petersburg.



Phot. Delius.

Poincaré und Alfons XIII., König von Spanien.



Phot. Trampus.

General Lyautey, der franz. Resident von Marokko, im Kreise spanischer Generale.
1. General Lyautey. 2. Infant Don Carlos, Schwager des Königs. 3. General Luque, spanischer Kriegsminister.

Vom Besuche des Präsidenten der französischen Republik in Madrid.

Hohlwein u. Gircke.



Die Einweihung der neuen Technischen Hochschule in Dresden.

Links: Der König von Sachsen (×) verläßt die Hochschule.

Rechts: Rektoren auswärtiger Hochschulen.

Unten: Die neue Hochschule. (Phot. Hohlwein u. Gircke).

Phot. Sauden.

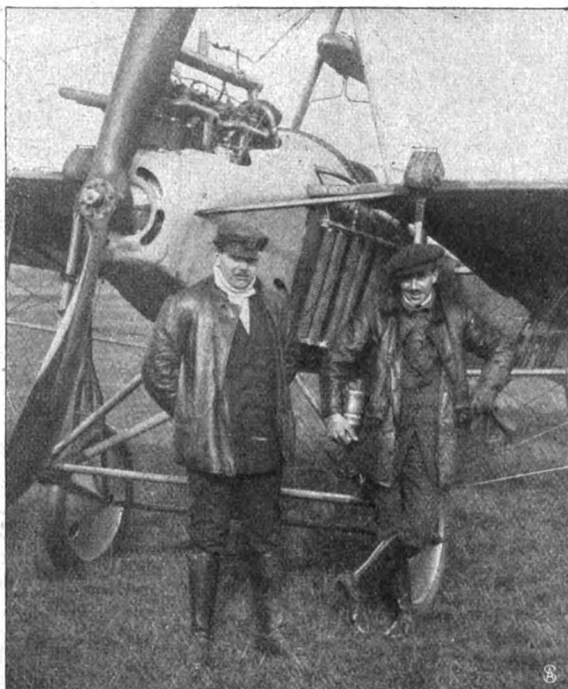






Phot. Dőzlár.

Herzog und Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein auf der Jagd in Ungarn.



Phot. Damgaard.

Der Flieger Reiterer mit seinem Fluggast Hauptmann Neumann nach der Ankunft in Kopenhagen.

In viereinhalb Stunden von Johannisthal nach Kopenhagen.



Presse-Centrale.

Ltn Graf Hohenau auf Ltn. v. Scharffenbergs „Lump“, Sieger in der Jagdspringkonkurrenz um den Goldpokal.

Vom Internationalen Reiterturnier in Leipzig.



Gesellschaftszene: 1. Prinzessin Rosa Croy Sternberg. 2. Prinzessin Hanna Liechtenstein. 3. Hofopern- und Kammersängerin Selma Kurz.

Aus dem vom Johann-Strauß-Denkmal-Komitee in Wien angeregten Johann-Strauß-Film.





1. McMahon, Miß Diamond und Miß Clemence, ein originelles Tanztrio.
Miß Diamond als Vogelscheuche

Triumphe des modernen Tanzes in Neuyork.

2. Frl. Dazie, ein Stern der amerikanischen Vaudevillebühne.
3. Evelyn Nesbit Thaw und ihr Partner beim Wackeltanz.
4. Brondson und Miß Baldwin bei einem Tanzfinale.







„Mephistopheles beschwört dem Faust die schöne Helena, um ihn desto sicherer der Hölle zuzuführen."

Von den Vorführungen des Marionettentheaters Münchner Künstler in Berlin: Aus den Faustspielen.



Die Begrüßung des tausendsten Gastes in dem Erholungsheim in Traunstein.

Ein Erfolg der deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime E. V.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

6. Fortsetzung.

Fritz Widding wartete ein wenig voller Sorge auf die Begegnung mit Gerda.

Er wollte die Gelegenheit dazu nicht herbeiführen, denn rühmlich konnte die Unterredung nicht ausgehen.

Es war aber Ende der Woche geworden, und er hatte nichts von ihr gehört. Daß er sie nicht gleich am folgenden Tag getroffen, war was anderes — aber jetzt beunruhigte es ihn, daß er nichts von ihr hörte.

Vielleicht wollte sie nichts mehr von ihm wissen, war so enttäuscht, daß sie ihn fallen ließ?

Aber das wäre doch keine Freundschaft gewesen. Gerade da mußte es sich erweisen, ob sie was für ihn übrig hatte. Sie hätte ihm auch eine Zeile schreiben können, ohne sich was zu vergeben. Sie wußte ganz genau, daß er mit solch einem Brief keinen Mißbrauch treiben würde. Sie hatte ihm ja auch von England aus geschrieben.

Weshalb jetzt nicht, wo ihm ein Wort von ihr wirklich viel gewesen wäre?

Aber sie hüllte sich in Schweigen; und er wußte nun gar nicht, was er tun sollte.

Vielleicht erwartete Sie, daß er zu ihr kommen sollte; allein er hatte keinen rechten Vorwand, um ihr ins Haus zu fallen.

Grehlen wußte auch nichts, wußte nicht einmal, ob sie schon wieder aus Berlin zurück war. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß sie vielleicht noch nicht in Wuthenow war. Das konnte möglich sein.

Auch Hete war nicht zu entdecken.

Einen Augenblick hatte er daran gedacht, seinem Burschen den Auftrag zu geben, einmal nachzuforschen, ob die Damen da waren. Allein er hatte es gelassen.

Und der Tag ging hin — und er war so klug wie zuvor. Da faßte ihn die Unruhe, und er ging zu Frau Schützig. Die wußte doch immer alles ganz genau, um sich dort Auskunft zu erbitten.

Er hatte einen Vorwand, weil sie ihm vor einigen Tagen ein Buch geliehen hatte, von dem alle Welt sprach. Und das wollte er zurückgeben. Er traf sie zu Hause, aber die Frau Major Keßler war bei ihr, und so blieb er nur ein paar Augenblicke und erfuhr zufällig, daß Gerda gestern wieder zurückgekommen war. Er erfuhr auch noch etwas anderes.

„Wissen Sie," sagte die Frau Major, „dieser Herr von Röbbeln ist aber wirklich ein netter, lieber Mensch."

„Finde ich auch."

„Und eine so glänzende Partie."

„Schade, daß wir keine Töchter in dem entsprechenden Alter haben. Den würde ich gleich zum Schwiegersohn nehmen."

„Nehmen? Wenn das so ginge, freilich. Ich glaube aber, der läßt sich nicht nehmen."

„Mir scheint, er interessiert sich sehr stark für Gerda Oettgen."

„Habe ich auch gehört. Er war mit ihr in Berlin zusammen. Ist mit den Bredows verwandt, bei denen Gerda zum Besuch war. Das wäre eine glänzende Partie für sie."

„Ja, zum großen Stil könnte sie sich leicht entwickeln, sie hat alle Anlagen dazu."

Er saß stumm dabei und hörte zu.

Was ging es ihn an? Er wünschte ihr in seiner Katerstimmung alles Gute. Nur daß sie es so gar nicht für notwendig gehalten hatte, ihm irgendein Lebenzeichen zukommen zu lassen, das beunruhigte ihn.

Freilich! Wenn sie sich jetzt schon für Georg Röbbeln interessierte, das war was anderes. Da konnte er freilich nicht mitsprechen.

Und so stand er auf und empfahl sich, küßte die Hand und ging. —

Gerda von Oettgen und Georg von Röbbeln!

Weshalb schmerzte ihn der Gedanke? Er hatte doch garnichts damit zu tun. Es war wirklich ein netter, frischer Mensch, der sich rasch die Sympathie aller erworben hatte. Da war es kein Wunder, wenn Gerda sich für ihn interessierte.

Sie paßten zusammen. Die Damen hatten ganz recht; es war ein gar stattliches Paar, beide groß und schlank.

Und Gerda, die es früher so anders gewöhnt war, die sich jetzt mit den Eltern einschränkte und doch nach außen hin die große Dame spielte! Sie paßte in keine engen Verhältnisse hinein. Die brauchte Entfaltung, wenn sie nicht kläglich verkümmern sollte.

Er selbst konnte nicht daran denken, ein Mädchen nur mit Kaution zu heiraten. Gerda gehörte in die Großstadt, sonst wäre es schade um sie. Sie rechnete auch wohl nur mit Reichtum und großer Stellung. Wer konnte es ihr übelnehmen?

Aber es tat ihm doch weh, daß so über sie und Röbbeln geredet wurde. Dann verlor er sie ganz.

Und er hing an dieser Freundschaft. Das fühlte er jetzt, wo er drei Tage lang nichts von ihr gehört hatte. Ihm fehlte etwas in seinem Leben. Alles kam ihm leer und öde vor und nicht wert, daß man sich sorgte.

Er mußte einmal wieder ihr frisches Gesicht sehen, ihr helles Lachen hören, einen Blick in ihre klaren Augen tun, die ihn so voller Vertrauen angesehen hatten.

So hätte er zu einer Schwester stehen können, ganz uneigennützig, nur auf das Wohl eines so lieben Menschen bedacht zu sein, vor dem man Respekt hatte, und den man doch ganz wie einen gleichwertigen Kameraden behandelte.

Aber sie behandelte ihn jetzt nicht gleichwertig, sie

ließ ihn fallen, wie es schien. Daß Frauen doch immer nur von Äußerlichkeiten abhingen! An jenem Tag, als er sich den Damenpreis errang, da ging sie völlig mit ihm, da kam sie ihm fast mit ausgebreiteten Armen entgegen — und heute versteckte sie sich, da er Pech gehabt hatte.

Wenigstens schien es ihm so, wenn es auch ein Zufall sein mochte. Aber diesen Zufall sollte man gar nicht aufkommen lassen. Und an ihr lag es, dafür zu sorgen.

Er selber tat alles mögliche, war verschiedentlich an ihrem Haus vorübergekommen, lief in der Stadt herum, als habe er nichts Besseres zu tun — aber er traf sie nicht, wie sehr er sich die Augen auch ausguckte.

Es war einfach wie verhext, daß man auf diesem engen Raum sich nicht begegnete.

Dafür hatte er das Vergnügen, alle Tage zwei-, dreimal das spöttische Gesicht Beckenstedts zu sehen. Der hatte eine rechte Schadenfreude. Die Zeitungen hatten natürlich über Widdings Pechserie berichtet. Aber sie waren alle, mit einer Ausnahme, ziemlich liebenswürdig gewesen: Ausdrücke wie „der talentvolle junge Reiter", „vom Pech verfolgt", die Geschichte vom ausgehakten Bügel, die aber mehr wie eine Entschuldigung klang, an die man nicht zu glauben braucht. Auch Vorwürfe gegen das Publikum, das rasch mit einem vernichtenden Urteil bei der Hand war, vor allem, wenn es um sein Geld kam. Kurz, es ließ sich ertragen. Keinerlei Gehässigkeit, sondern eben der sehr richtige Hinweis auf das launische Turfglück. Nur eine Zeitung schrieb boshaft, daß Herr von Widding wohl für alle Vergangenheit wie Zukunft den Rekord aufgestellt habe: Dreimal in den Sattel zu steigen und dreimal zu Fuß wieder heimzukehren, das genüge auch für die Anspruchsvollsten. Hoffentlich bürgere es sich nicht ein, daß Jagdrennen künftig allgemein zu Fuß gelaufen würden.

Bei diesen Zeilen war ihm doch die Röte des Zornes in die Backen gestiegen. Aber was sollte er machen? Der Mann hatte ja schließlich recht. Es stimmte! Aber es war ekelhaft zu lesen, und es so schwarz auf weiß vor sich zu haben, griff doch ans Herz.

Deshalb klammerte er sich an den wohlwollenden Hinweis auf seine ersten Erfolge. Daß Karlshorst etwas anderes war als die kleinen Hoppsbahnen, brauchte man ihm nicht erst zu sagen. Er wollte es ihnen schon zeigen, daß er doch was konnte. Dazu war er fest entschlossen, und Grehlen hatte ihn mit Macht darin bestärkt. Auf dem Rücken von Black Head war das etwas anderes als mit fremden Pferden, auch wenn er neulich schon in Strausberg den ersten Mißerfolg gehabt hatte. Er würde ein zweites Mal besser abschneiden.

Auch Gerda mußte er beweisen, daß er etwas konnte. Er warf die Zügel nicht fort, er wollte sie jetzt erst recht straff halten und seinen Weg gehen.

Beckenstedt sollte ein anderes Gesicht machen. Das konnte er auf die Dauer nicht sehen, daß der triumphgeschwollen einherlief und sich was darauf zugute tat, daß ihm an Widdings Pechtag ein Sieg zugefallen war, auch wenn er selber nicht auf seinem Pferd gesessen hatte.

Alles andere war ihm gleich, nur das wurmte ihn mehr als alles, daß er Gerda noch nicht gesprochen hatte.

Vielleicht war es von ihrer Seite Zartgefühl? Sie wollte erst eine Zeit darüber hingehen lassen?

Allein seine Geduld war erschöpft. Er ließ alle Vorsicht beiseite und machte sich einfach auf den Weg zu ihr.

Die Mädchen sagten ihm: „Die Damen sind eben zum Tennis gegangen."

Nun gut, dann wollte er sie dort aufsuchen.

Er schritt durch den Wald dem nahen Platz zu. Schon von weitem hörte er Stimmen und Gelächter. Bei dem schönen Wetter war hier offenbar großer Betrieb.

Schneller ging er — und dann sah er zuerst die kleine Hete, wie sie die Bälle schleuderte, und sah, daß sie Herrn von Röbbeln zum Gegner hatte.

Gerda stand abseits und rief der Schwester zu, wie sie schlagen sollte, und da sie nicht besonders geschickt war, schob sie sie zur Seite und sagte: „Sieh: so spielt man! Bitte, Herr von Röbbeln!"

Und nun flogen die Bälle zwischen den beiden hin und her, und sie waren so in ihr Spiel vertieft, daß sie das Kommen von Fritz Widding gar nicht hörten, der sich nun neben Hete hingestellt hatte und eine ganze Weile mit seltsamem Gefühl zusah.

„Ah, Herr von Widding!" rief Gerda endlich, als sie sich nach einem Ball umsah. „Wie geht's?"

Ohne seine Antwort abzuwarten, warf sie ihren Ball und ließ sich nicht stören.

So hatte er sich ihr Wiedersehen doch nicht gedacht. Wie eifrig sie beim Spiel war, daß kein Mensch sonst für sie existierte. Sie sah nicht rechts, nicht links, sondern achtete nur auf ihren Partner, der ihm mit dem Rakett und einer ulkigen Verbeugung seinen Gruß zugewinkt hatte.

Auf den andern drei Plätzen wurde ebenso eifrig gearbeitet, und so ging er ein Stück weiter.

Da drehte sich Gerda ein wenig zu ihm um und rief: „Weshalb kommen Sie nicht in Tennisschuhen, Herr von Widding. Sie dürfen ja hier gar nicht herein."

„Ich hatte keine Ahnung, daß heute gespielt wird."

„Schade! Sie könnten sonst Hete ein wenig in Training nehmen."

Ach? So meinte sie es. Nicht, daß sie mit ihm spielen wollte, sondern er konnte sich des kleinen Schwesterchens annehmen, das jetzt freilich dabeistehen und zusehen mußte, wie Gerda und Herr von Röbbeln gar nicht daran dachten, ihre Partie zu unterbrechen.

Dazu war er eigentlich nicht hierhergekommen, den müßigen Zuschauer zu spielen. Da tat er am besten, wieder zu gehen.

Er besuchte erst noch die andern Parteien und mußte wieder an Gerdas Platz vorbei.

„Hete, steh nicht herum, löse mich mal ab."

Damit kam sie endlich auf Widding zu und gab ihm die Hand.

„Ach, ich bin ganz hin! Röbbeln ist ein so rascher Spieler, er macht einem warm."

Sie strich sich die Haare zurecht, denn ein paar Fäden flatterten ihr im Gesicht herum; sie hatte rote, heiße Wangen, daß sie bildhübsch aussah in ihrer Erregung.

Das helle Tenniskostüm stand ihr vorzüglich, daß ihre schlanke Figur recht zur Geltung kam.

„Man hat Sie lange nicht gesehen", fügte sie hinzu. „Sie haben viel zu tun?"

„Macht sich, nicht übermäßig. Im Gegenteil, die Nachmittage sind meist frei."

Aber sie sagte nichts, daß er die freien Stunden ihr wie früher zu gemeinsamem Tennisspiel widmen sollte. Sie war offenbar schon verabredet. Er war inzwischen abgelöst und zählte schon nicht mehr mit, wie es schien.

Er war gespannt, ob Gerda nicht irgend etwas vom Ostermontag sagen würde. Aber sie tat, als sei nichts gewesen, als wisse sie von nichts. Er fragte sich vergebens, ob sie es aus Feingefühl tue, oder ob sie gar nicht daran dachte, wie ihm wohl zumute gewesen sei. Sie war wohl so im Eifer des Spiels, daß die Gegenwart sie ganz gefangennahm.

Wenn er gewußt hätte, daß heute gespielt wurde, hätte er freilich in Tennisschuhen kommen können. Dann brauchte er nicht wie einer, der nicht dazu gehörte, danebenzustehen. Das war eine ungemütliche Situation.

Sie paßte beständig auf Hetes Spiel mit Röbbeln auf, sah ihn kaum an, die doch früher immer so fest Aug in Auge vor ihm gestanden hatte.

Ihr Interesse verflatterte nach anderer Richtung, das war keine Frage; und so tat er gleichfalls kühl, plauderte irgendwelche Banalitäten, auf die es nicht weiter ankam.

Und Gerda rief dabei beständig Hete etwas zu, dirigierte ihr Spiel und hörte offenbar nur mit halbem Ohr nach Widding hin.

Es waren qualvolle Minuten für ihn.

Dann gab er sich einen Ruck und verabschiedete sich. Er hatte noch zu tun, sagte er, wollte bloß einen kleinen Spaziergang machen. Kein Wort, daß er eben in ihrem Haus gewesen war. Das brauchte sie gar nicht zu wissen. Vielleicht sagte auch das Mädchen nichts, da sie ihn ja zum Tennisplatz gewiesen hatte, wo er die Damen bestimmt treffen würde.

Er gab ihr kühl die Hand, aber sie merkte es gar nicht, sondern kam mit einem vergnügten Schwenken ihres Raketts der Schwester zu Hilfe, die sich in Nöten befand.

Widding blieb noch am Nebenplatz eine Weile stehen, wo Eiger und Lotte Archim spielten. Sie pausierten und hielten ihn auf. Er stand so, daß er Gerda beständig sehen mußte. Er konnte sich nicht anders stellen, da er hier an der Barriere stand, die beiden andern vor ihm, die ihn zum Schiedsrichter machen wollten wegen eines Balls, über den sie sich nicht einig waren, wie man ihn hätte schlagen sollen.

Dadurch wurde er länger aufgehalten. Endlich konnte er es nicht mehr vertragen, hier zu stehen, machte sich los und ging fort, ohne daß Gerda im Eifer des Spiels es bemerkte.

Sie hatte auch den Dogcart nicht bemerkt, der wenige Schritte vom Tennisplatz auf dem Waldweg hielt, den Widding jetzt einschlug.

Er mußte daran vorbei und blickte hoch und sah in das feine Gesicht Frida Kirschenreuters, die selbst kutschierte. Sie hatte eben weiterfahren wollen, aber nun hielt sie und ließ ihn herankommen.

Er grüßte und sagte: „O, mein gnädiges Fräulein, was haben Sie für einen prächtigen Traber."

„Ja, ich fahre ihn ein. Er ist sehr unruhig, wie Sie sehen."

Das Pferd hatte Lust zu steigen, aber sie hielt den Hengst fest, und da Widding weiterging, ließ sie ihn im Schritt nebenhergehen.

„Sagen Sie, Herr von Widding," sagte sie plötzlich, „was haben Sie nur am Montag gemacht? Ich sah das alles kommen."

Er machte ein erstauntes Gesicht und wollte etwas entgegnen, aber sie fuhr rasch fort: „Ich wollte nicht unzart sein; aber ich bin kein Laie, und deshalb spreche ich davon. Ich habe Sie genau beobachtet, wie Sie gesprungen sind. Sie selbst können das nicht so wissen."

Und nun erklärte sie ihm ganz fachmännisch, was ihr dabei aufgefallen war.

Er hatte anfangs kühl tun und das Gespräch abbrechen wollen. Was hatte diese kleine Fabrikantentochter sich einzumischen? Aber dann interessierte es ihn doch zuzuhören, und nach den ersten Sätzen fühlte er sich gefangen, denn er sah, daß sie mehr als alltägliches Interesse an seinem Sport hatte und auch was davon verstand, daß er ganz erstaunt war.

Sie hatte sogar mit vielem recht, was sie sagte.

Da war also ein junges Mädchen in der Stadt, das sich eifrig für seine Reitkunst interessierte, und er hatte keine Ahnung davon — und eine andere, der er von Herzen dankbar gewesen wäre, wenn sie auch nur ein Wort des Mitgefühls gehabt hätte, fand dieses Wort nicht, sondern mußte mit einem fremden Menschen Tennis spielen.

Und Frida Kirschenreuter erörterte ganz genau den Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Sitz; und er fühlte sich beschämt, daß dieses Ding ihm, dem alten Kavallerieoffizier, beinah Lehren geben konnte.

Sie tat das alles in sichtlicher Verlegenheit, aber doch voller Verve. Sie sollte eine fast tollkühne Reiterin gewesen sein, bis sie dabei gescheitert war.

Dann sagte sie, abbrechend rasch, als ob sie fliehen müsse: „Mein Gaul läßt sich nicht länger halten, er mag nicht im Schritt gehen. Also Adieu, Herr von Widding! Entschuldigen Sie mich."

Er blieb stehen, faßte an die Mütze und sah dann dem leichten Wagen nach, wie er flüchtig enteilend um die Biegung des Weges verschwand.

* * *

Langsam schlenderte er weiter durch den Wald, der jetzt schon ganz grün war. Die Vögel sangen, die Eichhörnchen liefen, sich im Liebesspiel jagend, die Stämme der Bäume hinauf und hinunter. Die Schwarzdrosseln raschelten im welken Laub, aus dem neue Blumen hervordrangen. Frühlingswarm war es. Ihm aber war kalt und fröstelnd ums Herz.

Was war nur mit Gerda, daß sie heute so ganz anders sich betrug? Hatte es solch einen tiefgehenden Einfluß auf eine Frau, wenn ein anderer Mensch in ihre Nähe kam, oder ließ sie sich so von dem Mißerfolg eines guten Freundes beeinflussen, daß sie ihn gleich fallen ließ? —

Sie hatte doch immer so stolz behauptet, daß sie sich

aus der Meinung der Welt blitzwenig mache, und mußte sich wohl über sich selbst arg getäuscht haben.

Er hatte den Säbel in der Hand und stieß von Zeit zu Zeit damit auf den weichen Boden; dann blieb er stehen und sah zu, wie zwei kleine braune Waldmäuse sich spielend jagten.

Manchmal hielten sie an und schnobberten in der Luft, und man konnte deutlich den schmalen schwarzen Streifen erkennen, der ihnen über den Rücken lief.

Er stand nachdenklich da, und dann sah er nichts mehr, dachte auch kaum etwas, aber ihm war, als ob es ihm voller Enttäuschung im Herzen weh tat. Das war doch mehr als eine leere Redensart.

Eine eifersüchtige Regung tauchte in ihm auf, daß ein anderer, ein Fremder, mit viel Geld, ihn nun einfach beiseitedrängte.

Es war alles nichts gewesen, leere Einbildung.

Und eine plötzliche Sehnsucht überfiel ihn, Black Head einmal wiederzusehen. Es war dumm gewesen, daß er das Tier fortgegeben hatte. Er mußte es hier behalten, wollte es sich wieder holen, damit er ein lebendes Wesen um sich hatte, an dem er hing. Denn der alte Bluff war ihm das doch nicht. Das war eine Notwendigkeit, war ein Dienstpferd.

Black Head aber war sein Luxus; etwas, an dem er hing, das ihm wert und lieb war und gewiß auch treuer als ein Mensch mit seiner Flatterhaftigkeit.

Jedesmal, wenn er hinauskam nach Hoppegarten, spürte er, wie der Hengst es empfand, wie er den Kopf hielt und mit den Hufen scharrte, wie die Augen glänzten, und wie er ganz anders ging, sobald er seinen Herrn auf dem Rücken trug.

Das war Treue und keine Einrede etwa. Jetzt hätte er ihn hier haben mögen, den Arm um den Hals legen, der sich so gern an ihm rieb. Er mußte sich Urlaub geben lassen, um ihn wieder einmal bei der Morgenarbeit zu reiten, mit ihm über alle Hindernisse zu fliegen, so leicht, so spielend leicht, daß es eine Freude war. Der warf ihn nicht ab.

O, er war mit Mister Walters nicht unzufrieden, im Gegenteil, der Hengst war prachtvoll in Form, hatte sich noch mehr herausgemacht, und der Trainer hatte gesagt, man könne alles mit ihm unternehmen, er hatte angedeutet, was er vorhatte. Dieses Jahr noch nicht, nur erst versuchen, die Leute nicht vor den Kopf stoßen, langsam einem sicheren Ziel zugehen, bis man dann dem größten Ziel zustrebte. Nicht durch zu starke Erfolge sich Gewicht aufhalsen, nicht die Karten alle im voraus aufdecken.

Aber man konnte den glänzendsten Coup wagen, wenn man Geduld hatte. Nur nicht gleich das Letzte zeigen. Gewissen Gegnern aus dem Wege gehen, langsam von Stufe zu Stufe schreiten, die kleinen schlagen, hie und da ein bißchen Geld verdienen, auch mal eine hübsche Summe — lieber draußen im Land, wo es rascher vorüberging als in Berlin, wo es nicht so leicht vergessen wurde, wo die Menschen ein so gutes Gedächtnis hatten.

Black Head war in Leipzig genannt, Widding hatte ihn selbst reiten wollen, aber es ließ sich schlecht einrichten. Greuther ging drei Tage auf Urlaub, und alle Arbeit fiel Widding zu. Er war froh darüber und wollte eigentlich für sein Pferd Reugeld zahlen, aber Mister Walters riet dringend ab. Er ging selber mit den Pferden hinüber, und im Freiherrn von Habermann hatten sie einen Reiter, der mit Black Head recht gut fertig wurde. Er hatte Black Head ein paarmal in der Morgenarbeit geritten, und er ging sehr willig unter ihm.

So gab Widding seine Zustimmung, und die Expedition wurde ausgeführt.

Ein Hürdenrennen, bei dem sieben Hürden zu springen waren. Das war für Black Head keine Kleinigkeit. Aber Mister Walters meinte, es sei als Prüfung gerade gut.

Am Abend nach acht Uhr, während Widding sich gerade zum Abendbrot setzen wollte und sich sein Bier einschenkte, klingelte es. Der Depeschenbote.

„Black Head Erster, leicht gewonnen, eine Länge, fünf Pferde."

„Rasch, Hampel, der Depeschenbote soll kommen."

Wie der Blitz war Hampel draußen und holte den Mann zurück.

„Hier!" sagte Widding.

Und der Bote bedankte sich vielmals, und da Hampel stumm zusah und Widding fragend ansah, griff sein Herr noch einmal in die Tasche und sagte: „Da, Hampel. Unser Black Head hat in Leipzig gesiegt. Kauf dir ein Glas Bier."

„Zu B'fehl, Herr Oberleutnant!" . . .

Da lag die Depesche zwischen den Arbeiten, die er noch zu erledigen hatte. Von Zeit zu Zeit nahm er sie auf, um sie noch einmal zu lesen. Das waren immerhin zweitausendfünfhundert Mark. Es lohnte sich. Der Trainer hatte recht gehabt. Man mußte auf ihn hören und ihn gewähren lassen.

Wenn er selbst auch nichts damit zu tun hatte, so war es doch vor den andern sehr hübsch, daß er einen pekuniären Erfolg erzielt hatte. Als Reiter hatte er versagt, nun hatte er als Besitzer von Black Head wenigstens Glück. Das war ein kleiner Trost in seiner Not.

Er saß da, die Feder in der Hand, und das Bild stieg wieder vor ihm auf, wie er damals Black Head so spielend zum Sieg geritten hatte. Natürlich, wenn er das treue Tier unter sich gehabt, wäre er von all dem Mißgeschick nicht betroffen worden, das ihm alle Lust am Sport zu rauben drohte.

Black Head war am Eröffnungstag im Grunewald genannt, wo auch Beckenstedt in dem gleichen Rennen mitritt. Wenn er selbst in den Sattel stieg? Es war zwar eine ganz unbekannte Bahn, sowohl für das Pferd wie für ihn, aber das schadete nichts. Sie war übersichtlich, die Hindernisse nicht so zusammengedrängt, und man hatte Zeit, sich auf sie vorzubereiten. Der Boden mußte Black Head zudem zusagen, vor allem das Mittelstück, das am Stadion vorbeiführte, trockener Sandboden, auf dem die meisten Pferde ermüdeten.

Das war recht was für Black Head, dem das nichts ausmachte, der von Wuthenow her an solchen Boden gewöhnt war.

Acht Tage später sollte er dann in Hannover herauskommen — aber das ließen sie wahrscheinlich unerfüllt.

Es hing davon ab, wie er im Grunewald abschnitt, und welche Gegner stehenblieben, ob man ihm das so ohne weiteres zumuten konnte.

Er mußte ihn wieder einmal unter sich fühlen. Neulich, als er brennende Sehnsucht fühlte, ihn wieder einmal zu reiten, hatte er nicht fortkönnen. Die Verbindung nach Hoppegarten hin war zu unbequem. Es galt einen ganzen Tag opfern, wenn man nur eine Stunde draußen sein wollte.

Am Dienstag oder Mittwoch aber mußte er hinaus, mußte sich den Sieger wieder einmal besehen und ihn, wenn irgend möglich, ein wenig in der Bahn bewegen.

Am meisten war er begierig, was Beckenstedt zu dem Sieg in einem reinen Hürdenrennen sagen würde. Er forschte Grehlen aus, allein der wußte nichts zu berichten. Er hatte nichts gehört; als Widding selbst mit ihm am andern Tag zusammentraf, tat Beckenstedt, als ob er von nichts wisse, trotzdem den Augenblick vorher die andern Kameraden ihm gratuliert hatten.

„Wissen Sie," sagte der alte Rittmeister von der Lembeck, „daß er Simrock und Kabale geschlagen hat, alle Achtung, die sind mit ausgesprochenen Hoffnungen ins Rennen geschickt. Ich selber hätte sie ja auch getippt und Black Head sicher erst dahinter. Er hat ja das ganze Rennen geführt, immer mit halber Länge und mit einer Länge ganz sicher gesiegt. Woldingen hat mir's erzählt. Keine Möglichkeit von Kabale, an ihn heranzukommen. Er hat sie einfach von seinen Gurten abgeschüttelt, ohne daß er auch nur einen Augenblick lang geritten oder nur aufgefordet ist. Das ist entschieden eine Leistung. Na, Habermann ist aber auch ein Reiter, der was versteht. Muß seiner Sache sehr sicher gewesen sein, daß er beständig geführt hat."

„Sollte er gar nicht."

„Ja, lieber Widding. Instruktionen sind sehr schön, aber nicht immer auszuführen. Wenn nun keiner an die Spitze gehen will, dann ist das so eine Sache. Da muß man selber dran glauben, wenn man sein Pferd nicht unlustig machen will und ihm im Bummeltempo alle Lust nehmen."

„Aufpullen verträgt er freilich nicht."

„Sehen Sie, und wenn er die Hürden nicht mehr scheut, da soll man ruhig vornweg gehen. Da hat man jedes Hindernis glatt und klar vor sich. Auch was wert! Ich bin immer ein Draufgänger gewesen, wenn kein zu unbekanntes Pferd im Rennen lag, das man zu fürchten hatte. Wenn man die Tete genommen hat, dann aber auch dableiben und vor allem in der zweiten Hälfte der Reise das Kommando nicht wieder abgeben. Damit verschenkt man sonst zu leicht die Anwartschaft auf Sieg."

„Ja, das muß man eben lernen."

„Ach nein, empfinden muß man es. Nur sich nicht einkeilen lassen. Ich wenigstens werde dann unruhig, habe gern freie Front und reine Luft vor mir, um mich zu entscheiden. Die meisten lassen sich zu sehr im Rudel führen, die Hauptsache im Leben ist und bleibt Initiative. Nur die führt zum Sieg. — Sie wollen dieser Tage nach Hoppegarten hinaus?"

„Ja, ich muß mein Roß mal wieder sehen."

„Gut, da komme ich mit, habe auch einiges zu besprechen. Sie sind mit Walters zufrieden?"

„Freilich, bisher sehr."

„Haben auch alle Ursache. Ist ein anständiger Kerl. Lassen Sie mich wissen, wann Sie hinausfahren, und ich schließe mich an."

„Ich fahre morgens um fünf, dann bin ich um acht Uhr draußen. Paßt Ihnen das?"

„Aber selbstverständlich. Da kann man doch an der Morgenarbeit teilnehmen. Ist mir sehr lieb."

„Ich denke, ich kann am Dienstag gut abkommen."

„Schön, halten wir also Dienstag fest."

* * *

Das Wetter war wundervoll, strahlender Himmel, fast wolkenlos.

Draußen in Hoppegarten war schon reges Leben. Mit ihnen zugleich kamen noch einige Herren und stiegen in die am Bahnhof haltenden Wagen, um erst mal zu den Ställen zu fahren.

Pferde wurden zur Rennbahn geführt oder von den Boys geritten, die mit possierlicher Wichtigkeit mit ihren kurzen Beinchen auf den hochgebauten Pferden saßen, daß man sich wunderte, wie solch ein kraftvolles Tier sich von so einem Knirps lenken ließ.

Die Trainer waren schon draußen auf der Bahn, heute war die Rennbahn freigegeben, aber vorher trainierten die Zweijährigen auf der Fließseite.

Sie gingen durch die Ställe, ließen sich einzelne Boxen öffnen, in denen die Pferde sich frei bewegen konnten, an mancher standen die Türen offen oder waren mit offenem Gatter abgesperrt, die Pferde wurden gewaschen

und gestriegelt, und frisches Stroh wurde geschüttet und aufgeworfen.

Alles war bei der Morgenarbeit.

Auch Lembeck sah rasch zu seinem Trainer hinein. Seine Grita stand hier im Stall, sie hatte heiße Sehnen, mußte gekühlt werden und durfte nicht hinaus.

„Armes Tierchen, bei dem schönen Wetter im Stall bleiben müssen, ist hart. Mach fix, daß du wieder auf dem Posten bist."

Dann ließen sie sich weiter fahren, bis sie die Rennbahn betraten, auf der es heute von Pferden wimmelte.

Überall wurde getrabt oder galoppiert.

Trainer, mit gewaltigen Krimstechern bewaffnet, schickten ihre Pferde hinaus und ließen sie an sich vorübergaloppieren, andere stiegen selber auf, und die Jockeis in ihren Arbeitsanzügen wechselten ab.

Hie und da war ein Patron mit dabei, der glückstrahlend sich von den Hoffnungen erzählen ließ, die der Trainer hegte, oder betrübt sehen mußte, wie sein junges Tier trotz aller Bemühungen seines Reiters nicht vorwärts kam, sondern im geschlagenen Feld blieb.

Da mußte man sich darauf gefaßt machen, daß man den Namen unter der Rubrik: „Ferner liefen" — zu lesen bekam.

Widding hatte bei seinem Trainer sich rasch angezogen und stiefelte nun so über die Rennbahn, als er hinter sich rufen hörte.

Es war Mister Walters, der im Restaurant gesessen hatte und nicht so rasch ihren Wagen hatte sehen können.

Black Head war auf der Neuenhagener Bahn.

Sie kehrten um und fuhren nach dort hinüber, wo Widding seinen Hengst begrüßte, der seine großen Augen spielen ließ und wieherte, zum Zeichen, daß er seinen Herrn erkannte.

Er schwang sich in den Sattel, und im Schritt, zuweilen ein wenig tänzelnd, ritt er zur Arbeitsbahn.

Erst sprang Black Head ein paar Hürden, spielend fegte er darüber hin. Dann bekam er einen kurzen Probegalopp, und dann wurde er mit den anderen Pferden über die Hindernisse geschickt.

Widding hatte das Gefühl, daß er sie alle spielend hielt, es schien, als ob der Schwarze erst jetzt ganz Herr seiner Kräfte geworden war.

„Er ist glänzend auf dem Posten und ein guter Fresser", sagte Mister Walters.

Widding klopfte ihm den Hals.

Er stand ganz still, war kaum warm geworden und atmete, als ob er nicht eben erst einen anständigen Galopp hinter sich hatte.

„Also, sein Sieg war lächerlich leicht. Ich möchte gern, daß Herr Oberleutnant ihn wieder einmal steuern. Es ist doch anders, wenn ein Herr oben sitzt als ein leichter Jockei. Er muß Gewicht tragen lernen, vor allem für kommendes Jahr. Ein paar Pfund mehr oder weniger machen ihm nichts aus."

„Wann könnte ich ihn denn reiten?"

„Ich würde Herrn Leutnant zum Grunewald raten. Aber ich würde ihn nicht auf Sieg reiten. Es gibt ganz schönes Platzgeld. Weder Sie selbst noch Black Head kennen die Bahn. Es ist kein Schade, gegen alte Kämpen, wie Beckenstedts Götterkind und Eigers Rajah, zu unterliegen."

„Ich hatte es mir auch schon vorgenommen."

„Wissen Herr Leutnant, nicht daran denken, vorn zu sein, sondern spazierenreiten, sich die Bahn ansehn, wie bei einer Schleppjagd, immer hübsch hinter dem Master zu bleiben, und erst beim Auslauf sehn, ob es sich lohnt, beim Ende mit dabei zu sein."

„Ich bin wohl immer ein wenig zu eifrig gewesen. Da überstürzt man sich und stürzt dann."

„Black Head ist noch frisch. Wenn Sie ihn ein wenig bewegen wollen, wird ihm das nur gut tun, er ist dann nicht so unruhig im Stall."

„Ist er das?"

„Ja, er hat Temperament. Wir haben anfangs unsere Not gehabt. Er hat die ganzen Wände zerschlagen, hat sich gebissen, daß er einen Maulkorb bekam und auch einen Kragen tragen mußte. Das war eine schreckliche Qual für ihn. Aber es hat genutzt."

„Davon habe ich ja nichts erfahren."

„Ist besser so! Dann ist er immer am Fenster hochgegangen, nach den Pferden nebenan zu sehen — da haben wir ihn in eine Box mit niedriger Drahtnetzdecke gestellt, das hat geholfen, aber nun hat er seine alte Box wieder."

„Armes Tierchen!"

„Es hat ihm n i c h t s geschadet. Er ist jetzt ruhiger und sehr gefügig. Er kann sich glänzend sammeln, als wisse er genau, auf was es ankommt. Ein intelligentes Tier. Er stürmt leicht drauf los, aber im Bewußtsein seiner Kraft. Er weiß, was er sich zumuten kann. Wir müssen aber schonend mit ihm umgehn."

Eine halbe Stunde ritt Widding noch, dann bat ihn Walters, sich doch einmal auf Cyrus zu setzen, und da er einmal dabei war, versuchte er noch einige Pferde, aber dann spürte er seine Knochen und war froh, als er sich schließlich bequem zum Frühstück setzen konnte. Es war doch andere Arbeit als auf dem Exerzierplatz. Die psychische Anstrengung kam hinzu, das scharfe Aufmerken und die Beobachtung des fremden Pferdes, dessen Eigenheit er erfassen wollte.

Sie saßen hinter ihrer Flasche Sekt. Draußen und drinnen hockten Jockeis und Trainer. Die Fenster waren weit auf, und die warme Frühlingsluft kam hereingeflutet von der weiten waldumschlossenen Wiese, wo die Pferde sich zum Kampf, der hier bald beginnen sollte, stählten.

Überall waren die Gärtner dabei, die Wege instand zu setzen. Die Walzen liefen über den Rasen, und die Sprengwagen fuhren hin und her.

An den Hecken wurde geschnitten und gepflanzt, und an den Tribünen waren die Maler in Tätigkeit, um ihnen einen frischen Anstrich zu verleihen. Leer lagen sie da, wie verödet. Wenige Tage später — und Tausende von Menschen drängten sich hier zusammen. Heute war die Umrahmung leer, der Innenraum um so voller.

Ringsum wurde von nichts anderem gesprochen als von Pferden. Man hörte fast nur Englisch, hie und da etwas Französisch, am wenigsten Deutsch. Selbst die Stallburschen taten es nicht ohne englische Brocken

An einzelnen Tischen wurden die Köpfe zusammengesteckt, und Getuschel bewies, daß irgend etwas im Gang war, wovon die andern nichts zu wissen brauchten, vielleicht etwas, worüber dann die Leute später redeten.

Es war ein Volksstamm für sich, eine fremde, kleine Stadt, mit eigenen Interessen, die hier im halben Dunkel für die große Öffentlichkeit die Vorarbeiten machte.

Mit Ernst war ein jeder hier an der Arbeit, und strenge Zucht wurde geübt. Alles war kontraktlich festgelegt, alles hing vom Arbeitsbuch und Zertifikat ab; und selbst der letzte Stallbursche unterlag bestimmten strengen Gesetzen.

Es hieß beim frühesten Morgengrauen heraus, ehe die Menschen in der Stadt noch daran dachten, daß der Tag beginnen könne, eine Zeit, wo viele erst erwogen, ob sie nun schlafen gehen sollten.

Die steigende Sonne trieb Mensch und Pferd in die Häuser zurück. Die Pferde in die kühlen Ställe, wo sie sich von der frischen Morgenarbeit ausruhten und Kräfte sammelten, wenn es galt, zu zeigen, wessen Muskeln am schnellsten spielten, wessen Beine am ausdauerndsten waren.

Jetzt kamen sie langsam über die weite Fläche zurück, von allen Seiten strebten sie zusammen, denn die Arbeit war scharf gewesen, und die Frühlingsluft lag in allen Gliedern und machte matt und schlaff.

Die Sonne brannte, und die Bäume vor dem Logierhaus waren noch ziemlich kahl, daß sie keinen rechten Schatten gaben.

Die paar Tische auf der Terrasse waren voll von Jockeis in ihrem Arbeitzeug, die einen in großkarierten Jacketts oder weißen oder farbigen Sweatern, alle den Stock oder die Peitsche in der Hand. Überall lehnten Fahrräder, die trotz der Pferde viel benutzt wurden, um die Entfernungen von einer Bahn zur anderen zu überwinden, dazu waren die Pferde nicht da. —

Widding setzte sich mit Lembeck etwas abseits, und die Herren bestellten sich ihr Frühstück und tranken ihr Glas Sekt mit Mister Walters, während an den andern Tischen meist helles Bier und mehr noch Limonade getrunken wurde. Auch da hieß es bei den meisten, sich jedes Gelüst verkneifen.

Der kleinste Jockei saß auch heute dazwischen. Man ließ ihn rasch einen Schluck tun. Er hatte es sich in seiner Jugend nicht träumen lassen, daß er einmal hier auf der Rennbahn zwischen all den Englisch redenden Reitern sitzen würde.

Ein Waisenkind, war er in der Welt herumgestoßen, hatte nie satt zu essen gehabt und war klein und unscheinbar geblieben. Seit kurzem war aber der kleine Grünler eine Nummer für sich geworden. Es war nicht zu zweifeln, daß er Karriere machte, denn bei ihm hatte es Weile, ehe er zu schwer wurde. (Fortsetzung folgt.)

Liebe.

Ich kann nicht mehr zufrieden sein,
Ich muß in allen meinen Tagen
Dein Bild in meiner Sehnsucht tragen,
Ich bin ja dein!

Dein Auge hat in meinem Sinn
Den ahnungsvollen Strahl entzündet,
Der mir zu jeder Stunde kündet,
Daß ich dein eigen bin.

Du aber, meiner Leidenschaft
In deiner Reinheit unbewußt,
Erblühest in verklärter Lust
Und wandelst hoch und sternenhaft.

Hermann Hesse.

Kraftspeicher.

Plauderei von Hans Joachim.

So alt wie die menschliche Technik überhaupt ist ungefähr auch das Bestreben, sich zur Sicherung der Betriebe Kraftspeicher anzulegen, sich Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsfähigkeiten aufzuspeichern, um sie zur geeigneten Zeit zur Hand zu haben. Wohl das älteste Beispiel dafür ist der Mühlteich, und zwar der obere Mühlteich, d. h. der Wasserstau, der sich vor und über dem Mühlrad befindet.

Es sind ganz ansehnliche Arbeitsmengen, die sich in solchem unscheinbaren Mühlweiher aufstauen lassen. Nehmen wir zum Beispiel einen Teich, der dreißig Meter lang, zwanzig Meter breit und zwei Meter tief ist, so ergibt sich ein Wasserinhalt von 1200 Kubikmeter oder, da ein Kubikmeter Wasser 1000 Kilogramm wiegt, von 1.2 Millionen Kilogramm Wasser. Nehmen wir weiter an, daß diese Wassermenge aus dem oberen Teich über das Mühlrad hinweg in den unteren Teich rund fünf Meter fallen kann, so ergibt sich eine Arbeit von 1.2 Millionen Kilogramm mal fünf Meter gleich sechs Millionen Meterkilogramm, eine Arbeitsmenge, die die wenigsten solchem verträumten Weiher ansehen. Dazu mag noch, ohne auf die Umrechnung näher einzugehen, bemerkt sein, daß diese Arbeitsmenge theoretisch gleich 22 Pferdekraftstunden ist, d. h., daß sie genügt, um 22 Stunden hindurch eine Pferdestärke zu leisten.

Der Müller ist mit seinem Mühlteich als Kraftspeicher durchaus zufrieden. Er hat ihn da zu liegen, wo er ihn braucht, nämlich neben seiner Mühle, er kann ihn aus dem Mühlbach jederzeit gemütlich wieder füllen oder aufladen, wie der technische Ausdruck bei Kraftsammlern oder Akkumulatoren lautet. Er kann ihn weiter jederzeit durch einfaches Aufziehen eines Brettes entladen und die bei der Entladung frei werdende Arbeit mit gutem Wirkungsgrad unter Vermittlung des Mühlenwerkes in nützliche Mahlarbeit umsetzen. Sein Kraftspeicher zeigt also leichte und vor allen Dingen billige Ladungsmöglichkeit, denn ohne den Teich würde eben der Mühlbach des Nachts ungenutzt fließen, ferner sofortige bequeme Umsetzung der gespeicherten Energie in Nutzarbeit. Das sind zwei wichtige Eigenschaften, die jeder gute Kraftspeicher haben muß. Demgegenüber fällt es in dem vorliegenden Fall auch nicht ins Gewicht, daß ein Mühlenteich eine gewaltig schwere Sache ist, so schwer, daß der Sage zufolge der Teufel wohl schon gelegentlich Müller,

Mühlsteine und ganze Mühlen geholt hat, aber noch niemals Mühlenteiche. Da die Anlage hier ein für allemal stationär ist, spielt das Gewicht keine Rolle.

Das Bild ändert sich, sobald es sich um ortsbewegliche Betriebe handelt, sobald der Arbeitspeicher transportiert werden muß. Dann spielt jedes Kilogramm mehr oder weniger sogar ganz bedeutend mit, und zu den bisher bereits entwickelten Eigenschaften eines guten Speichers tritt noch die Forderung geringsten Gewichtes.

In weiteren Kreisen ist von den verschiedenen Kraftspeichern wohl der elektrische Akkumulator am bekanntesten, jene Kombination von zwei Bleiplatten in Schwefelsäure, die Elektrizität aufschlucken und in Form chemischer Energie niederlegen, um sie bei Bedarf wieder als Elektrizität zurückzugeben. Leider gehört Blei aber nicht zu den leichten Dingen, und deshalb ist auch das Gewicht des elektrischen Akkumulators immer noch reichlich hoch. Bei Batterien, bei denen Fassungsvermögen oder Kapazität einerseits und Lebensdauer anderseits sich vernünftig die Wage halten, wird man auf das Kilogramm Akkumulatorengewicht im günstigsten Fall eine elektrische Leistung von rund siebzig Wattstunden rechnen können. Diese Leistung entspricht einer mechanischen Arbeit von rund 25,000 Meterkilogramm, d. h., ein Kilogramm elektrischen Akkumulators leistet bei seiner Entladung eine elektrische Arbeit, die man in der gleichen Größe als mechanische Arbeit erhalten würde, wenn man ein Kilogramm aus 25 Kilometer Höhe zur Erdoberfläche niederfallen ließe. Oder noch anders gesagt, ein guter elektrischer Akkumulator vermag theoretisch durch seine Entladungsarbeit sein eigenes Gewicht 25 Kilometer hoch zu heben.

Wer das technische Gleichnis zum erstenmal hört, wird sich wundern, warum dann der elektrische Akkumulator nicht zur Aviatik übergegangen ist, warum er allenfalls Eisenbahnwagen und Elektromobile auf fester Fahrbahn treibt, aber den Betrieb der Flugmaschine dem Benzin überlassen muß. Eine kurze Rechnung wird den Grund dafür erkennen lassen. Auch das Benzin ist ein Kraftspeicher, und zwar ein äußerst inhaltreicher. Ein Kilogramm Benzin ergibt bei vollkommener Verbrennung etwa 11,000 Kalorien oder Wärmeeinheiten. Eine Wärmeeinheit aber entspricht 424 Meterkilogramm mechanischer Arbeit. Daher stecken in einem Kilogramm jenes unscheinbaren und wenig anmutig duftenden Stoffes rund 4.7 Millionen Meterkilogramm, d. h. beinah ebensoviel Arbeit wie in dem eingangs als Beispiel gewählten Mühlteich. Würden wir diese Arbeit zur Hebung des Benzingewichtes restlos benutzen können, so würde sich Benzin infolge der ihm innewohnenden Arbeit bis zu einer Höhe von rund 4700 Kilometer über der Erdoberfläche erheben können. Das aber ist gewaltig mehr als die Hebungsarbeit, die dem elektrischen Akkumulator innewohnt, es ist rund 192mal so viel. Das wird begreiflich machen, warum die Flugmaschinen mit Benzinkraft und nicht mit elektrischer Akkumulatorkraft fahren.

Freilich genügen die Feststellungen des theoretischen Arbeitsvermögens, denen zufolge Benzin ein 192mal so guter Sammler ist wie die Kombination Blei-Schwefelsäure, noch nicht, um die Güte eines Kraftspeichers endgültig festzustellen. Es kommt darauf an, was der Speicher selbst kostet, und ferner, in welcher Weise und mit welchem Nutzeffekt sich die in ihm gespeicherte Arbeit wieder nutzbar machen läßt. Der elektrische Sammler besitzt den zweifellosen Vorzug, daß seine Energie sich in guten Elektromotoren ohne weiteres mit rund neunzig Prozent ausnutzen läßt, d. h., von den 25,000 Meterkilogramm, die in einem Kilogramm elektrischen Akkumulators stecken, kommen rund 22,000 Meterkilogramm auch wirklich an der Welle des angeschalteten Elektromotors nutzhaft zur Erscheinung.

Anders steht es mit dem Benzin. Man merkt zwar schon, daß einige Kraft in ihm steckt, wenn einmal ein weniges davon in Brand gerät. Die Brand- und Unfallschroniken aller Städte wissen davon zu erzählen. Aber mit solcher Zerstörungsarbeit ist der Technik natürlich nicht geholfen. Die mußte das gefährliche Benzingas erst in feste eiserne Behälter leiten und die Explosionen dort unter guter Kontrolle und festem Ventilverschluß vor sich gehen lassen. So entstand der Benzinmotor, der sich hinsichtlich des Wirkungsgrades zwar nicht mit dem Elektromotor messen kann, der aber von der im Benzin schlummernden Riesenarbeit doch reichlich zwanzig Prozent nutzbar macht, der mit einem Kilogramm Benzin eine Nutzarbeit von fast einer Million Meterkilogramm hergibt.

So erklärt sich auch praktisch die dominierende Stellung des Benzins gegenüber dem elektrischen Akkumulator in allen ortsbeweglichen Betrieben. Das zeigt sich bei Booten und allerlei Wagen, und die Luftschiffahrt und Aviatik wurden nicht nur wirtschaftlich, sondern auch technisch überhaupt erst möglich, nachdem man gelernt hatte, den Kraftspeicher Benzin durch leichte wirkungsvolle Kraftmaschinen auszunutzen.

Wir besitzen noch andere Arbeitspeicher Die Steinkohle gehört dazu. Ein Kilogramm guter Steinkohle enthält eine Arbeitsmenge, die genügen würde, um die Steinkohle rund dreitausend Kilometer hoch zu heben. Und Steinkohle ist dem Gewicht nach etwa zwanzigmal so billig wie Benzin, zieht man also Leistung und Preis zur Bestimmung der Güte heran, sicherlich noch ein vollkommenerer Kraftspeicher als das Benzin. Aber die Maschinen zur Ausnutzung der Kohle sind sehr viel umständlicher. Man braucht entweder Dampfkessel oder muß die Kohle erst in besonderen Generatoren vergasen. Daher ist die Benutzung der Kohle gewissen Beschränkungen unterworfen. In allen ortsfesten Betrieben, auf schweren Eisenbahnfahrzeugen ist sie am Platz. Schon die schienenlosen Fahrzeuge, die Automobile, bevorzugen den elektrischen Akkumulator oder das Benzin, und in den Lüften wird sie in absehbarer Zeit keine Rolle spielen.

Zum Schluß noch die Frage der Umspeicherung. Ist es möglich, die untransportablen Wasserkräfte irgendwie umzuformen und transportabel zu machen? Die Frage kann heute schon bejaht werden. Die Wasserkraft wird mit Turbodynamos in Elektrizität umgeformt, und diese dient im elektrischen Ofen dazu, Kalk und Kohle zu Kalziumkarbid zusammenzuschmelzen. Ein Kilogramm Kalziumkarbid aber gibt dreihundert Liter Azetylengas, in denen rund acht Millionen Meterkilogramm gespeichert sind, die in guten Gasmotoren mit fünfundzwanzig Prozent nutzbar gemacht werden können. Man ist also imstande, die Wasserkraft zur Herstellung eines elektrochemischen Akkumulators in Form des Kalziumkarbids zu benutzen, der heute, wenn nur Gewicht und Leistung und nicht der Preis berücksichtigt werden, dem alten Bleiakkumulator bereits zehnmal überlegen ist. Hier zeigt sich die Möglichkeit, auf dem Weg durch den elektrischen Ofen vielleicht doch zu dem seit so langer Zeit angestrebten leichten elektrischen Akkumulator zu kommen.

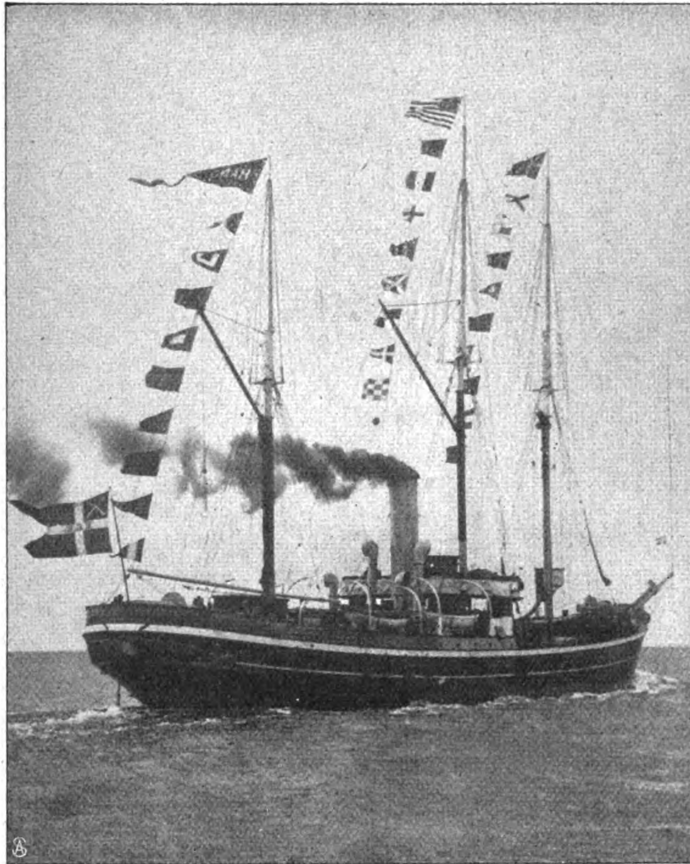
Der „grönländische Handel“ in Kopenhagen.

Von Paul Elsner. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

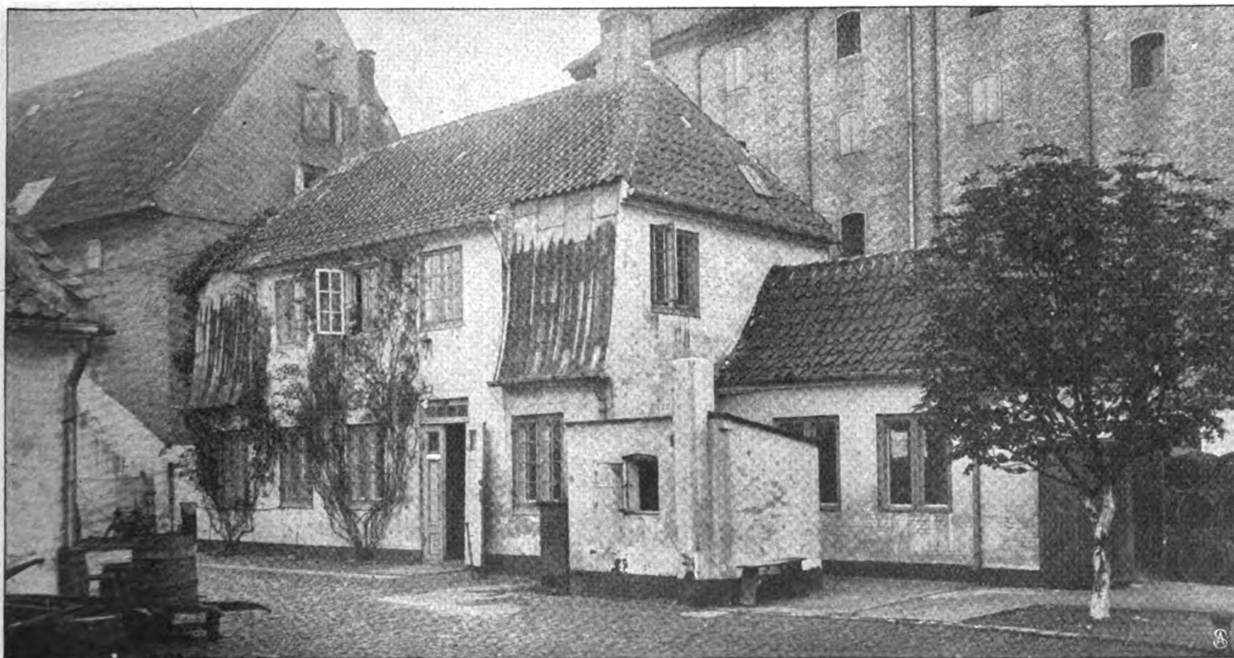
Im Jahr 983 landete der Isländer Erik der Rote in Grönland, der Heimat der Gletscher, wo später in einer Niederlassung mit 280 Höfen und 16 Kirchen an 10000 Menschen wohnten. Nachdem diese von Eskimos und englischen Seeräubern im Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört worden und unter dem giftigen Hauch der auf Schattensohlen auch in das ferne Polarland gelangten Pest die etwa noch vorhandenen Blüten der Kultur dahingewelkt waren, hatte jede Verbindung zwischen Dänemarks nördlichster Kolonie und dem grünen Inselkönigreich aufgehört.

Diese sollte erst wiederhergestellt werden, als der kühne und fromme Bischof Hans Egede die Segel entfaltete zu seiner abenteuerlichen Fahrt nach dem Land der Polarnächte, wo er nach seiner am 3. Juli 1721 erfolgten glücklichen Landung bis zum Jahr 1736 auf das segensreichste wirkte. Dieser Apostel Grönlands war es auch, der zur Förderung der Missionsarbeit unter den heidnischen Eskimos den 1734 bis 1738 von ihm selbst geleiteten und seit 1774 als Staatsinstitut der Direktion für Grönland unterstehenden grönländischen Handel gründete.

Er ist mit das malerischste in dem malerischen Christianshavn, der grönländische Handelsplatz, mit seinen altertümlichen Häusern, seinen hochragenden Speichern, deren von Rosen und Efeu umrankte Fassaden, deren leuchtendrote Dächer sich



Der heimkehrende Grönlanddampfer „Hans Egede“.

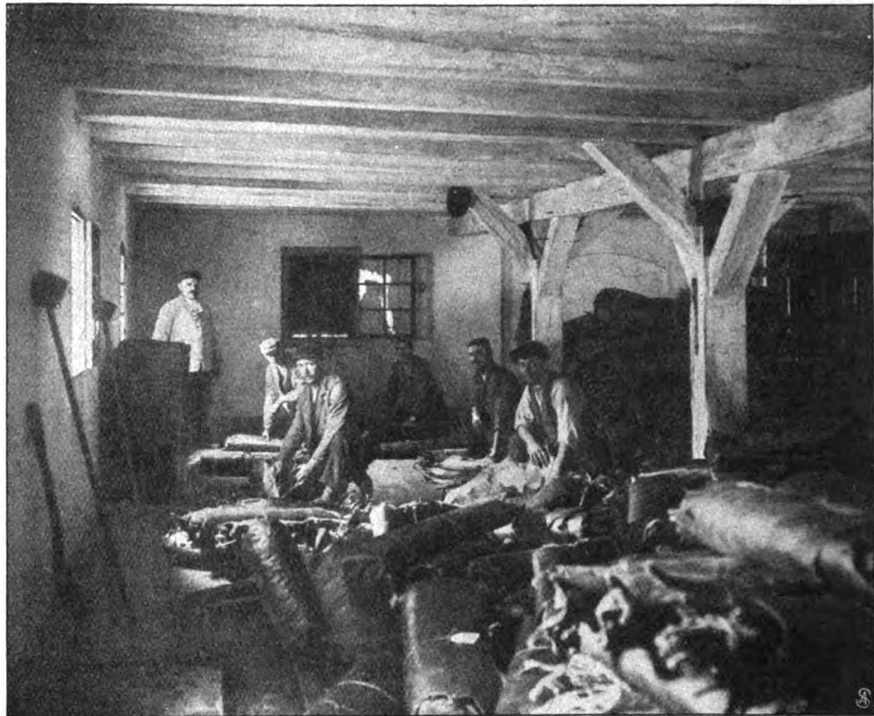


Das Verwaltungsgebäude in Kopenhagen.

Phot. Damgaard.

im Wogenblau von Kopenhagens Hafen spiegeln. Nachdem die Fahrzeuge des grönländischen Handels den langen Winter an den Bollwerken des Handelsplatzes verträumt haben, rüsten sie sich zu ihren ersten Polarfahrten. Aus Eisen und doppelten Eichenbohlen gefügt sind die beiden Dampfer „Hans Egede" und „Godthaab" und die drei Segelschiffe, müssen sie ihren Bug doch dem schimmernden Polareis entgegenwerfen, das gleich opalfarbigen Märchenblumen aus dem Wasserschoß auftaucht und in einsamer Majestät an ihnen vorüberzieht.

In ihrem Innern sind alle die für die Grönländer bestimmten Gegenstände verstaut, denen ein Teil der Speicher des Handels als Lagerraum dient. Wie die Abfahrt dieser Fahrzeuge vom grönländischen Handelsplatz sich zu einem eindrucksvollen Bild zu gestalten



Phot. Damgaard.

Seehundfelle im Lagerraum: Die Felle werden sortiert und verpackt.

pflegt, so ist ihre Ankunft in den Kolonien, der Heimat des Nordlichts, im Frühling, wenn der Donner der Lawinen die Berge aus ihrem Winterschlaf weckt, ein festliches Ereignis. Da wandert ihre Fracht in die Magazine der Kolonieleiter, um dort von den Eskimos gegen das Papiergeld des Landes mit den beiden sitzenden Eisbären gekauft und durch grönländische Produkte ersetzt zu werden.

Von diesen wäre in erster Linie der Tran zu nennen, dessen jährliche Ausfuhr 12-—15 000 Tonnen beträgt. Nachdem der von den Eskimos eingelieferte Seehundspeck in einer von Grönlands zwölf Trankochereien gekocht worden ist, wird er in die unterirdischen Behälter des Handels gepumpt, um nochmals in den Riesenkessel der dortigen Trankocherei zu gelangen. Dieser seiner „reinen" Behandlung verdankt er denn auch seinen ausgezeichneten Ruf in der ganzen Welt.

In den gewaltigen Lagerräumen des Handels sammeln sich im Lauf der Saison etwa 150 der silberfarbenen, oft drei Meter langen, für 400—700 Kronen verkauften Felle der Eisbären, dieser Herren und Könige von Ultima Thule. Selbst solcher, deren letzter Laut auf Ostgrönlands ausgestorbenen Küsten verhallte, wo unter dem Leichentuch des geisterbleichen Schnees Mylius Erichsen, gleich dem Helden der Sage, ruht und tiefer und tiefer in den Unermeßlichkeiten des ewigen Eises versinkt.

Unterhalb der wuchtigen Querbalken der Speicher reihen sich dann 1400—1500 Felle von Blaufüchsen und etwa 1000 Felle von Weißfüchsen, die mit 300 bzw. 60—70 Kronen



Phot. Damgaard.

Auf dem grönländischen Handelsplatz in Kopenhagen.



Lagerraum im grönländischen Handel in Kopenhagen. Hofphot. Schaumburg.



Der Versteigerungsraum in der Börse. Hofphot. Schaumburg.


Ein nach Grönland bestimmtes Segelschiff am Ladekai in Kopenhagen.

Fleißige Hände sind beschäftigt, diese wertvollen Felle zu sortieren und zu verpacken. Alles dies wird im Winter öffentlich versteigert, und zwar in einem Saal der in fröhlichem Renaissancestil aufgeführten Börse, dieser monumentalen Erinnerung an den einstigen Glanz der alten nordischen Kaufherrnstadt. Es ist eine wichtige Auktion, die die Aufnahme auf S. 1783 wiedergibt.

Im grönländischen Handel aber gibt es auch ein pittoreskes Gebäude, wo fleißige Frauenhände die weichen Flaumenfedern der Eidervögel reinigen, und zwar nur Daunen, mit denen die Vögel selbst ihre Nester ausgepolstert hatten.

Das Land, wo das

für das Stück bezahlt werden und nach den großen internationalen Handelsplätzen für Felle und Rauchwerk, wie London, Paris, Wien, Leipzig usw., gehen. In den schattendurchhuschten Ecken türmen sich dort die dann bis zu 30—40 000 Stück einlaufenden Seehundfelle auf, wie unsere Abbild. auf S. 1782 veranschaulicht.

Eismeer sich ruhig in Ebbe und Flut hebt und senkt, ist im grönländischen Handel schließlich auch durch seine Fische vertreten. Auf 1700 bis 1800 Tonnen beläuft sich das Jahresergebnis der in getrocknetem und gesalzenem Zustand eintreffenden Heilbutte, des „Hellefisk“ und des hauptsächlich nach Spanien versandten Klippfisches.


Blick in das Pelzlager.

Dank der rastlosen, aufopfernden, zielbewußten Arbeit der Direktion für Grönland, deren Leitung gegenwärtig in den Händen des Direktors J. Daugaard-Jensen liegt, ist Westgrönlands Bevölkerungziffer von 5000 im 18. Jahrhundert jetzt auf 13 000 gestiegen. Der königlich grönländische Handel fördert wesentlich die Bestrebungen der Direktion für Grönland, das zum Schutz gegen schädliche Einflüsse durch internationale Traktate vollständig geschlossene Land des großen Schweigens auf eine entsprechende Stufe der Kultur zu heben und die geheimnisvollen Nachbarn des Nordpols, auf deren von so vielen Rätseln umlagertem Ursprung noch das Dunkel der Sage liegt, aus Naturkindern zu einem selbständigen und widerstandsfähigen Volkstamm zu entwickeln.

Das schwäbische Dorf.

Von Hermann Schönleber. — Hierzu 8 Spezialaufn. der „Woche".

Ein stiller Hauch schlichter Poesie liegt über dem schwäbischen Dorf. Es hat Maler gefesselt, und Dichter haben seinen Reiz besungen. Ein Mörike ist nicht loszulösen von dem innigen Zauber schwäbischer Dorfidylle.

Freilich — es ist kein einheitlicher Typus mehr, das schwäbische Dorf, so wenig wie irgendein anderes in deutschen Landen. Die moderne Zeit hat hineingegriffen mit rücksichtsloser Gewalt und, soweit ihr Arm reichte, Form und Inhalt gemodelt. Die Linien des Verkehrs entlang, in der Umgebung der größeren Städte, ja oft ganz willkürlich da und dort draußen auf dem flachen Land hat sie das alte Bild gewandelt, neue, fremde, wenig harmonierende Züge hineingetragen. Um einen alten, oft fast nicht mehr erkennbaren Kern reihen sich geradlinige Straßen, einförmige Backstein- oder Fachwerkhäuser, oft mit der Langseite hart an der Straße aufgereiht und erst unter dem Einfluß neuster Strömungen ab und zu von schmalen Vorgärtchen begleitet, einer zunehmenden Arbeiterbevölkerung zur Behausung dienend. Auch das sind schwäbische Dörfer, und es sind ihrer nicht wenige, aber sie sind es nicht, die im Glanz der Dichtung schimmern, sie sind auch nicht gemeint, wenn der freundliche Leser heute zu einem Besuch in einem schwäbischen Dorf eingeladen wird. Wie in ihren



Schwäbische Bauerntochter mit der „Gölte" auf dem Kopf.



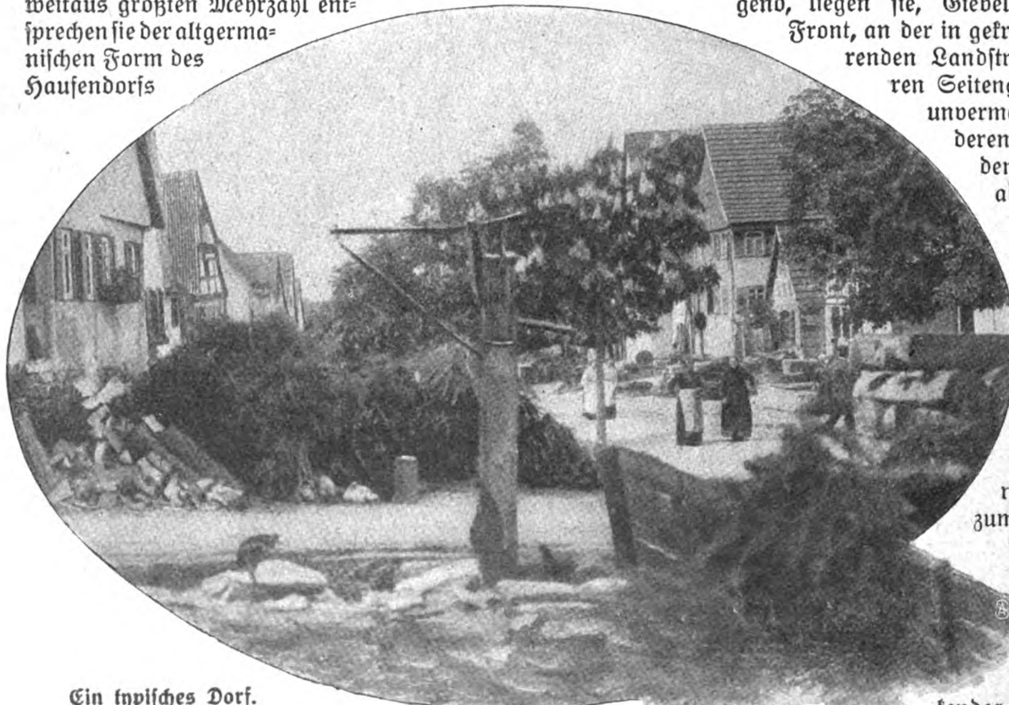
Feierabend im Dorf.

Bauten, so stellen sie in ihrer Bevölkerung eine zwiespältige Masse dar, deren Scheidelinie oft mitten durch die Familie geht: bäuerliches Urvolk, zugezogene Lohnarbeiterschaft und als nicht immer sehr tragfähige Brücke zwischen beiden ein beträchtlicher Teil des jungen Geschlechts aus den Bauernhäusern, den der Trieb der Zeit von Acker und Wiese, von Wald und Weinberg in die Fabrik geführt hat, und jener Teil der Arbeiterschaft, die neben ihrem Hauptberuf auf kümmerlichem Zweigbetrieb noch landwirtschaftlich tätig ist. Getrennte Wege des Werktags, getrennte Interessen, oft eine ganz getrennte Weltanschauung — wie soll da einheitliches Leben, Denken, Fühlen gedeihen, das sonst zum Wesen dörflicher Siedelung gehört, das ihm Charakter, Ebenmaß und eine gewisse suggestive Kraft verleiht, jedes Glied der Gemeinde in seinen Bann zwingend, das nicht zuletzt die Quelle bildet eben jenes erquickenden Hauches poetischer Kraft, den von den entgegengesetztesten Einflüssen umstürmte Städter in der Berührung mit ländlich bäuerlichem Leben gerade so lebhaft empfinden.



Heimkehr von der Feldarbeit.

Glücklicherweise sind der schwäbischen Dörfer noch viele übriggeblieben, und manche der kleinen Landstädtchen lassen sich ihnen billig anschließen, die sich den alten, feinen, bodenständigen Dorfcharakter ganz oder doch nahezu unverfälscht bewahrt haben. In der weitaus größten Mehrzahl entsprechen sie der altgermanischen Form des Haufendorfs der geschlossenen Ortschaft um einen repräsentativen Kern herum, der gemeinhin durch Kirche und Rathaus gekennzeichnet ist. Die innige Vereinigung von Acker- und Viehwirtschaft verrät sich in Anordnung und Bauart der Häuser. Der weitgehenden Teilung der Feldmark entsprechend meist von bescheidener Größe und doch Wohnraum, Stall und Scheune unter einem Dach bergend, liegen sie, Giebel an Giebel nach der Front, an der in gekrümmtem Zug durchführenden Landstraße und den schmäleren Seitengäßchen, vor sich die unvermeidliche „Miste", nach deren Größe der Volkswitz den Besitz des Bauern abzuschätzen pflegt. Denn so gleichmäßig ist die Besitzverteilung im Bauerndorf nicht, daß nicht auch größere Höfe sich zwischen die kleinen Häuschen schöben, was dann gelegentlich eine andere Anordnung der Gebäude bedingt, die geräumige Scheune quer zum Wohnhaus, besondere Stallbauten für Großvieh und Schweine. Da und dort zeigt sich ein kleiner Kramladen, nicht allzu selten auch ein lockendes Wirtshausschild. Bäcker und Metzger, oft mit dem



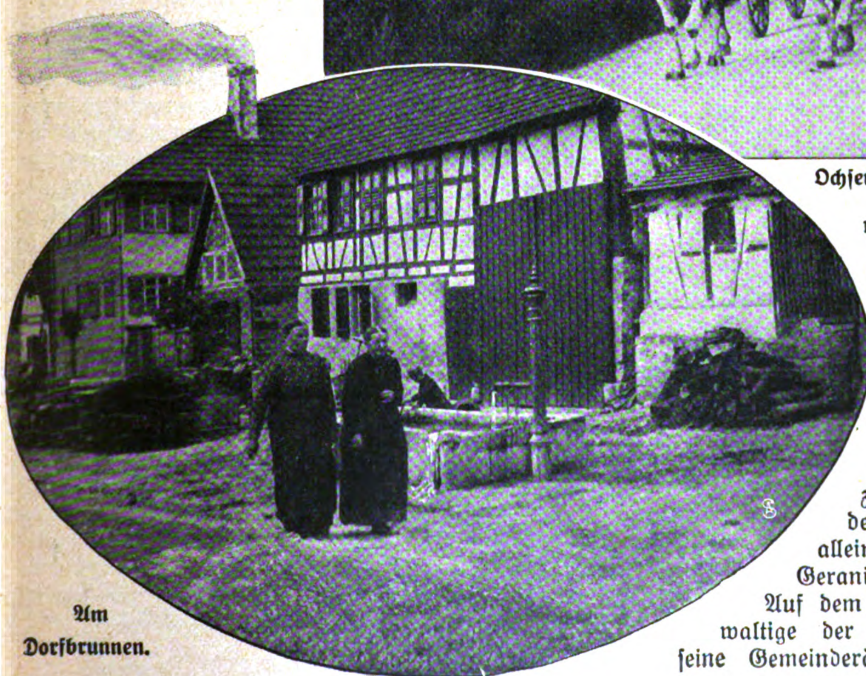
Ein typisches Dorf.


Eine Dorfstraße.

so daß jetzt auch auf den dürren Höhen der Schwäbischen Alb wohl kaum mehr ein Dörfchen ohne reichliches Trink- und Wirtschaftswasser ist. Und oft hat dann auch die angeschlossene Hauswasserleitung den alten, schönen Brauch des Wasserholens am Brunnen verdrängt. Welch eine herrliche Gelegenheit zu einer „Schwätzete“ ist damit versiegt; und wieviel Kraft und Anmut liegen künftig brach, wenn die junge, stramme Bauerntochter nicht mehr die schwere, volle Holz- oder Kupfergölte auf dem Kopf nach Haus trägt! Obst-

Wirtsgewerbe verbunden, leisten sich in den namhafteren Ortschaften wohl richtige Ladenfenster zur Anlockung der Kunden. Eine wichtige Stelle nehmen der oder die Brunnen ein. In einem großen Teil des Landes stehen natürliche Quellen zu ihrer Speisung bereit. Wo dies nicht der Fall war, hat die künstliche Wasserversorgung mit staatlicher Unterstützung in umfassendem Maß eingegriffen,


Ochsengespann auf dem Feldweg.


Am Dorfbrunnen.

und Gemüsegärten schmiegen sich mit üppigem Grün hinter und zwischen die Häuser; und die hartgewohnte Bäuerin, sonst den holden Verzierungen des Lebens weniger zugetan als seinen strengen Nützlichkeiten, lernt in neuerer Zeit doch auch dem Schmuck der Blumen in Garten und Haus vermehrte Liebe und Pflege entgegenzubringen, so daß es nicht mehr bloß der Pfarr- oder der Lehrersgarten allein ist, aus dem Rosen, Nelken und Geranien dem Wanderer entgegenblühen. Auf dem Rathaus thront als der Ortsgewaltige der Schultheiß, hervorgegangen wie seine Gemeinderäte und Bürgerausschußmitglieder

aus der allgemeinen Wahl seiner männlichen Gemeindebürger. Einst war er der Regel nach ein Bauer wie die andern auch, höchstens an Besitz sie überragend, und auch das nicht immer; allmählich aber, mit der steigenden Komplikation der Gesetzgebung, treten immer mehr geschulte Verwaltungsmänner an die Stelle, die sog. „Schreiberschulzen", wie sie zum Unterschied von den „Bauernschulzen" genannt werden. Mit dem Schultheißen bilden Pfarrer und Lehrer, der oder jener „studierte" größere Landwirt — dann entsetzlicherweise „Ökonom" genannt — in größeren Gemeinden auch vielleicht ein Kaufmann oder am Ende gar ein Apotheker die Honoratioren des Dorfes. Immer häufiger gesellt sich ihnen auch der Arzt zu, je mehr die Ueberfüllung des ärztlichen Standes seine Jünger zwingt, sich eine ländliche Praxis zu suchen. Das geistige Leben beschränkt sich im übrigen auf das, was der sonntägliche Gottesdienst in der Kirche bietet; Vereinsbestrebungen, die darauf ausgehen, Unterhaltungsgenüsse höherer Art auch dem Volk der Dörfer zuzuführen, sind noch nicht über Anfänge hinaus gediehen. Vom Lesen ist der schwäbische Bauer, trotz einer recht guten Schulbildung, kein allzu großer Freund, und das wenige, was er liest, muß mit seinen nächsten Gedanken und Interessenkreisen in enger Beziehung stehen. Aber unintelligent, empfindungslos, gefühlstumpf ist er deshalb ja nicht. Es muß nur eine große tiefe Sache sein, die an ihn herantritt. Die erfaßt er dann mit starker, zäher, opferfähiger Leidenschaft. Im allgemeinen aber geht der schwäbische Bauer schlecht und recht den Alltagsweg der Pflicht, ohne viel rechts und links und vorwärts über das nächste hinauszuschauen. Es wird das wohl allgemein so Bauernart sein.

Und was ist es nun, das den herzgewinnenden Reiz gibt, den der Wanderer in schwäbischen Gauen von diesen stillen Dörfchen auf sich überströmen fühlt? So leicht ist es nicht, ihn zu deuten in kurzen, dürren Worten. Zu einem Stück sind es wohl übertragene Vorstellungen. Man stellt sich so gern vor, in diesen traulich zusammengeschmiegten Wohnstätten müsse ein fleißiges, biederes, treuem Gemeinsinn offenes Geschlecht hausen, müsse ein Rest goldenen Zeitalters leben, nach dem der im wirren Daseinskampf zermürbte Städter dürstet. Und diese sehnsüchtigen Vorstellungen trügen im ganzen auch nicht, glücklicherweise, soviel auch gelegentlich da oder dort die Tageschronik von Missetaten der Roheit, des Eigennutzes, der Leidenschaft auch aus den Hütten des Landvolkes zu berichten wissen mag. Um das geträumte oder wirkliche Bild idealer Güter aber legt sich als köstlicher Rahmen die schwäbische Landschaft und gibt ihm die harmonische künstlerische Vollendung. Sehen wir ab von dem Steilhang der Alb, von dem majestätischen Tannenwall des Schwarzwaldes, die ihre eigenen Schönheitsgesetze haben. Die lieblich sanfte Wellenlinie, ein ewig flutendes Auf und Ab mäßiger Hebungen und Senkungen geben dem schwäbischen „Ebenen- und Hügelland" das hervorstechende Gepräge, in dem auch die schönsten Blüten malerischer Dorfbilder sich finden. Die Höhen oft vom Laubwald bekrönt, die Hänge bewachsen mit Obst und Wein, Wiesen und wogende Kornfelder im Tal, dazwischen, zierlich sich schlängelnd durch Weiden- und Erlengebüsch, Bächlein und bescheidene Flüsse: so bietet sich der größte Teil des schwäbischen Landes dem Beschauer dar. Und in diese Wogen und Buchten und Falten hinein schmiegen und betten sich die Dörfchen und Weiler, oft so findig und geschickt, als wollten sie absichtlich Versteckens spielen, und als wollten sie den Frieden ihrer Weltabgeschiedenheit auch nach außen zu erkennen geben. Das sind sie, die traulichen Nester unserer Sehnsucht, die uns so lieblich grüßen, wenn ein heller Sonntagmorgen seine Lichtfülle über sie breitet, oder wenn der sinkenden Sonne letzter Strahl an schlanker Kirchturmspitze zögert, während von draußen ein köstlicher Erdgeruch durch die winkligen Gäßchen streicht.



Dorfkinder.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

21. Fortsetzung.

Als die Mendel das Zimmer verlassen hatte, saß Bruno Thaysen der alten Exzellenz allein gegenüber.

Das Kaminfeuer knisterte, die Steine sprühten auf in dem rosigem Licht.

„Wie kam denn die Krankheit des Grafen?“ fragte Bruno Thaysen. Er fühlte, er mußte der alten Frau Zeit lassen, von sich abzukommen.

Sie sah ihn an, zum erstenmal. Ihre Mundwinkel zuckten, als wollte sie weinen. Aber das war nur einen Augenblick.

„Mein Sohn . . . hat Reisen gemacht. Sie wissen doch . . . überall war er, in Japan und in China . . . und in Spanien, in Portugal. . . . Er bekommt viele Zeitschriften . . . aus allen Ländern. Wenn er die Sprache nicht kennt, so ist es wegen der Bilder. Er betrachtet sie, erinnert sich . . . dann schreibt er es auf . . . er hat Bände geschrieben. Memoiren, Sie wissen“ . . .

Sie verlor den Faden. Er drängte.

„Ja nun, und diese Zeitschriften“. . . .

Sie schüttelte den Kopf, wickelte sich in ihren Schal.

„Also gestern kam eine spanische Zeitschrift. Ein großer Artikel war darin über einen Stierkämpfer . . . ich weiß nicht, wie er heißt. Und da hieß es, er hätte ein Diner gegeben für einen Grafen Oberwall und seine junge Frau . . . und dann war ein Bild auf der andern Seite. . . . Dieser Mensch auf dem Balkon und neben ihm Gerhards Frau, und er hält ihre Hand, und es sieht beinah aus, als wollte er sie küssen. . . . Und Gerhard auf der anderen Seite, aber abgewandt und darunter die Namen . . . alle Namen groß ausgeschrieben, und unter dem Balkon sieht man Menschen . . . einen Hut neben dem anderen. . . . Da ist mein Sohn zu mir heraufgekommen . . . mit dem Blatt . . . ganz langsam ist er heraufgekrochen . . . hat mir das Blatt in den Schoß geworfen und hat gerufen: ‚Siehst du — so weit kommt es, wenn man sich seine Frau aus der Bohème holt . . .‘ und dann hat er noch was gesagt . . . und dann ist er in den Sessel gefallen . . . und man hat ihn heruntertragen müssen. Und der Arzt sagt, daß er nicht weiß, ob er davonkommt“ . . .

„Sie haben Gerhard natürlich sofort telegraphiert, Exzellenz.“

„Er hat's nicht erlaubt . . . er will die Frau nicht ins Haus lassen . . . die Frau, die geborene Hörselkamp. . . . Und er will Gerhard nicht kränken. . . . Ich sitze hier und warte, warte, bis er etwas bestimmt. Aber er sagt nichts. Und ich kann nicht runter. . . . Vielleicht, wenn ich im Sessel getragen würde. . . . Aber die Leute haben Angst vor den Treppen — und ich habe auch Angst. . . . Ich muß hier sitzen und warten.“ . . .

„Sie werden Ihre Angst überwinden, Exzellenz!“ sagte er fest. „Ich werde helfen, Sie hinuntertragen — es wird Ihnen nichts geschehen. Sie müssen mit dem Grafen sprechen. Es ist alles anders, wie Sie glauben. Lou Hörselkamp ist nicht schuld an dem allen. Sie nicht. Sie hat an meinen Vater geschrieben. Lesen Sie den Brief von Anfang bis zu Ende. Ich werde solange warten.“ . . .

Es kam Bewegung in die Kleiderfalten der alten Frau. Ihre Augen glühten plötzlich auf.

„Geben Sie her.“ . . .

Sie griff nach ihrer Brille, nach dem Brief.

Thaysen stellte sich ans Fenster und atmete die Luft ein, die durch den engen, offenen Spalt hereindrang. Wie aus dem Wasser gezogen war er in der kleinen, heißen, parfümierten Stube. Er sah auf die Uhr. Die Herrschaften hatten alle Zeit. Ihm war jede Stunde für seine Arbeit verloren. Nur durch äußerste Sammlung und durch Anspannung aller Kräfte war es ihm in wenigen Monaten gelungen, sich „eine Stellung“ zu machen. Jetzt im entscheidenden Augenblick brauchte er seine Kräfte, seine Umsicht mehr denn je. . . . Und doch war ihm jetzt schon klar, daß er allein Lou aus ihrer Lage retten konnte. Auf ihre Eltern konnte sie nicht zählen — Graf Oberwall war krank — hier oben saß eine halbgelähmte, alte Frau. Zwei, drei, vielleicht vier Tage mußte er noch hierbleiben. In spätestens acht Tagen war er unten — brachte sie selbst mit. Und wenn sie auch hier kein „Zuhause“ fand, so fand sie es in dem Haus seiner Eltern. Auf seine Alten konnte er sich verlassen. Was später wurde, daran wollte er nicht denken, das gehörte auch nicht zur Sache. Er hatte Lou einmal gesagt: „Ich bin immer da, wenn Sie meiner bedürfen“, und er würde da sein. Helfen! So! Nun war er mit sich im reinen.

„O Gott . . . o Gott!“ stöhnte es aus dem alten Brokatsessel.

„Ja . . . Exzellenz . . . nun sieht die ganze Sache doch wesentlich anders aus.“

Er sprach unwillkürlich härter, als es seine Absicht war.

„Er ist ein Rey . . . ein Rey . . . kein Vidal. Die Vidal sind Bauern!“

Sie blickte ganz blöde vor sich hin. Alle ihre Instinkte wehrten sich dagegen, daß ihr Enkel, der Enkel des Generals Rey, ein Bauer geworden war. Das allein sah sie.

„Die Reys waren Revolutionäre . . . wilde, furchtbare Menschen . . . aber sie blieben Marquis unter der Jakobinermütze, sie hatten Ideale, die Reys . . . ein politisches Programm . . . und sie legten ihr Haupt mutig aufs Schaffot, als es bezahlen hieß. Sie waren Helden!“

Er murmelte: „Solche Helden gibt es zu Dutzenden in der Fremdenlegion.“

„Wie . . . was sagen Sie?“ fragte die alte Exzellenz. „Fremdenlegion? . . . Was soll er dort?“ . . .

„Sich austoben!“ antwortete Thaysen. „Das Blut der Reys und der Vidal austoben. Weiter nichts. Dazu ist sie gut, die Fremdenlegion — ebensogut wie eine Revolution!“ . . .

Die Gräfin Marie Antoinette Oberwall senkte den Kopf tief auf die Brust.

Sie machte keinen runden Rücken mehr und legte auch den Kopf nicht mehr schief zur Seite, um ihre bissigen Worte hervorzustoßen. Irgend etwas war gebrochen in ihr. Der Stolz auf ihr wildes Blut, der Stolz auf die Heimat ihrer Mutter, der Stolz auf die Reys aus dem heißen Languedoc. . . .

„Mein Sohn ist ein alter Mann. . . . Gerhard ist der letzte Oberwall . . . der letzte Oberwall.“ . . .

Und Tränen tropften aus ihren dunklen Augen über die weißen, geschminkten Wangen, langsam und schwer und eisig kalt. . . .

„Der letzte Oberwall.“ . . .

Sie schluchzte auf einmal vor sich hin wie ein greises Weiblein, das sie im Grunde doch war, und wie eine Mutter ihrem Sohn, ihrer letzten Hoffnung nachweint.

Und in dieser Stunde fühlte sie zum erstenmal, wie teuer ihr der Mann geworden war, den sie fast mit Herablassung behandelt hatte.

Sie faßte nach Thaysens Hand.

„Ich werde mit meinem Sohn sprechen . . . ich fürchte mich nicht vor der Treppe . . . ich komme schon herunter. Die Mendel wird mich führen und der Diener. . . . Wir werden Gerhard schreiben. Er muß zurückkommen. Augenblicklich muß er zurückkommen.“

„Das nutzt nichts!“ sagte Thaysen. „Ich hole ihn selbst.“

Der Kopf der alten Frau fiel auf seinen Arm. Ihre welken Lippen berührten seine Hand.

„Mein Sohn hat immer viel von Ihnen gehalten . . . Herr von Thaysen . . . viel . . . viel.“ . . .

Sie konnte nicht mehr sprechen. Sie ließ ihn von sich, leis und abbittend.

* * *

Gerhard Oberwall schlenderte durch die Straßen von Arles. Durch die engen, bergigen Gassen, die mit spitzen Kieselsteinen gepflastert waren, und über die junge, hübsche Mädchen so anmutig, unbeholfen trippelten und Frauen so vorsichtig wiegend einherschritten.

Er wußte jetzt wieder, woher seine Mutter den wiegenden, würdevollen Gang hatte. . . . So gingen hier alle verheirateten Frauen — die alten wie die jungen; und er wußte nun auch, warum Mémère und Ahnchen es liebten, auf den weißen Stufen zu sitzen. Alle Arlerinnen saßen auf den weiß leuchtenden Stufen ihres Hauses, wenn die Sonne zu sengen aufhörte. Saßen und plauderten, nähten und strickten und erzählten sich Liebesgeschichten, kicherten, sprachen vom Tod und von Geburten, summten ein Lied und küßten die Kinder. Und hinter ihnen bauschten sich die weißen Vorhänge im sanften Abendwind und vor ihnen die weißen Busentücher über den schwarzen, ausgeschnittenen Miedern.

Jeden Abend schlenderte er so durch die Gassen, und seine Augen spähten vorsichtig in die dunklen Stuben, wo fleißige junge Näherinnen an langen Tischen saßen und sehnsüchtig hinausblickten zum rosenroten Abendhimmel. Man kannte ihn schon, man nickte ihm zu, man lachte ihn an, mit blitzenden Zähnen. Man sagte von ihm: „Der junge Herr Vidal“, weil er im Haus der Vidal wohnte, das am Kanal lag. Und wenn abends die Musik spielte auf dem Boulevard, dann warf ihm die eine oder andere einen Olivenzweig auf den Balkon oder eine Blume oder auch nur einen kleinen Kieselstein, um den ein Haar gewunden war, ein langes, schwarzes Haar. Und er warf lachend kleine, gebräunte Nüsse zurück, die knusperigen Cacavetos, aus einem großen Schäferhut, der ihm als Körbchen diente.

Und eines Tages stand Madlon da, fing die Nüsse auf mit beiden Händen. Stand da und lachte und ging nicht vom Fleck und warf jede Nuß einzeln zu ihm zurück — ins Gesicht — mitten ins Gesicht, daß die spitze, rauhe Schale ihn traf wie ein Nadelstich, an den Wangen, an den Schläfen, an der Stirn. . . .

„Komm!“ rief er. „Komm!“

Sie lachte, schüttelte den Kopf und lief davon. . . .

Und nun suchte er sie. Suchte sie in den heißen, engen Gäßchen, suchte sie unter den lachenden, schwatzenden Menschen abends, vor der Musikkapelle, vor den dichtgefüllten Cafés auf dem Boulevard. . . .

Er hatte nicht an sie gedacht vorher. Hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als sie plötzlich vor ihm gestanden hatte mit ihren braunen, samtweichen Wangen, mit ihren heißen, dunklen Augen. Nur weil er sie nicht wiedersah an jenem Abend und auch am folgenden und nächsten nicht . . . das reizte . . . das ärgerte ihn. Er m u ß t e an sie denken. Er m u ß t e sie wiedersehen. . . .

Er schrieb an Lou. Fast zärtlich. Der Arzt hätte ihm Ruhe verordnet. Er wäre auch noch in Behandlung. Aber es ginge soweit alles gut. Sie sollte ganz still und ruhig auf ihn warten, nur nicht nach der Stadt kommen. Die Hitze wäre schlimmer noch als draußen und die Dünste vom Kanalwasser, das flach und schmutzig über die Steine sickerte, wirklich ungesund.

Eine offene Karte war es. Mémère hatte sie zuerst gelesen und mit Frau Vidal darüber gesprochen.

„Er hat ganz recht!“ sagte Mémère.

„Ein Mann kann nicht am Schürzenband seiner Frau hängen“, sagte Frau Vidal.

Lou wendete den Blick von den beiden Frauen ab und ging in ihr Zimmer.

Sie wollte ihm schreiben, daß die Sümpfe von Camargue ihren giftigen Atem bis hierher in ihr Zimmer trügen und auch hier die Krankheitskeime in der Luft lägen. Der Professor schleppte sich kaum mehr aus seinem Zimmer mit seinen verbundenen Augen. „Das Camarguefieber“, sagte er.

Aber als sie die Feder ansetzen wollte, da fiel ihr die Hand willenlos in den Schoß zurück. Vielleicht hatten die Damen Vidal recht. Vielleicht war es besser, sie „wartete ruhig und still“, war es besser, sie drängte sich ihm nicht auf wie eine verlassene Geliebte.

Und sie hing große Handtücher, mit kölnischem Wasser getränkt, vor ihre Fenster, setzte sich dann wieder an das Bett des alten Mannes unten und gab ihm heimlich Tabletten gegen das tückische Fieber, das seine morschen Glieder schüttelte, und träufelte ihm heimlich Rosenwasser in die halberloschenen Augen.

Frau Vidal aber saß in der dunklen Wohnstube vor einem schmalen, dicken Kontorbuch und diktierte ihrer Tochter flüsternd die Umsätze des letzten Halbjahres, das Erträgnis der Pferdeherden und der Stierzucht aus der Camargue.

Die Augen der beiden Frauen glänzten, wenn sie sich zu den Mahlzeiten niedersetzten, und Frau Vidal sagte, man könnte schon die Sümpfe der Camargue mit ihrem bißchen Fieber mit in den Kauf nehmen, wenn die Weiden soviel abwürfen. . . .

Mémère aber wußte, daß die Luft in Arles gesünder war als die auf ihrem Gutshof, wußte, daß Gerhard jetzt allein sein wollte. Und sie schrieb ihm mit ihrer kindlichen Schrift: „Erhole Dich nur, mein Liebling. Bleibe in der Stadt, solange es Dir gefällt. Deine kleine Frau ist bei uns in guter Hut und Pflege.“

Gerhard atmete auf, als er diesen kurzen Brief erhielt. Wie ein kleiner Junge konnte er jetzt herumtollen, die unsinnigsten Dinge treiben. Wie gut ihm

seine liebe, gute, schöne Mutter verstand — wie sie fühlte, was er brauchte: Freiheit — Freiheit!

Und der junge Herr Vidal warf Cacavetos von seinem Balkon, fing Blumen auf und kleine Kieselsteine und suchte Madlon . . . die braune, sonnenwarme Madlon mit den heißen Augen.

An einem Sonntag fand er sie.

An einem schlohweißen, sengenden Sonnensonntag. Unter Tausenden von Menschen fand er sie . . . oben, fast ganz oben, auf der höchsten Stufe der offenen Arena, wo auf dem gelben Sand die Farandole getanzt wurde von weißgekleideten Kindern und später buntbebänderte junge Stiere mit der roten Kokarde ihre tollen Sprünge vollführten, wenn bezahlte ländliche Torreros und junge Leute aus den Zuschauerreihen mit roten Tüchern vor ihnen hersprangen und nach der Kokarde haschten.

Ganz oben stand sie — braun und schlank, mit blitzenden Zähnen und sprühenden Augen. Und es war, als umflösse sie das Blau des Himmels, als umhüllten sie die goldenen, flimmernden Sonnenstrahlen.

„Madlon," rief er, „Madlon!" . . .

Sein Ruf ging unter in dem Jubel und Lachen der Menge, in dem Trampeln und Klatschen dieser lustvollen, ausgelassenen Menschen.

Sie winkte mit einem Taschentuch, warf einen Blumenstrauß hinunter, und ihre Hände schlugen ineinander in übermächtiger Freude.

Ihm war, als müßte er sich selbst über die Schranke schwingen, nur damit ihre Augen ihn sahen . . . sie ihn erkannte. Er wurde beiseitegeschoben, zurückgeworfen, er erstickte fast in dem Gedränge. . . .

Am Ausgang stellte er sich auf, packte sie am Handgelenk, als sie vorbeiging an ihm, ohne ihn zu sehen.

„Warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe?"

„Sie sind nicht mehr mein Herr", antwortete sie kurz, fast feindselig.

Er ließ sie nicht locker.

„Das werden wir sehen", murmelte er drohend. „Wir werden sehen, ob ich dein Herr bin oder nicht."

Sie lachte auf, höhnisch, beleidigend. . . .

„Sie? . . . Einer, der Angst hat! . . . Angst vor einer Großmutter! Nicht einmal ein gutes Wort haben Sie gewagt für mich einzulegen, als ich Sie auf beiden Knien darum bat!" . . . .

Er schüttelte ihren Arm, daß sie leicht aufschrie.

„Weil ich mir nichts aus dir machte — darum habe ich kein Wort gesagt. Darum! Verstehst du . . . Nicht aus Angst . . . du dummes Ding, du!" . . .

Spöttisch lachte sie ihn mit ihren Augen an.

„Und jetzt lieben Sie mich wieder? Ja? Jetzt haben Sie wieder Mut, ja?"

Mit aller Kraft suchte sie sich aus der harten Umklammerung zu befreien. Er ließ nicht locker. Und nur, um kein Aufsehen zu machen, ging sie weiter an seiner Seite, mit wutverzerrtem Gesicht, mit plötzlich erblaßten Wangen.

„Feige sind Sie — verstehen Sie das? Feige . . . Jeder dumme Junge, jeder Bauerntölpel hat mehr Mut als Sie . . ."

„Du . . . nimm dich in acht . . ."

Sie erschrak plötzlich. Der Ton war ihr neu. Etwas Furchtbares lag darin, etwas, was trunkene Schlächterburschen hatten, wenn ihnen jemand in die Quere kam in der Kneipe.

Tückisch murmelte sie: „Lassen Sie mich los."

„Ich laß dich los, wenn du mir versprichst, nächsten Sonntag in die Arena zu kommen und am Ausgang auf mich zu warten — wie ich heute auf dich gewartet habe. . . . Hast du verstanden?" . . .

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin immer da am Sonntag, solange ich in der Stadt bin."

„Und du wartest auf mich?" . . .

Zornig und neugierig zugleich sah sie ihn an.

„Was wollen Sie von mir?"

„Nichts, als daß du wartest. Daß du zurücknimmst, was du mir da alles gesagt hast."

Der Druck seiner Hand lockerte sich. Doch sie ging weiter an seiner Seite, blickte von unten zu ihm herauf mit ihren heißen Augen.

„Wollen Sie wirklich über die Barriere?"

Sie lachte, ganz leise und aufreizend.

„Das lassen Sie lieber. 's ist nichts für feine Herren."

„Das ist meine Sache", herrschte er sie an.

Sie wickelte beide Hände in ihre schmale, schwarze Schürze, verzog die roten, vollen Lippen zu spöttischem Lächeln.

„Wenn Frau Vidal das erfährt . . ."

Ihr Arm streifte den seinen. Ihr Brusttuch, nachlässig gesteckt, wehte ihm ins Gesicht, brachte ihm den Duft ihres gesunden, luft- und sonnendurchglühten Körpers.

„Meiner Großmutter würde es Spaß machen . . ."

„Auch wenn sie wüßte, daß Sie es meinetwegen tun?!"

Er war sehr bleich und sah sie finster an.

„Du . . . nimm dich in acht . . ." wiederholte er noch einmal.

Er hätte sie packen mögen auf offener Straße und sie schlagen, sie würgen . . . ihr die Kehle mit seinen beiden Händen zudrücken, die Kehle, aus der ihr spöttisches, aufreizendes Lachen kam. . . .

„Du . . ."

Sie lief davon, bog um die Ecke, rannte, so schnell sie ihre flinken Beine trugen. Sie faßte nach ihrem Hals, ganz unwillkürlich ... weil ihr plötzlich so himmelangst geworden war vor seinem Blick.

Was war das für ein Mann, heilige Jungfrau, was war das für ein Mann — dieser hübsche, blonde, feine Herr . . . der sie geküßt hatte in dem alten Garten der Vidal . . . weil er ihr Herr war, und weil er ihr gefiel mit seinen sanften blauen Augen. . . .

An diesem Abend schrieb er zum zweitenmal. Aber nur an seine Mutter: es ginge ihm besser. In acht bis zehn Tagen würde er nach Hause kommen. Ganz unten, kaum leserlich: „Viele Grüße an Lou."

* * *

Lou wartete auf ihren Mann.

Still und ruhig, wie er es von ihr verlangt hatte. Still und ruhig, wie es auch die Damen Vidal von einer gefügigen, anständigen Frau erwarteten.

Sie wartete auch auf einen Brief von Pastor Thaysen. Aber der Postbote kam nur zweimal in der Woche aus Arles heraus in einem kleinen, offenen Wägelchen, das am Gutshof meist vorüberfuhr. Es verdroß Mémère, daß Lou dem Wägelchen manchmal entgegenging. Es könnte ihr schaden. Und dann — es paßte sich auch nicht. Junge Frauen hatten keine Briefe zu bekommen, von denen der Mann nichts wußte.

Frau Vidal schüttelte den Kopf, als sie Lou wieder auf die Landstraße hinausgehen sah, um die Zeit, da der Postwagen zu kommen pflegte.

Aber es war ein Sonnabend. Die Schäfer warteten auf die Löhnung, und die Damen Vidal hatten viel zu tun. Jetzt besonders, da der Professor krank war und Frau Vidal selbst das Geld auszahlte mit harten Fingern und wachsamen Augen.

Lou stellte sich unter einen Baum und wartete, bis das Pferd langsam nähertrottete.

„Nichts für uns?"

Der Postbote, weiß wie ein Müllergeselle vom feinen, kalkigen Staub, kramte in seiner Tasche.

„Da . . ."

Ein großer Umschlag mit ungelenken Schriftzügen fiel in Lous emporgestreckte Hände.

„Der blonden, jungen Frau Vidal" stand darauf.

„Ist doch richtig an Sie?" fragte der Postbote und wickelte eine mit Wasser gefüllte Flasche aus nassen Tüchern und Kohlblättern. „Ich muß mal den Staub ein bißchen runterspülen. Den Sommer hat der Herr gesegnet, das muß man ihm lassen."

Lou hörte nicht. Sie drehte den seltsamen Brief hin und her. Er trug den Poststempel von Arles. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Sie riß den Umschlag auf. Keine Unterschrift. Nur die Worte: „Wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Mann morgen über die Barriere in die Arena springt, dann kommen Sie. Den alten Damen, sagt er, macht es Spaß."

Sie verstand erst nicht. Sie las die Worte wieder und immer wieder, bis ihr die Augen übergingen. Dann steckte sie den Brief in den Ausschnitt ihres Kleides und watete langsam durch den fußhohen, weißen Kalkstaub.

(Fortsetzung folgt.)

Das Phonetische Laboratorium in Hamburg.

Von Dr. G. Panconcelli-Calcia, Leiter des Laboratoriums. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Manche Zweige der Wissenschaft waren schon im ersten Entwicklungstadium mit ihrer Methodik im reinen, andere dagegen haben sich erst langsam eine Methode errungen. Das war auch das Schicksal der Phonetik, einer Wissenschaft, die alle normalen und pathologischen Erscheinungen der Stimme in Sprache und Gesang untersucht. Akustiker und Physiologen, Linguisten und Taubstummenlehrer trafen sich zuerst auf dem Arbeitsfeld der Phonetik. Diese verschieden interessierten Menschen arbeiteten aber nicht vereint; jeder behandelte die ihn speziell angehenden Fragen seiner Vorbildung, seinen Neigungen, seinen Fachbedürfnissen entsprechend. Dieses bunte Treiben wirkte auf die Gestaltung einer phonetischen Methodik nicht günstig. Der eine wendete in seinen Untersuchungen ein streng naturwissenschaftliches Verfahren an, der andere die primitivste und subjektivste Beobachtung, der dritte begnügte sich mit seinen praktisch erworbenen Kenntnissen. Die Folge davon war, daß jeder der Tätigkeit des andern wenig Verständnis entgegenbrachte und die nach seinem Verfahren erzielten Resultate für die besten hielt. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es möglich, eine gewisse Einheit zu erzielen, den ausgesprochen naturwissenschaftlichen Charakter der Phonetik einzusehen und das experimentelle Untersuchungsverfahren als das geeignetste anzuerkennen. — In Fachkreisen war man über die Selbständigkeit der experimentellen Phonetik nicht im Zweifel, es fehlte aber dieser Ueberzeugung eine konkrete, öffentliche Bestätigung, zumal dieser Wissenschaft wie den meisten neuen Errungenschaften zahlreiche und bittere Feinde auf ihrem Weg begegneten. Dank der Initiative des Professors für afrikanische Sprachen D. Meinhof in Hamburg und der liberalen Unterstützung des hamburgischen Staates ist diese Bestätigung in Form eines einzig dastehenden Laboratoriums in die Erscheinung getreten. In einem kleinen Zimmer bildete sich gegen Ende 1910 die erste Keimzelle der experimentellen Phonetik in Hamburg und wurde von Linguisten, Medizinern, Taubstummenlehrern, Gesangspädagogen, Psychologen, Neusprachlern, Missionaren, Sprachlehrern usw. dermaßen in Anspruch genommen, daß sie sich innerhalb knapper drei Jahre zu einem stattlichen Gebäude entwickeln konnte; in der Tat eine gesunde, vom theoretischen und praktischen Wert der experimentellen Phonetik sachlich bedingte Entwicklung, die die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung glänzend beweist.



Das Phonetische Laboratorium.

In aller Stille ist das neue phonetische Laboratorium zu Hamburg mit dem Anfang des Wintersemesters am 15. Oktober d. J. der Gelehrten- und Studentenwelt eröffnet worden. Es existierten wohl vorher in einigen Universitäten Deutschlands und des Auslands



Wiedergaberaum der Phonographischen Zentrale.

kleine phonetische Laboratorien, deren Kräfte aber trotz der Tüchtigkeit der Gelehrten, die sie ins Leben gerufen haben, unter dem Druck von allerlei ungünstigen Verhältnissen zur ersehnten Entwicklung nicht ausreichten; sie dienen meistens nur einem Gebiet der Phonetik. Das hamburgische phonetische Laboratorium dient wegen seiner Größe und der ihm zur Verfügung stehenden Mittel nicht allein der Untersuchung der Kolonialsprachen, sondern auch allen übrigen Gebieten der reinen und angewandten Phonetik. Es lohnt sich daher, es, wenn auch kurz, zu beschreiben.

Das neue Laboratorium hat ein eigenes Gebäude im Zentrum Hamburgs, nahe dem Dammtor, in der Jungiusstraße; also in dem stillen Viertel der wissenschaftlichen Staatslaboratorien, des Botanischen Gartens und der alten Friedhöfe. Es besteht aus vier Stockwerken mit 23 Räumen, wovon 16 für die Arbeit in Betracht kommen. Die bauliche Ausführung und die innere Einrichtung ist praktisch und gleichzeitig modern gehalten. Das Kellergeschoß ist hauptsächlich der Arbeit mit Röntgenstrahlen, der einfachen Photographie und der photographischen Registrierung der Stimme reserviert. Das Erdgeschoß ist in erster Linie für den Unterricht, aber auch für den inneren wissenschaftlichen



Röntgen-Phonetische Abteilung.

Betrieb des Laboratoriums bestimmt. Das erste und zweite Geschoß enthalten außer den Zimmern des Leiters und der Bibliothek die Räume für die sogenannten glyphischen Apparate, und zwar für Aufnahmen auf Platten und Walzen, für die Wiedergabe, für die mikroskopische Bearbeitung der Phonogramme und für das Phonogrammarchiv. Dem Leiter stehen vorläufig außer einer technischen Hilfskraft zwei Feinmechaniker, ein Gehilfe und anderes Personal zur Seite; vier Volontärassistenten (eine Gesangspädagogin, ein Philologe, ein Spezialarzt, ein Taubstummenlehrer) helfen ihm in rein wissenschaftlicher Hinsicht. Die sehr rege Tätigkeit hat naturgemäß zur Bildung einzelner Abteilungen



Unterrichtsraum.

geführt: Röntgen-Phonetische Abteilung; Kinematographisch-Phonetische Abteilung und Phonographische Zentrale; diese Einrichtungen funktionieren bereits, indem sie neues Material durch wissenschaftliche Forschung liefern sowie auch Materialien, Bibliographie usw. sammeln und ordnen, um Interessenten wissenschaftliche und praktische Auskunft erteilen zu können. Obigen Abteilungen werden sich später andere anreihen. Dank einer Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung verfügt das Laboratorium über eine eigene Zeitschrift: „Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik: Vox", die von Professor Dr. H. Gutzmann in Berlin und dem Verfasser dieser Zeilen herausgegeben wird.

Der fachunkundige Leser wird fragen: Wozu ein solches Institut? Nicht die rein theoretische Wichtigkeit der Phonetik, sondern nur der Wert ihrer praktischen Anwendung soll in der Antwort erörtert werden. Die experimentelle Phonetik bildet eine unentbehrliche Grundlage bei der Schulung der Atmung, in der Ausbildung einer Stimme, im Leseunterricht, bei der Erlernung fremder Sprachen, in der Vortragskunst, bei der Behandlung von Stimm- und Sprachfehlern, in der Ausbildung von Schwerhörigen, Taubstummen und geistig Abnormen. Gesanglehrer mit einer gründlichen phonetischen Ausbildung werden nicht mehr behaupten, daß z. B. beim Trillern der ganze Kehlkopf „hin und her zittert", oder daß die verschiedenen Nebenhöhlen im Kopf einen vorzüglichen Resonanzkasten bilden usw. Der phonetisch geschulte Spezialarzt wird einsehen, daß sich zahlreiche funktionelle Stimmstörungen ohne operativen Eingriff allein durch phonetische Uebungen beseitigen lassen. Der mit den letzten Resultaten der experimental-phonetischen Forschung vertraute oder selbst auf diesem Gebiet tätige Taubstummenlehrer wird praktische Anregungen erhalten und für seine „Artikulationsklasse" daraus Nutzen ziehen. Wegen der kolonialen Wichtigkeit Hamburgs, der Bedeutung des hamburgischen Kolonialinstituts und der ursprünglichen Bestimmung des Laboratoriums, in erster Linie Kolonialsprachen zu untersuchen, kommen wir beinah täglich mit Leuten in Berührung, die lange Zeit in den Kolonien verweilt haben. Bei manchen steht die Richtigkeit ihrer Aussprache nicht in direktem Verhältnis zu der Dauer ihres Aufenthalts in den Kolonien. Das hat oft seinen Grund darin, daß diese Leute genötigt waren, sich ohne Vorbereitung in das fremde Land zu begeben. Hier eigneten sie sich mühsam und ohne Anleitung ihre Aussprache an, die sie bei einer guten Vorbildung in der Phonetik schneller und besser erreicht hätten.

Diese Zeilen sowie die Abbildungen gewähren dem Leser einen kleinen Einblick in die neuste Bereicherung der stattlichen Anzahl der hamburgischen wissenschaftlichen Institute. Hamburg ist der einzige Staat in der Welt, der unserer neuen Wissenschaft einen derartigen Empfang bereitet hat, und verfügt so vorläufig über das größte und am besten eingerichtete Laboratorium für experimentelle Phonetik.

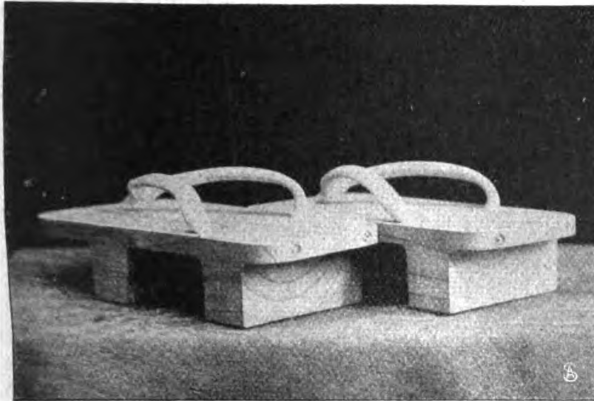
Japanische Schuhe.

Von Bigetsu Koyama. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

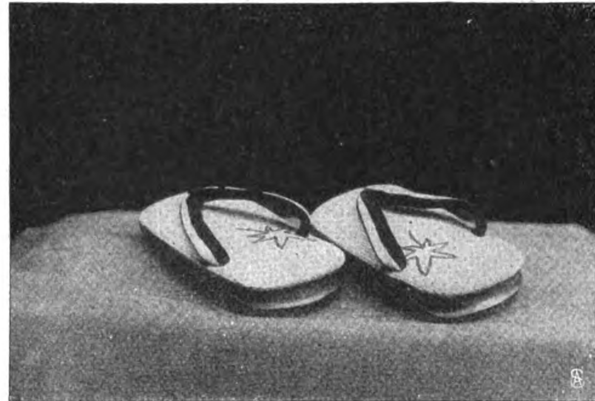
Für Europäer gibt es in Japan zwei Sachen, die für ihn teils unbequem, teils beschwerlich sind: das ist erstens das Essen nach Landessitte mit den sechs Zoll langen Stäbchen und das — bei der schlechten Beschaffenheit japanischer Straßen und Wege unumgänglich notwendige — Einherschreiten auf den durch Holzstützen gehobenen Sandalen. Läßt sich die Gewohnheit mit den Eßstäbchen schnell erlernen, so bleibt die echt japanische Fußbekleidung immer ein Hemmnis für den mit dieser Art Kothurn nicht vertrauten Fremden. Leider bleibt ihm, bei regnerischem Wetter wenigstens, nichts anderes übrig, als sich der landesüblichen Stöckelsandalen zu bedienen, denn mit europäischen Schuhen würde der Fußgänger bis an die Knöchel im aufgeweichten Erdreich versinken. Die Sandalen sind tatsächlich das einzige Hilfsmittel gegen die Unbilden von Schnee und Regen und die daraus entstehende Grundlosigkeit der Wege, die man in Japan kennt. Gewährt doch der flache Bambusschirm kaum einen Schutz gegen die Nässe, die von dem Umschlagetuch, dem Furoshiki, auch nur wenig vom Körper ferngehalten wird. So sind denn die Sandalen, von alters her in der stets gleichgebliebenen Form von Männern, Frauen und Kindern jeden Alters und jeden Ranges getragen, nicht sowohl eine Eigentümlichkeit Japans, sondern eine Notwendigkeit im öffentlichen Verkehr gewesen und geblieben. Der Japaner schreitet auf den durch zwei starke Querstützen unter den Sohlen erhöhten Sandalen ebenso elastisch und sicher einher wie der Europäer in seinen Absatzschuhen, deren Leder den ganzen Fuß umschließt. Die Schulkinder springen vergnügt und ausdauernd darin herum: „Kara-Koro" klingt dann das leichte Holz auf dem trockenen Boden, und „Kara-Koro" tönt's auch unter den trippelnden Schrittchen der jungen Damen — die manchmal ein verstecktes Glöckchen im Takt mitbimmeln lassen — immer auf und ab im gleichen Tonfall, so daß der Klingklang der nie rastenden Schritte zu einem charakteristischen Merkmal japanischen Verkehrs geworden ist. Wie überall, so bemächtigte sich auch in Japan die



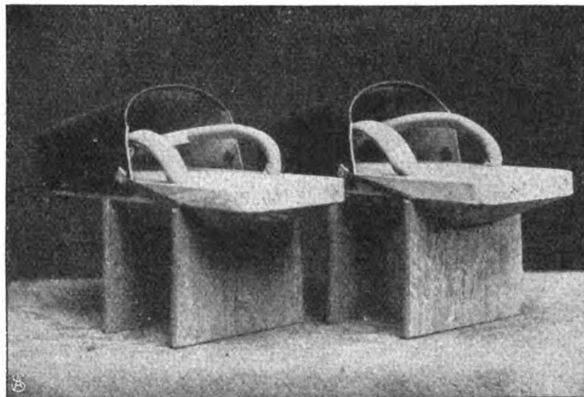
1. Damensandalen für schlechtes Wetter.



6. Holzschuhe für Herren.



3. Kindersandalen.

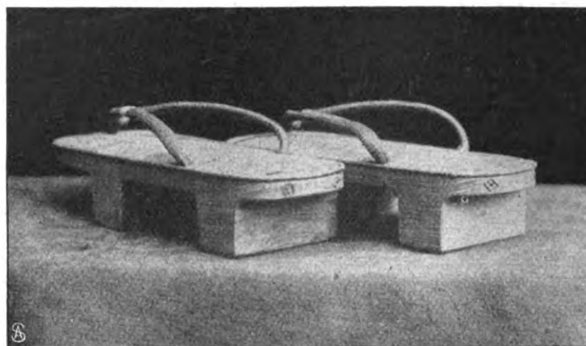


4. Regenschuhe mit Leder und hohen Stützen.

Mode und der Luxus dieses Bekleidungstückes. Praktische Verbesserungen oder Neuerungen sind fast gar nicht vorgenommen. Der Väter Sitte ist bei uns Gesetz — und so hat man sich darauf beschränkt, äußerliche Verschiedenheiten zu schaffen und künstlerische Ausstattungen zu ersinnen, die von der reichen und vornehmen Gesellschaftsklasse unseres Landes gern angenommen wurden. Neben dem einfachen Fußgestell, dem Hiyori (Abb. 6), das aus einer besonderen heimischen Holzart hergestellt wird und trotz seines massiven Aussehens leicht wie Kork ist, sieht man die vier Zoll hohen Brettsandalen mit Ledervorschuhen (Abb. 4), eine Vorsichtsmaßregel gegen den Regen. Das sind Straßenschuhe für Herren. Damensandalen für die Straße und schlechtes Wetter (Abb. 1) sind beinah gleicher Form, nur etwas zierlicher. Damensandalen für den täglichen Gebrauch (Abb. 9) werden aus Bast kunstvoll geflochten und mit Schnitzereien am Holzwerk verziert. Damenbesuchsandalen sind oft mit kostbaren japanischen Stoffen, auch mit Samt bezogen, bestickt, bemalt und mit weichen Haltern versehen. Herrensandalen für gutes Wetter und für Besuche (Abb. 2 u. 7) zeigen weniger augenfälligen Schmuck, haben ihren Wert dafür aber mehr im Herstellungsmaterial. Kindersandalen (Abb. 3 u. 8)



5. Heimkehr von der Schule bei schlechtem Wetter.


2. Besuchsandalen für Herren.

für gutes Wetter tragen allerlei Farben und Zierat und sind flach gehalten; für böse Tage müssen auch die Kleinsten auf hohen Holzgestellen gehen.

Wenn hier von „Besuchsandalen" gesprochen wird, so muß der Europäer nicht glauben, sie seien so besonders hübsch gearbeitet, um ihren Trägern im Salon Ehre zu machen. Wie bekannt, betritt kein Japaner ein Zimmer in seinem Land in Schuhen. Auch hierbei geht Gewohnheit und Sitte Hand in Hand. Da nach Landesbrauch die Leute in Japan, alle Bevölkerungskreise eingerechnet, in ihren Zimmern am Boden sitzen, essen, liegen und schlafen, so ist es nicht verwunderlich, daß die allerpeinlichste Sauberkeit beachtet werden muß. Und wo bliebe diese, wenn der Staub der Straße ins Haus getragen würde. Die Zahl der vor dem Eingang stehenden Schuhe und ihre Beschaffenheit legen Zeugnis ab von dem Grad der Wohlhabenheit oder der Kulturstufe von Empfängern und Empfangenen, und man kann wohl sagen, daß bei uns zulande ebensoviel Gewicht auf ein Paar feiner Sandalen gelegt wird, wie in Europa auf eine elegante und reiche Toilette. Belustigend für den Fremden mag es sein, vor den Friseurläden der großen Städte die mancherlei Gestelle und Gestellchen zu mustern, die von den Kunden vor Betreten des Ladens dort zurückgelassen werden. So sehr man in Japan sich mit den Sitten und Gebräuchen fremder Völker vertraut macht, und so sehr man geneigt ist, dem Europäer die uneingeschränkte Freiheit seiner heimatlichen Sitten zu gewähren: was das Wechseln und Ablegen der Schuhe anbelangt, ist der Japaner unerbittlich. Er würde es als eine Beleidigung und Nichtachtung schlimmster Art ansehen, wollte sich der Fremde dem ungeschriebenen Gesetz nicht willig fügen.


7. Herrensandalen für den täglichen Gebrauch.


8. Farbige Sandalen für Kinder.


9. Damensandalen für den täglichen Gebrauch.

Festliches Mahl.

Durch das Lachen und Schwatzen und Stimmengeschwirre
Tanzt goldenes Licht seinen Ringelreihn,
Wiegt sich in den Gläsern auf zitterndem Wein,
Springt keck über Silber und blanke Geschirre.

Doch über Blumen, Damast und Spitzen
— Ans äußerste Ende wardst du gesetzt! —
Allüberblinkend grüßt mich zuletzt
Demantenen Steinleins bewegliches Blitzen.

Verstohlen sprachen sich unsere Augen . . .
Ich höre zu, mit verständgem Gesicht,
Was man vom kommenden Kriege mir spricht,
Und ob heute Entente und Zweibund noch taugen.

Doch ich seh immer das Steinlein blitzen
In rotem, grünem und blauem Strahl,
Das lacht: Wir werden bei festlichem Mahl
Noch einst ganz dicht beieinander sitzen! —

Ilse Reicke.

Liebesbriefe.

Plauderei von Lo Lott.

Eine wichtige Rolle in unserm Gefühlsleben spielen die Briefe. Sie sind gewissermaßen das Dokument unserer Gefühle. Ein Wort, das schnell erdacht, noch schneller gesprochen, das gesteigerte Empfinden eines Augenblicks wiedergibt, verrauscht so oft mit einer Walzermelodie, erlischt in einer phantastischen Beleuchtung, stirbt in einem Lachen, das uns aus der Stimmung reißt und uns wieder ruhig und überlegen reden läßt. Aber dieses Wort, in einer durch irgendeinen Umstand gesteigerten Laune geschrieben, bleibt. Es ist unauslöschlich, läßt sich nicht widerrufen, es verpflichtet. In dieser Tatsache liegt der tragende Wert der geschriebenen Sprache. Aus ihr mag es sich ergeben, daß wir uns so schwer entschließen, alte Briefe zu verbrennen. Wir lesen sie lange nicht, und doch beglückt uns der Gedanke, daß irgendwo ein Päckchen alter Briefe liegt mit dem Beweis für das, was wir einst einem Menschen waren, was uns ein Mensch gewesen. Der Besitz dieser alten Briefe macht uns reich und stolz, wenn die Episode unseres Lebens, die sie widerspiegeln, auch lange schon vorüberging.

Wer von uns hat nicht zwei, drei blau oder rot umbundene und besiegelte Liebesbriefpäckchen in dem geheimsten Schrein bewahrt? Wer von uns streift nicht mit scheuer Hand ihren Umschlag, wie man über das Gesicht eines lieben Menschen fährt?

Unser Zeitalter, das der Veröffentlichung von Liebesbriefen berühmter Frauen und Männer soviel Interesse entgegenbringt, hat uns, zumeist wohl durch die Leichtigkeit und die Mannigfaltigkeit der Beförderungsmöglichkeiten, zu einem sich rasch steigernden Briefaustausch geführt. Man lese die Tageszeitungen und wird täglich „Briefwechsel zwecks Gedankenaustausch gesucht" finden. Und es ist kein Märchen, das von einem temperamentvollen Liebhaber berichtet, der seiner Angebeteten im Lauf eines einzigen Tages acht Liebesbriefe postamtlich zustellen ließ.

Der Liebesbrief unterscheidet sich schon äußerlich von der verwandtschaftlichen oder der gesellschaftlichen Korrespondenz, die in der Hauptsache aus Einladungs-, Entschuldigungs- und Bedankungsbriefen besteht. Er hat ein anspruchsvolleres Format, eine geheimsinnige Farbe, ist mit eigener Sorgfalt geschlossen, frankiert und immer gesiegelt. Wenn er auch durch dieses Siegel auffällt, das vielleicht Argwohn oder Ärgernis verursacht, der briefstellernde Liebende wird es nicht fortlassen können. Das Siegel ist ihm Bedürfnis und weckt in dem Bewußtsein den Sinn eines Kusses, einer Annäherung. Eine andere Ursache liegt dem Siegeln der Liebesbriefe gewiß nicht zugrunde, da das Siegeln an sich schon aus der Mode gekommen ist.

Der Liebesbrief der Damen von heute ist parfümiert, eine feine Koketterie, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Was kann es Köstlicheres geben, als mit den Worten auch das Aroma der Entfernten zugleich zu spüren? Je eigenartiger das Parfüm ist, desto stärker wird die Fernliebe sich entflammen, da es die Möglichkeit eines Zufalls durch seine Eigenart ausschließt.

Die Briefmarkensprache auf Liebesbriefen ist der Geschmack der „kleinen süßen Mädel" und der „Backfische". Aber sie auch oder gerade sie bilden ein Kontingent im Kapitel der Liebesbriefe.

Wann wird der erste Liebesbrief geschrieben, wo wird er geschrieben? Die Gymnasiasten stecken ihn ihren kleinen Freundinnen zu, morgens auf dem Schulweg oder auf dem Eis oder auf dem Tennisplatz. Die wohlgelernte Satzkonstruktion des Primaners lebt sich in diesen ersten Liebesbriefen aus, und was nur „geahnt und nicht gefühlt" in der Brust lebt, das ergießt sich in reichem homerischem Stil in das Billet d'amour.

Diese Liebeskorrespondenz findet in dem dritten Semester des Studenten gewöhnlich ihren Abschluß. Es ist die Zeit, in der der Student eine schriftliche Klarlegung seiner Gefühle für unwürdig hält. Er hat den Geschmack an jungen Damen verloren. Die „süßen" Mädel treten in seinen Gesichtskreis, und denen werden vorerst keine Liebesbriefe geschrieben...

Bei der „jungen Dame" tritt nach der Entlassung aus der Schule eine Pause in der Liebeskorrespondenz ein. „Die Pension", die feste Mauern zieht, das Auge der Pensionsvorsteherin, das schärfer als das der Mutter zu bewachen weiß, lassen keine Gelegenheit zu. Erst der Winter, in dem die erwachsene Tochter zum erstenmal ausgeht, führt zu einem „Flirt", der sich auf Bällen und Diners in Worten nicht genug tun kann und in sehnsuchtschwerer Stunde den Herrn Referendar oder den Herrn Leutnant zur Feder greifen läßt. Diese Liebesbriefe werden vorerst in formellem Ton gehalten. Heimliche Anspielungen und Hoffnungen gleiten hinein, und zwischen den Zeilen taucht das Ende des Liedes — die Ehe auf. Aber von seiten der Eltern scheint ein Widerstand zu sein. Wehe, wenn ein solcher Brief, dessen Absender vorerst die genügende Gewähr für das „Glück der Tochter" noch nicht zu leisten vermag, zu Mamas Kunde gelangt. Darum werden diese Briefe „postlagernd" geschrieben. Sie abzuholen, gibt einen schweren innerlichen Kampf. Und das Postamt, das so unfeierlich beleuchtet und steinern dasteht, der Schalterbeamte, der mit offenen Augen das ladylike angezogene Fräulein ansieht, das nach dem Brief „L. B. 20" fragt — sie wissen nichts von der heroischen Überwindung, die es gekostet hat, diese Buchstaben und diese Zahl vor dem menschenumdrängten Schalter zu fordern. Die junge Dame spricht in ihren Beantwortungsbriefen ausführlich über die Grausamkeit der Eltern und über die Treue bis zum Tod. Tränen würzen die Worte, und sie kommt sich vom Abholen der Schalterbriefe, über die gestohlenen Zärtlichkeiten auf Bällen und Sommerausflügen bis zu ihrer offiziellen Verlobung wie eine Märtyrerin vor. Ist die Verlobung bekanntgegeben, beginnen wirtschaftliche Fragen und erhoffte Lebensbedingungen, die man zuvor schon festzustellen für nötig hält, in die Liebesbeteuerungen hineinzufließen. Und die Briefe enden zumeist von beiden Seiten in dem schicksalschweren, alles Glück verheißenden Seufzer: O, wärst du erst mein eigen!

Der Liebesbrief, den sich die Gatten — keine Frage, auch das kommt noch vor — schreiben, unterscheidet sich durch seinen weit intimeren Ton von dem Liebesbrief der Ledigen. Er ist wohl zwischen Geschäft- oder Berufsorgen einerseits, zwischen Hausstandsorgen andererseits geschrieben — aber er berührt die innersten Seiten des einen, der eben in den andern sich hineingelebt hat.

Diese Briefe werden mit der größten Sorgfalt zwei — drei Tage aufbewahrt, um dann dem Feuer übergeben zu werden. Man kann sich von ihnen trennen, da man in dem Geschriebenen ein Glück sieht, das so leicht nicht verloren gehen kann.

Es bleiben noch die letzten, interessantesten Liebesbriefe zu erwähnen: jene Briefe, die vielleicht die tiefstempfundenen, die mit Herzblut geschrieben sind.

Und doch sind sie die gefährlichen, weil sie einen — dritten kompromittieren. Es sind die Briefe, die sich die Liebenden schreiben, die nicht mehr frei sind. Reife, ernste Menschen zumeist, die eine unglückliche Liebe kurzsichtig und unvorsichtig macht. Diese Liebesbriefe sollten nicht geschrieben werden, weil Briefe eben Dokumente sind. Sie sollten nicht geschrieben werden, weil ihr ethischer Wert die moralische Entwertung der Schreibenden, die das Gesetz und die gute Sitte gegen sich haben, nicht aufwiegt. Aber was nützt es, dagegen zu schreiben! Die kleine Effie Briest in Fontanes Roman ist unsterblich. Es wird immer unverstandene, temperamentvolle, tiefunglückliche Frauen — und andere Männer geben, die gerade diese Frauen glücklich zu machen verstanden hätten. Es werden immer solche gefährlichen Liebesbriefe geschrieben werden, die in einem unverschlossenen Nähtisch aufbewahrt liegen, und immer einen Zufall, der sie aufdeckt und zum Verhängnis führt.

* * *

Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem fand das erste Stiftungsfest des Jungdeutschlandbundes, Zweigverein Charlottenburg, statt. Die Jungmädchenschaft führte ein Festspiel „Die lustigen Seekadetten" auf.

Der diesjährige Balneologenkongreß tagte in Karlsbad. Die Kongreßteilnehmer machten einen Ausflug nach dem nahegelegenen Joachimsthal, um das Radiumkurhaus zu besichtigen.

Der Chef des bulgarischen Generalstabes, General Fitschew, weilt in Karlsbad, um dort die Kur zu gebrauchen.

Der Erfinder der Buchklappkamera, Dr. R. Krügener in Dresden, ist verstorben. Er hat in Deutschland die Grundlage für die ausgedehnte Kameraindustrie gelegt und große Fabriken gegründet, die jetzt in der Ica-A.G. vereint sind.



Aufführung der Jungmädchenschaft: „Die lustigen Seekadetten".
Stiftungsfest Jungdeutschlands, Zweigverein Charlottenburg.



Phot. A. Wüst.
Die Mitglieder des diesjährigen Balneologenkongresses beim Festmahl im Radiumkurhaus zu Joachimsthal.



General Fitschew,
Chef des bulgarischen Generalstabs, auf der Promenade in Karlsbad.



Dr. R. Krügener † Dresden,
Erfinder der Buchklappkamera.



Phot. Fechner.
Prof. Dr. Bastanier, Berlin,
beging sein 25 jähriges Jubiläum als Lehrer der Schmelzmalerei.

Der Lehrer der Schmelzmalerei an der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbemuseums Berlin, Prof. Dr. Bastanier, beging sein 25 jähriges Jubiläum.

Alfons Dollmann, Lehrer a. D. in München, ein eifriger Förderer der Tierschutzbewegung, wird 70 Jahre.

Generalmajor z. D. Krummacher in Bonn feiert vor wenigen Tagen sein 60jähriges Dienstjubiläum.

Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Ed. Maubach, Berlin, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, beging sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



Alfons Dollmann,
München,
Förderer des Tierschutzes, wird 70 Jahre.



Hofphot. Stüting & Sohn.
Generalmajor Krummacher,
Bonn,
feierte sein 60 jähriges Militärjubiläum.



Dr. E. Maubach,
Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Berlin, beging das 50 jährige Dienstjubiläum.



Record Preß.
Die neuste Londoner Attraktion: „Tango Teas“ im Queens Theatre von 11 Uhr morgens bis 11 Uhr abends.



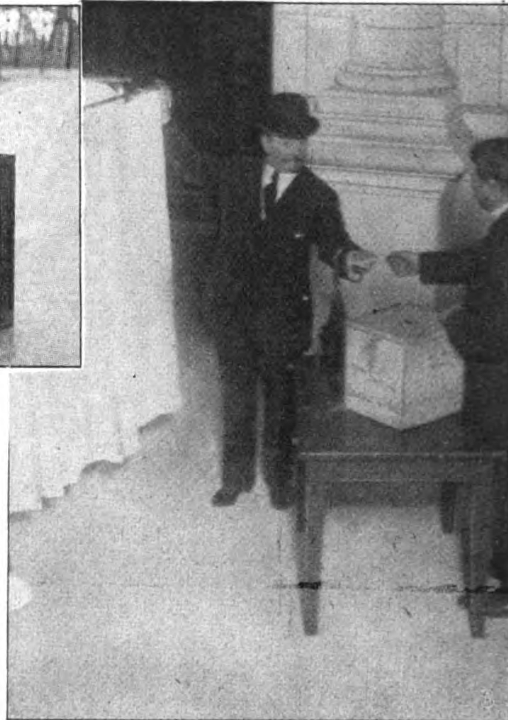
Der Wähler in der Isolierkabine.



Die Wahlurne.

Die neuste gesellige Attraktion sind zwölfstündige „Tango Teas", wie sie das Londoner Queens-Theatre veranstaltet.

In Frankreich ist jetzt die geheime Wahl eingeführt worden. Unsere Bilder zeigen die Isolierkabinen und die Wahlurne.



Der Wähler gibt den Stimmzettel ab.

Zur Einführung der geheimen Wahl in Frankreich. — Central Photos.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 25. Oktober 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1801
Dichter und Bühnen. Von Hans Brennert	1801
Birnen und Aepfel. Von Wilhelmine Bird	1804
Soziale Hilfsbereitschaft. Von Else von Boetticher	1805
Der Berliner Festzug am 19. Oktober. (Mit 5 Abbildungen)	1806
Unsere Bilder	1807
Die Toten der Woche	1808
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1809
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1817
Ungarische Nationalspeisen. Von Dagobert Winter	1823
Der Verliebte. Gedicht von Ludwig Winder	1824
Mit dem Seelotsen hinaus vor die Elbmündung. Von Gustav Hopf. (Mit 9 Abbildungen)	1824
Große und berühmte Sternwarten der Erde. Astronomische Plauderei von Felix Erber. (Mit 11 Abbildungen)	1828
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Schluß)	1833
Der Biber. Von Siegmund Feldmann. (Mit 6 Abbildungen)	1838
Bilder aus aller Welt	1841



Die sieben Tage der Woche.

16. Oktober.

Anläßlich der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht von Leipzig legt Kaiser Franz Josef in Wien am Denkmal des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg einen Kranz nieder (Abb. S. 1811).

In Frankreich werden fünf Generale, weil sie sich bei den großen Manövern nicht bewährten, ihrer Stellungen enthoben.

Der Kreuzer „Hertha" geht zum Schutz der deutschen Interessen in Mexiko nach Veracruz.

17. Oktober.

Das Marineluftschiff „L 2" gerät kurz nach dem Aufstieg in Johannisthal in Brand, es stürzt aus einer Höhe von etwa 300 Meter ab und wird gänzlich vernichtet. Sämtliche Insassen, 28 an der Zahl, finden den Tod (Abb. S. 1814).

Bei der Reichstagsersatzwahl im ersten Hamburger Wahlkreis wird an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Bebel der Sozialdemokrat Stolten gewählt.

18. Oktober.

In Leipzig wird das Völkerschlachtdenkmal feierlich eingeweiht; an der Weihe nehmen der Kaiser, die deutschen Bundesfürsten, der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, Großfürst Cyrill von Rußland und Prinz Wilhelm von Schweden teil (Abb. S. 1809—12).

Aus Durazzo wird gemeldet, daß das serbische Expeditionskorps seinen Vormarsch in Albanien fortsetzt, und daß ein serbisches Armeekorps nur noch 40 Kilometer von Tirano entfernt ist.

19. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Leipzig nach Potsdam zurück.

Der österreichisch-ungarische Geschäftsträger in Belgrad von Storck überreicht der serbischen Regierung eine Verbalnote, in der die Forderung ausgesprochen wird, daß die serbischen Truppen das Gebiet des autonomen Albaniens binnen acht Tagen vollständig räumen.

20. Oktober.

In Berlin wird die Jubiläumsausstellung der Königlichen Porzellanmanufaktur in Gegenwart des Kaiserpaares eröffnet.

Die serbische Regierung verständigt den österreichisch-ungarischen Geschäftsträger in Belgrad von Storck, daß Serbien seine Truppen innerhalb der gestellten Frist aus Albanien zurückziehen werde. Der serbische Gesandte in Wien Iwanowitsch gibt im Auswärtigen Amt die Erklärung ab, daß seine Regierung die Zirkularnote an die Mächte, in der sie die Notwendigkeit der Besetzung strategischer Punkte in Albanien begründete, vorbehaltlos zurückziehe.

21. Oktober.

Der russische Minister des Aeußern Sasonow trifft zu einem offiziellen Besuch in Berlin ein (Abb. S. 1808).

Die Hauptwahlen zur Zweiten Kammer in Baden ergeben eine Verschiebung nach rechts.

22. Oktober.

Die Kaiserin vollendet ihr 55. Lebensjahr.



Dichter und Bühnen.

Von Hans Brennert.

Der deutsche Theaterdichter ist, soviel man weiß, jener Mensch, der sich jedes Jahr einmal vier Wochen an seinen Schreibtisch schmiedet, mit nerviger Hand ein Stück schreibt, das ihm die Theater aus selbiger Hand reißen, und das ihm dann so nicht unter 100,000 und möglichst bis zu einer Million Mark Tantiemen zu tragen pflegt.

Hierfür kauft er sich dann mehrere schloßartige Villen, einige Automobile, reist zu Ostern nach Kandy, in den Hundstagen nach Reykjavik und im Herbst nach Jalta, jeut ein bißchen in Monte, sammelt unterwegs tiefe und holde Eindrücke sowie teure Gegenstände: und wenn das Geld alle ist — dann schreibt er eben einfach wieder einen Schlager.

Tatsächlich hat es schon mehrfach ganz verzweifelte Menschen gegeben, die, am Ende einer verfehlten und für immer unheilbaren Finanzgebarung, entschlossen ausriefen: „Jetzt kann mir nur noch eins helfen — ich werde ein Stück schreiben!" — Und man soll es nicht glauben: mitunter *hat* es sogar geholfen. . . .

Unter den merkwürdigen Erscheinungen unserer vielgestaltigen künstlerischen Kultur von heute ist bestimmt eine besonders merkwürdig: das Theaterstück als Ware.

Das Theaterstück als Ware — eine höchst seltsame Knospe am Baum der volkswirtschaftlichen Erkenntnis. Die Vorstellung, daß so ein Dichter imstande ist, mit so einem Stück ein Vermögen an sich zu reißen — die Vorstellung dieser Tatsache wirkt auf die Phantasie der Deutschen seit geraumer Zeit in hohem Maß erregend.

Das Theaterstück ist heute eine Ware. Das ist eine Tatsache, die sogar, wenn auch ziemlich spät, *den* Menschen aufgefallen ist, die es eigentlich hätten früher merken müssen — den dramatischen Schriftstellern oder auf gut Deutsch: den Stückeschreibern.

Wieso ist das Theaterstück Ware?

Das Lebensblut der deutschen Bühnen ist die durchschnittliche rohe Tageseinnahme. Unter diesen Standard

darf sie nicht sinken, sonst muß das Theater schließen. Es ist also zu schätzen der dauernd bestehenden Theater

Tagesdurchschnitteinnahme:

Das sind in					
Berlin	etwa 12	Theater mit je	1200 M.	=	14400 M.
Wien	„ 12	„ „ „	1200 „	=	14400 „
Großstädten	„ 35	„ „ „	1000 „	=	35000 „
Kleinen Hoftheatern und Mittelstädten	„ 150	„ „ „	500 „	=	75000 „
				Summa	138800 M.

Das Theaterspieljahr umfaßt neun Monate oder 270 Tage.

Es ergibt sich also eine Jahres**mindest**einnahme von 270 mal rund 140,000 Mark. Das sind etwa 38 Millionen Mark. Hiervon sollen noch 8 Millionen abgerechnet werden für die Einnahmen aus Opern, ausländischen Stücken und von etwa 2000 Klassikerabenden und tantiemefreien Werken. Mithin läuft aus tantiemepflichtigen Werken lebender deutscher Bühnenschriftsteller eine Einnahme von 30 Millionen Mark jährlich in die Theaterkassen.

Von diesen 30 Millionen erhält die Gesamtheit der deutschen Bühnenschriftsteller als Tantieme den zehnten bis zwölften Teil: also etwa 3 Millionen Mark.

Der Tantieme von jährlich 3 Millionen Mark steht nun tatsächlich eine Minderheit von Herren gegenüber, die in Deutschland für die Bühne schreiben: und es sind in unserm Verband deutscher Bühnenschriftsteller wirklich nur 200 Theaterdichter, und es erscheint uns vorläufig sehr schwer, überhaupt noch sonst irgend jemand in Deutschland und Österreich, von dem Stücke gespielt werden, aufzutreiben.

Hiermit ist also endlich bewiesen, was die Steuerbehörde längst geahnt, und was sich die Phantasie aller Freunde der deutschen Schaubühne schon immer im stillen gesagt hat: wir zweihundert deutschen Komödienschreiber befinden uns jeder im Genuß einer mittleren Talentrente von jährlich 150,000 Mark.

Aber leider ist es ganz anders. Einmal sind es, abgesehen von einigen Lieblingen der leichteren und leichtesten Muse und einigen ernsthaften Dichtern, die — bestimmt nicht immer zu ihrem Glück — von den Armen der launischen Mode in die Höhe gehoben werden, und die jährlich Hunderttausende einnehmen, nicht alle Jahre die gleichen, die sich den Rest in ach sehr viel kleineren Quoten teilen dürfen. Und dann — wieviel Hunderte, ja Tausende umwerben jahraus, jahrein die Bühnen, um in das Rampenlicht zu gelangen, und von ihnen sind es alle Jahre bestenfalls ein paar Dutzend, denen es glückt, ein paar blaue oder braune Scheine zu erhaschen. Aber immer wieder sind es im wesentlichen andere.

Es muß also immer noch viel hoher Mut in der Dichterzunft leben, wenn sie den Einsatz in diesem Lotteriespiel mit ihren Nerven und mit unermüdlichem Schaffen zahlt. Und wenn einem der Wurf gelungen ist, so muß dieses eine Mal ihn entschädigen, gewissermaßen wie eine Versicherung vielleicht für den Mißerfolg seiner sämtlichen weiteren Werke, an dem nicht immer Wert oder Unwert dieser Werke schuld ist.

Es ist aber klar, daß auf einem Markt, wo jährlich dreißig Millionen umgesetzt werden, alsbald neben dem Dichter der tüchtige Kaufmann sich einstellte.

Es gab einmal eine Zeit, wo der Autor nicht wie heute bis zu zehn Prozent von allen Roheinnahmen aus seinen Stücken bezog. Er bekam nur ein einmaliges Honorar. Um so erklecklicher verdienten die Herren Theatersouffleure, die mit Abschriften der Soufflierbücher schwunghaft handelten und sogar den Handel mit ganzen Opernpartituren durch sämtliche 50 deutschen Vaterländer heimlich betrieben.

Noch heute erzählt man am Theater von einem sagenhaften Theatersouffleur Heinrich, der zuerst System in diesen Soufflierbuchhandel brachte und schon so etwas wie einen Bühnenvertrieb organisierte. Er ist der Ahnherr der heutigen Theaterverleger.

Es wurde dann wenigstens zuerst das ungedruckte Stück geschützt, bis endlich der Begriff des Aufführungsrechtes gesetzlich festgelegt wurde. Die Buchverleger von Theaterstücken verlangten dann sehr bald auch Anteile vom Aufführungsgewinn der Theater. Und als diese sich lohnender erwiesen als der bloße Buchhändlergewinn, gelangten die Verleger sehr bald dahin, den Bühnenvertrieb von Stücken unabhängig vom Buchverlag selbständig zu organisieren. Die Befestigung ihrer Beziehungen zu den Theatern, ihr Vertriebsrecht an Repertoirestücken, der Kredit, den sie in literarischer Hinsicht genossen und in finanzieller an Dichter und Direktor gewähren konnten, gab ihnen eine immer größere Hausmacht — der moderne Theaterverlag war geboren.

Dieses Theaterverlagsgeschäft hat nun das Theaterstück zu einer Ware gemacht, wie man sagen muß: mit einer kommerziellen Phantasie, mit deren Flügelschlägen die Schwingen der stärksten Poetenphantasie nicht mitkommen dürften.

Die Gerechtigkeit verlangt sogar anzuerkennen, daß die großen deutschen Theaterverleger der letzten vierzig Jahre es gewesen sind, die den deutschen Theaterdichtern ihren wirtschaftlichen Anteil am Theatergeschäft erkämpft haben. Sie setzten sich in Austausch mit dem Ausland, waren bei allen wichtigen Premieren des In- und Auslandes anwesend, unterhielten kostspielige Verlagsanzeiger, kontrollierten unsichere Theaterdirektoren, ließen sich von solchen die Tantiemen durch Garantiesummen versichern, finanzierten junge Autoren und erzwangen ihren Klienten günstige Aufführungstermine — ja: sie ließen es vergessen, daß es einmal Zeiten gab, wo ein Dichter vielleicht gern Geld dafür bezahlt hätte, daß ein Direktor geschwind sein Stück läse. Denn was taten sie? Sie ließen bei neuen, noch nicht gespielten Stücken von Modeautoren den Direktor dafür bezahlen, daß er das Stück lesen dürfe.

Das hieß dann „Lesegebühr".

Und sie erfanden die Klausel, daß ein Stück so lange auf dem Sonntagsrepertoire bleiben müsse, als es z. B. 2000 Mark Kasse mache. Und da nach einem Berliner Durchfall die Wiener Direktoren für schon angenommene Werke lieber Reugeld zahlten, als daß sie diese noch aufführten, erfanden die Theaterverleger die Berlin-Wiener Doppelpremieren, die dann oft einen Durchfall in Berlin und einen Erfolg in Wien zeitigten.

Jahrelange rüstige und eifernde Arbeit der Chefs dieser Theatergeschäfte ließ diese immer mehr anwachsen, anwachsen zu richtigen dramatischen Warenhäusern. Die oben berechnete Summe von drei Millionen Jahrestantieme, die den deutschen Bühnendichtern zufließt, ist wahrscheinlich noch zu niedrig gegriffen. Aber so gewiß es ist, daß der Kreis der Autoren, die diese Tantiemensumme teilen, jede Spielzeit ein anderer ist, so gewiß ist, daß noch heute die gleichen wenigen Theatergeschäfte sich teilen in die 10 Prozent Tantiemenprovision von den durch sie kassierten 3 Millionen: also in 300,000 Mark — wahrscheinlich übersteigt sie aber ½ Million! —

Dramatische Warenhäuser mit solchen Gewinnen aber mußten zu einer Macht auf dem Theatermarkt gelangen, mit der sie ihre Maklerstellung zwischen Dichter und Bühne schon anfingen zu verlieren. Sie mußten als kaufmännische Unternehmungen das sogenannte Serienspielen von Zugstücken begünstigen und beim Vertrieb die Stücke bevorzugen, die weniger der Kunst als dem Vergnügen der Menge dienten. Der Hebel des deutschen Theaterrepertoires ruhte schließlich völlig in der Hand weniger großer Verlagsmagnaten, und der Theaterverlag, der das Zugstück der Saison vertrieb, war in der Lage, mit diesem Zugstück auch die Annahme und Aufführung seiner anderen Verlagswerke durchzusetzen und die im Augenblick schwächeren Verlagsrivalen mit ihren Autoren vielfach mattzusetzen. Mit klingendem Gold wußten die Theatergeschäfte alle für ihren Verlag sich das Schaffen der kommenden und der angekommenen Dramatikerstars auf Jahre zu sichern. Und der Zustand ist heute so, daß etwa ein Librettist und ein Opernkomponist oder zwei Lustspieldirektoren nicht sich zu gemeinsamer Arbeit verbinden können, weil sie beide an verschiedene Theatergeschäfte gebunden sind.

Vielleicht wird eine spätere Zeit deutlicher, als wir es heute schon möchten, in dieser amerikanistischen Erfassung der die Schaubühne bestimmenden Werte die Ursache dafür finden, daß die deutsche Schaubühne heute nichts weiter zu sein scheint als eine Börse für Theaterware, die sie nie ausschließlich sein, werden oder bleiben darf.

Die Dichter und die Bühnen werden durch die von den Theatergeschäften gehandhabte Repertoirebildung in gleichem Maß abhängig. Der künstlerische Zusammenhang der ernsten Bühnen und Dichter ist gehemmt durch den seit zwanzig Jahren immer mehr anschwellenden Theateramerikanismus, der in den dramatischen Warenhäusern seinen kaufmännischen und ja an sich durchaus berechtigten Ausdruck fand.

Diesen Theateramerikanern ist es auch gewiß zu glauben, wenn sie sagen, daß sie statt mit Schwänken, Possen und Operetten lieber mit Prinzen aus Genieland ihre Geschäfte machen würden, die den alten dramatischen Topfmarkt in Stücke schlagen und dafür edle Gefäße im Tempel der Kunst aufstellen, und die ernsten Theaterdirektoren denken gewiß genau so. Und doch sehen wir heute junge Dichter mühevoll um Raum auf der Bühne ringen — junge Dichter, die zwar umstritten sind, von denen man aber doch sagen muß: sie wittern Morgenluft.

Wie sollen sie sich vernehmlich machen in einer Zeit, da die Theatergeschäfte durch den Ankauf von ausländischen Sensationstücken mit ihren Verlagsdichtern in Wettbewerb treten? Von Auslandstücken, die den Theatergeschäften nicht 10 Prozent Provision, sondern den vollen deutschen Tantiemegewinn tragen? Diese Theatergeschäfte beteiligen sich an Theatern oder gründen eigene Theater, in denen sie Werke aufführen lassen, deren Tantiemen sie den Urhebern ganz oder zum Teil abgekauft haben. Oder sie spielen dann die Zugstücke ihres Verlags auf eigene Rechnung, anstatt sie dem Direktor zu belassen, der mit diesem Zugstück sich gesund machen könnte. Ja, sie rüsten Tourneeensembles aus, pachten Provinztheater und spielen dem Direktor in der Mittelstadt und in der Kleinstadt dieses Zugstück weg, auf das er seine Hoffnung gesetzt hatte, als er von dem großen Erfolg in Wien oder Berlin hörte.

Das Theatergeschäft, das der Makler zwischen Dichter und Bühne sein soll, ist in diesem Maß nicht mehr der Makler, sondern der Gegner dieser beiden künstlerischen Gewalten geworden, zwischen denen er als Makler eigentlich vermitteln sollte.

Diese Entwicklung des Theatergeschäfts, die so despotisch anmutet, ist aber seine Tragik. Es hat sich überentwickelt und ist entartet. Die Behandlung des Theaterstücks als Ware war sein Recht, vielleicht sogar seine Pflicht. Jetzt aber versucht es auch Dichter und Bühnen zur Ware und zum Gegenstand seines Handels zu machen.

Hierauf nur und nicht auf den Geschäftsinn deutscher Dramatiker ist es zurückzuführen, wenn wir vor fünf Jahren unter der Führung von Max Dreyer und Ludwig Fulda uns zum Verband Deutscher Bühnenschriftsteller zusammenschlossen. Dieser Verband ist weder gegründet, um eine Tantiemenversicherungsbank auf Gegenseitigkeit zu sein, noch um größere Mengen reiner dramatischer Kunst zu erzeugen. Er mußte einfach entstehen, weil seine Gründer vom Schillerpreisträger bis zum Possendichter es einfach müde waren, nicht mehr Subjekt, sondern nur noch Objekt ihres von Verlagsmanagern arbitrierten dramatischen Schaffens zu sein.

Er mußte einfach entstehen und hat sich mit Urheberrechtsfragen, Plagiatstreiten und sonstigen Quisquilien nicht allzulange aufgehalten. Der Elsässer Dichter der „Schmuggler", Artur Dinter, begab sich auf eine mehrwöchige Reise, besuchte einfach mit einer Liste alle Dramatiker in Deutschland und Österreich; an die Spitze setzten sich Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch und Paul Heyse mit namhaften Beträgen, und mit 175 000 Mark gründete der Verband nach dem Muster der Pariser Société des auteurs dramatiques seine Vertriebstelle.

Hundert deutsche Dramatiker gründeten vor vier Jahren einen eigenen Theaterverlag. Sie vermochten nicht einzusehen, weshalb sie weiterhin mittelbar ein Managertum fördern sollten, das zwischen Dichtern und Bühnen eine Barriere von Amerikanismus und theatralischer Halbkultur errichtet hatte. Und einmütig war man der Ansicht, daß die Zukunft dem Eigenvertrieb der dramatischen Schriftsteller gehöre.

Diese Gründung muß für die künftige dramatische Kultur von allergrößter Bedeutung sein. Sie ist die Gründung einer ernsten Stunde. Und auf der Höhe dieser ernsten Stunde war der Inhaber eines alten vornehmen Theaterverlages, der vor wenigen Wochen seinen Besitz an dramatischen Werken und Werten in die Hände der Vertriebstelle legte.

Die Tragweite dieser Transaktion ist ungeheuer. Alle ersten deutschen Dramatiker, bis auf einige wenige, und gegen zweihundert weitere sind mit ihren Werken jetzt in der Vertriebstelle vertreten. Der Weg unmittelbaren Verkehrs zwischen Dichtern und Bühnen ist damit offen. Diese deutsche Dramatikersozietät will beweisen, daß sie für die dramatische Kunst aller Grade Raum hat.

Die Vertrustung der dramatischen Produktion mit Beckmesserei und Zunftwesen wird nicht eintreten in einem Verband, der von seinen neuen Mitgliedern nichts weiter fordert, als daß drei Akte von ihnen in einer Stadt von mehr als 200 000 Einwohnern dreimal gespielt seien. Der gegenseitige Wunsch der Dichter und Bühnenleiter nach einem vernünftigen Normalaufführungsvertrag ohne lästige Bindungen wird sich nun wohl schnell erfüllen. Die Dichter werden den Bühnen keine Konkurrenz machen und haben erst kürzlich das Anerbieten eines Theaterdirektors, mit ihm eine Art Verbandstheater zu errichten, zurück-

gewiesen. Und die Leiter des Verbandes wissen sehr wohl, daß sich das Publikum eine dauernde Verflachung des Theatergeschmacks nicht noch weiter würde gefallen lassen, wenn etwa auch der Leiter der Vertriebstelle bei der Annahme und dem Vertrieb von Werken die sogenannten Tantiemenschmarren bevorzugen wollte.

Denn immer werden diesen Verband wohl solche Männer führen, die da wissen, daß man zwar das Tor der deutschen Schaubühne ihrem alten lustigen Hanswurst nicht zuschlagen darf, daß sie aber über alles zuerst ein Haus sein muß künftiger junger Dichtergeschlechter und ein Dach reifer und deutscher dramatischer Kunst.

Birnen und Aepfel.

Von Wilhelmine Bird.

Auf Obstausstellungen kann man mit einiger Beobachtung so recht wahrnehmen, wie wenig eigentlich die Kenntnis und Würdigung unserer Obstsorten im Publikum verbreitet sind. Oft entscheidet beim Kauf nur das Äußere, und beim Genuß folgt dann eine arge Enttäuschung, die sich oft auch auf die Dauer der Haltbarkeit ausdehnt.

Seit Jahrzehnten bestrebt sich die maßgebende Zentrale, der Deutsche Pomologische Verein, unsern heimischen Obstbau zu heben. Wir haben einen großen Reichtum an Birnen- und Apfelsorten. Etwa 150 Sorten Birnen und noch mehr Äpfel könnte man nennen.

Das kaufende Publikum muß sich Kenntnis der verschiedenen Sorten und die Würdigung für die verschiedensten Zwecke erwerben. Es muß wissen, warum es annimmt, warum es zurückweist. Wird alles sozusagen über einen Kamm geschoren, so erlahmt schließlich auch der gute Wille der Obstzüchter. Damit will ich nicht sagen, daß nur das Obst in hohen Preislagen herrschen soll. Es gibt sehr viele Sorten, die mit einem vorzüglichen Geschmack vielseitige Verwendbarkeit und einen normalen Preis vereinigen. Mit dieser Sortenkenntnis wird es natürlich so lange große Schwierigkeiten haben, bis die pomologischen Bezeichnungen in einem ganz festen Rahmen zur allgemeinen Kenntnis kommen und z. B. der Prinzenapfel in A Hasenkopf und in B Glockenapfel oder in C einfach Musapfel genannt wird. So fand ich jüngst auf einer Obstausstellung die sehr bekannte „Gute Luise v. Avranches“ als „Feuerball“ benannt. Hier hatte ein naives Gemüt in seiner Unwissenheit aus der nur einseitigen dunkelroten Färbung geschöpft.

Im allgemeinen sind die Birnen vom Laien schwerer zu unterscheiden als die Äpfel, da Farbe und Form nicht so häufig wechseln. Es ist verhältnismäßig wenig bekannt, daß sich das Obst selten aus Samen echt fortpflanzt. Einer der wenigen Ausnahmen ist z. B. der Pfirsich. Wir bekommen aus der Saat nur Wildlinge, und diese werden einjährig erst mit Reiser der gewünschten Sorte veredelt. In einzelnen Fällen sogar erst über die Zwischenpfropfung einer komplimentären Art. Es ist diese Kunst sehr weit gediehen, und wir müssen sie um so höher schätzen, als wir durch sie imstande sind, alte und älteste Bäume, die uns nicht mehr in Ertrag oder Qualität befriedigen, nach Wunsch zu verjüngen und im Charakter zu wandeln.

Der schon vorhandene große Wurzelbestand bewirkt dann in zwei bis drei Jahren schon wieder die Fruchtbarkeit. Also bedeutend schneller, als wenn man den Baum durch einen jungen ersetzen würde. Vielfach werden Birnen auf Quitte veredelt. Wohl wird dadurch ein schnelleres Tragen erreicht. Die Wurzeln der Quitte sind aber sehr empfindlich gegen strenge Kälte und daher oft von Verlusten begleitet.

Der Birnenbaum liebt einen tiefgründigen, gut bearbeiteten Boden ohne zu viel Feuchtigkeit und ist für warme, sonnige Lage immer dankbar. Der hohe Sommer wirft uns in lachender Farbenpracht die ersten Birnen in den Schoß. Die goldig und rot schimmernde Julibirne, mit ihr zugleich die ebenfalls schön gefärbte kleine Koolstock, die Sommer-Muskateller, die Sommer-Bergamotte, im Gefolge „Giffards Butterbirne“, gelblichgrün, leicht gefärbt, von einschmeichelndem edlem Geschmack. Höher und höher wachsen dann die Qualitäten der Frühbirnen, deren eine der besten Repräsentantinnen „Clapps Liebling“ ist. Sie ist sehr groß, wundervoll gefärbt, aber sehr empfindlich und trägt in ihrer höchsten Schönheit schon den Keim des Verderbens in sich. Ohne durch ihr Äußeres es im mindesten zu verraten, fault sie vom Kernhaus aus und betrügt tückisch so manchen Käufer. Bescheidener die simple „Gute Graue“. Sie lohnt uns ihre Annahme und gleicht der „Interessanten“, deren man nicht müde wird. Zu den Frühbirnen zählt auch die edle, schön geformte, leicht gelbliche, schwach angerötete „Jules Guyot“, um dann der besten aller, der „William Christ“, Platz zu machen, diesem Triumph der Obstzucht. Wir verdanken sie Amerika. Sie gedeiht auch bei uns vorzüglich und stellt den Inbegriff einer vollendeten Tafel- wie Konservierungsfrucht dar. Groß, vollendet in der Form, farbenprächtig, reich an Saft, von herzhaftem Duft und Aroma, ist kaum eine andere ihr gleich. Trotz allem will sie erobert sein, und man muß sich mit ihr vertraut machen, um all ihre Herrlichkeiten auszulösen.

Alle Sommerbirnen sind gut zum Konservieren. Ihre geringe Haltbarkeit, die selten über 14 Tage reicht, fordert dazu auf. Sie alle zu nennen, ist hier nicht die Aufgabe. Von den Herbstbirnen sind als beste Repräsentanten „Gute Louise“, „Doppelte Philipps-Birne“, „Gellerts Butterbirne“, „Gute von Ezée“, „Boscs Flaschenbirne“, auch Kalebasse oder Kaiserkrone genannt, Diels Butterbirne, die herrliche Grumbkower und andere zu nennen. — Winterbirnen müssen bei uns schon in sehr warmer Lage stehen, um ihren ganzen Wert zu geben. Es zeichnen sich davon aus: Winter-Dechantsbirne, Olivier de Serres, Regentin, Comtesse de Paris, Edelcrasanne und als ganz späte — um auch hier einige zu nennen — „Schöne Angevine“, Winterforellenbirne und Esperens Bergamotte. Letztere habe ich schon bis April gut erhalten. Herbst- und Winterbirnen dienen alle nur der Tafel oder der Küche zum Frischkochen.

Und nun zu den Äpfeln. Wir finden oft bei neuen Benennungen liebe alte Bekannte aus der Kinderzeit wieder, und obwohl die Züchtung einer neuen Sorte sehr lange Zeit, oft ein ganzes Leben in Anspruch nimmt, so drängt sich doch Neuheit auf Neuheit. Unser Klima nimmt so willig auf, daß man nichts unversucht läßt.

Auch der Apfel liebt einen tiefgründigen Boden von guter Nährkraft. Sandboden mit Lehm, der eine gewisse Feuchtigkeit bindet, wird im Durchschnitt immer gute Erfolge aufweisen. Es ist wohl etwas gewagt — ich möchte aber doch behaupten, daß das schreckliche Wort „Mode" sogar auf Äpfel angewandt werden kann. Gegenwärtig ist der Gravensteiner derart begehrt, daß man die höchsten Preise fordert, auch teilweise erhält und manch andere gleichwertige Sorte nicht zu Wort kommt. Er ist ohne Frage ein vorzüglicher Apfel, aber nur von kurzer Dauer. Er liebt durchaus reichen, feuchten, lehmigen Boden und gedeiht am besten da, wo Wasser in der Nähe die Luft feuchtet.

Die erste Apfelernte fällt schon Ende Juli bis August. Sie zeigt uns Sorten von schöner Farbe und trefflichem Geschmack. So: „Weißer Klarapfel", den rot gestreiften Charlamowsky, den edlen, „pfirsichroten Sommerapfel", den „Durchsichtigen von Crowels". Diese können schon als Tafeläpfel gelten, während Lord Grosvenor, Manks Küchenäpfel, auch „Eve-Apfel" genannt, wie auch „Lord Suffield" dankbare Wirtschaftsäpfel sind. Letztere alle gelblich, wachsartig gefärbt und alljährlich überaus tragbar.

Dann setzen die Herbstäpfel ein. Nächst dem Gravensteiner die nicht minder werte „Aderslebener Kalville". Sie ist von vornehmster Herkunft. Ein Sämling der herrlichsten von allen, der „Weißen Winter-Kalville", die in ihren kraftstrotzenden, wundervollen Qualitäten über den Wildling hinausschoß. Bei der „Weißen Winter-Kalville" sollte unser Obstbau einsetzen, der Konkurrenz der französischen Kalville zu begegnen. Wo sie so trefflich gedeiht wie bei uns, da brauchen wir keine Importen. Sie hält jeden Vergleich aus, und nur blindes Vorurteil kann sie nicht als gleichmäßig anerkennen. Am besten gedeiht sie an kleinen Formen, wie Wandspalier. Aber auch an der Pyramide zeitigt sie in guter Lage herrliche und reichliche Früchte.

Die besten Qualitäten gipfeln vielfach in lokalen Sorten. So gibt Hannover seinen Glockenapfel mit lockerem Kernhaus, in dem die Kerne schütteln, weiß in Farbe, sehr dauerhaft bis in den Sommer hinein; Mecklenburg den Königsapfel von edlem Geschmack und schönem Ansehen. Ostpreußen sendet uns seinen trefflichen „Signe Tillisch", dänischer Abstammung, dem Gravensteiner ähnlich. Westpreußen glänzt durch den köstlichen „Weißen Stettiner". Im allgemeinen sind sämtliche Renettenarten von vorzüglichem Geschmack und großer Haltbarkeit. Sie erscheinen alle im Herbst. Besonders ausgezeichnet sind Ananas, Cox orange und Baumanns Renette. Sie besitzen festes, weißes Fleisch, sind sowohl Tafel- wie Wirtschaftsobst. Als hervorragender und dauerhafter Wirtschaftsapfel ist der „Schöne v. Boscop" zu bezeichnen. Neuere Erscheinungen sind: „Ernst Bosch", hellgelb, und „von Zuccalmaglios Renette", gelb, leicht rosa gestreift, beide bis Mitte des Winters haltbar.

Vielfach wird das Auge auf besonders große Früchte geworfen. Ist eine Frucht aber zu sehr großer Ausdehnung getrieben, so verliert sie, wie ich durch viele Versuche erprobte, an Qualität. Das zeigt selbst die „Weiße Winterkalville". Auch die Haltbarkeit wird dadurch beeinträchtigt. Man mache die Augen beim Einkauf daher nicht zu groß auf. Weniger ist auch hier besser. Unter Wirtschaftsobst sollte man auch keine schlechten Sorten verstehen. Apfelmus und Apfelmus ist ein Unterschied.



Soziale Hilfsbereitschaft.

Von Else von Boetticher.

Am 23. Oktober hielten die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit im Künstlerhaus ihre diesjährige Hauptversammlung ab, wobei sie dankbar auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückschauten. Mit opfermutigem Idealismus haben sie einst ihr Werk begonnen; es war unmittelbar aus dem Zeitgeist geboren, und so fand es nicht nur eine überraschend schnelle Verbreitung, sondern hat weite Kreise gezogen, allenthalben verwandte Bestrebungen weckend, vor allem den Grund zur Jugendbewegung legend, die heute unserm sozialen Leben ein ganz neues Gepräge gibt.

Im Auftrag des Vorstandes hat Alice Salomon eine kurze Geschichte der Gruppen geschrieben. „Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit" heißt sie und führt zurück bis an die Wurzeln der Bewegung.

Brachliegenden Frauenkräften eine Betätigung zu schaffen, sie in ihren Bürgerpflichten zu schulen und dadurch für eine soziale Arbeit vorzubereiten, war das Ziel der Begründer. Die Not des Volkes kennen lernen und ihm helfen, aber auch in strenger Selbsterziehung zu einer pflichtbewußten Lebensauffassung heranreifen sollten die Frauen — sozialpädagogisch wollte man sie beeinflussen. Die Komiteeglieder traten mit den Berliner Wohlfahrtsanstalten in Verbindung und suchten sie zur Annahme freiwilliger Hilfskräfte zu be-

wegen. Ferner wurden Dozenten gewonnen, die durch sozialwissenschaftliche Kurse die Frauen auch theoretisch in das Gebiet einführten, in dem sie praktisch arbeiten wollten. Als Helferin bei Wohlfahrtseinrichtungen, an Krippen, Kinder- und Mädchenhorten und Volkskindergärten sollte sie tätig sein und sich durch den Besuch von Musteranstalten darauf vorbereiten.

Am 5. Dezember 1893 fand im Berliner Rathaus die konstituierende Versammlung statt, an der fünfzig bis sechzig Frauen und Mädchen teilnahmen.

Zum Komitee der Gründer gehörten: Frau Bürgermeister Kirschner, Frau Minna Cauer, Frau Friedemann, Frau Sanitätsrat Schwerin, Prof. Dr. Schwalbe, K. Schrader, Dr. O. Koebner und Magistratsassessor Dr. Herzfeld.

An Horten und Waisenhäusern, an Blindenanstalten und in der Armenpflege begann die Hilfsarbeit, vielen Frauen wurde dadurch eine beglückende Lebenserfüllung geboten. Dennoch muß das erste Jahrzehnt der Arbeit als eine Zeit des Kampfes bezeichnet werden, in der die neuen Gedanken noch nicht ihre volle Werbekraft entwickelten. Frau Kirschner trat nach kurzer Tätigkeit den Vorsitz an Jeannette Schwerin ab. Letztere knüpfte Beziehungen mit dem Berliner Lehrerinnenverein an, um den Gedanken der sozialen Hilfsarbeit auch durch die Mädchenschulen der Jugend zugänglich zu machen. Sie veranlaßte den Anschluß der Gruppen an den Bund deutscher Frauenvereine. Mehrere Glieder nahmen regen Anteil an der Begründung von Arbeiterinnenheimen.

Als Frau Schwerin 1899 starb, wurde auf Rat Professor Münsterbergs Dr. Alice Salomon zur Vorsitzenden der Gruppen gewählt, zwar eins der jüngsten Komiteemitglieder, aber durch hingebende Arbeit mit den Bestrebungen der Gruppen eng verwachsen und von warmherziger Begeisterung für ihre Aufgabe erfüllt. Sie betont vor allem ihren idealen Zweck: das soziale Gewissen der Frau zu wecken und bei den Besitzenden und Gebildeten das Gefühl der Verpflichtung zu sozialer Arbeit zu erregen.

Die Zahl der Mitglieder ist in den letzten zehn Jahren um das Doppelte gestiegen und beträgt 1151, von denen die meisten Hilfsarbeiterinnen sind, nur wenige unterstützende Mitglieder. Auch die Zahl der Anstalten und Vereine, in denen Hilfsarbeiterinnen arbeiten, nimmt stetig zu. Es sind heute zehn Anstalten für Armen- und Wohlfahrtspflege, drei für Blindenpflege, vierzig Anstalten für Kinder und Jugendliche, vier für Krankenfürsorge und sechs für Arbeiterinnenfürsorge. An Volksküchen und Schulspeisungen, an Rechtsauskunftstellen und Berufsberatungen arbeiten Glieder der Gruppen, an allen sozialen Bestrebungen der letzten Jahre sind sie beteiligt und nehmen zum Teil führende Stellungen in den neuen Organisationen ein. Wenn man den Erfolg ihrer Arbeit nach den Anregungen bewerten will, die von ihnen ausgegangen sind, so ist er gleich dem des Senfkorns, das zum gewaltigen Baum heranwuchs.

Durch regelmäßige Versammlungen für die Mitglieder der Gruppen wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erhalten. Damit jede Mitarbeiterin das Gefühl der Verantwortung für die Gesamtheit trage, sind bei der Wahl des Vorstandes alle wahlberechtigt. Um ihnen immer weitere Bildungsmöglichkeiten zu geben, wurden die Kurse erweitert. 1899 fand der erste geschlossene Jahreskursus statt. 1908 wurde die soziale Frauenschule eröffnet, die in einer Vorbereitungsklasse, einer Fachklasse und einem Praktikantenjahr ihre Schülerinnen ausbildet. Sie steht in engem Zusammenhang mit dem Pestalozzi-Fröbelhaus und mit den Gruppen für soziale Hilfsarbeit und bereitet sowohl freiwillige Hilfskräfte wie Berufsarbeiterinnen vor.

Heute gibt es bereits vierzehn soziale Frauenschulen in Deutschland. Viele arbeiten auf evangelisch-kirchlicher Grundlage, andere auf katholischer oder interkonfessioneller. Auch in vielen Mädchenschulen und Vereinen gibt es Kurse für soziale Schulung der Frau. Viele Kommunen stellen heute schon sozial vorgebildete Frauen an als Armen-, Kinder- und Säuglingspflegerinnen, als Beamtinnen für Arbeitsnachweis. Eine ganze Reihe neuer sozialer Frauenberufe ist in den letzten Jahren entstanden; das „Amerika der Frau" nennt Dr. Frida Duensing die neuen Arbeitsgebiete.

Eine große Anzahl von Schwestervereinen hat den Gedanken der sozialen Ertüchtigung der Frau aufgenommen und verbreitet, vor allem die Jugendgruppen, deren erste 1899 in Königsberg gegründet wurde, und die sich 1912 in Gotha zum Verband der Jugendgruppen zusammentaten, die über ganz Deutschland verbreitet sind und 1912 in Berlin zur Sozialen Woche durch 73 Gruppendelegierte vertreten wurden.

Sie alle sind beseelt vom Glauben an die soziale Mission der Frau und an die Kulturaufgaben, die ihr bei der zunehmenden Sozialisierung des Gemeinschaftswesens in Staat und Behörde erwachsen. Das Leben der Frau wird nach den Worten Alice Salomons zur „feierlichen Aufgabe", wenn sie mit warmem Herzen an diese Aufgabe herangeht, und wenn sie fähig ist, sich selbst aufzugeben in opferfreudiger, dienender Liebe.

Der Berliner Festzug am 19. Oktober.

Mit 5 photographischen Spezialaufnahmen.

Am 19. Oktober, dem letzten der drei Leipziger Völkerschlachttage, feierte auch Berlin das große, geschichtlich bedeutungsvolle Ringen, dessen Resultat der Bruch und die Abwälzung des entwürdigenden napoleonischen Joches war. Ueberall ist in Deutschland in diesen Tagen des glücklichen Ausgangs der vor



Von links: Ferdinande von Schmettau. Borussia. Eleonore Prochaska. Johanna Stegen.

Historische Frauengestalten aus dem Festzug.

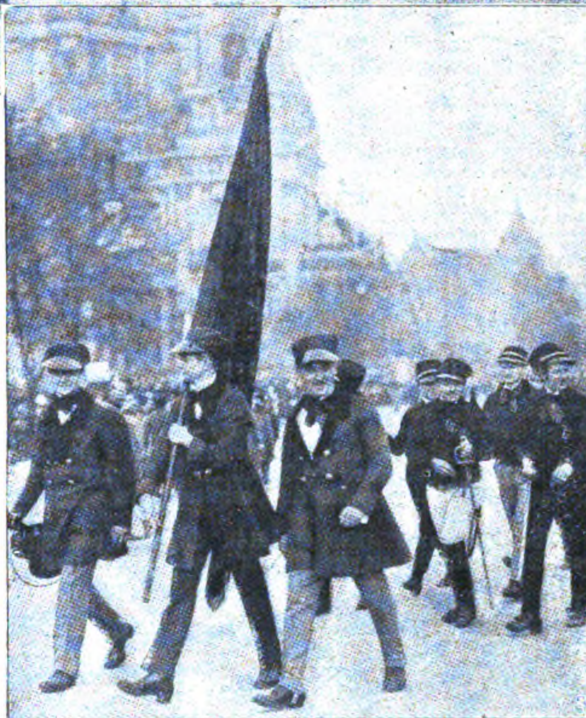


Vater Jahn mit seinen Turnern.



Trachten aus dem Jahr 1813.

hundert Jahren geschlagenen gewaltigen Schlacht festlich gedacht worden, und wenn auch Leipzig naturgemäß im Mittelpunkt der Feiern stand, so wollte doch die Reichshauptstadt nicht ganz zurückstehen. Die Berliner Völkerschlachtfeier wurde ein offenes und eindruckgebietendes Bekennen der Jugend zum Reich. Der Ehre der Taten unserer heldenmütigen Voreltern, dem Ausdruck der Freude über die damals zurückgewonnene Freiheit nach der Unterdrückung durch den Korsen wurde die großartige Veranstaltung, die von der Ortsgruppe Berlin des Jungdeutschlandbundes ins Leben gerufen worden war, ein sinnfälliges Zeichen. 25000 Menschen nahmen an dem Festzug teil, der, von wundervollstem Herbstwetter begünstigt, vom Lustgarten her am Königlichen Schloß vorbei über die Straße Unter den Linden zog und sich dann durch den Südwesten der Stadt dem Kreuzberg entgegenbewegte. Den Kern des Festzugs bildeten die Trachtengruppen und die zu Szenen geordneten Bilder aus der Zeit von 1813, die überall mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die Helden und Heldenjungfrauen, die dem Vaterland in der schweren Zeit erstanden, und die in dem Festzug erschienen, wurden freudig begrüßt. Vater Jahn mit seinen Turnern, der „olle" Blücher, York, Gneisenau und die anderen Generale, der preußische Landsturm, die Breslauer Studenten, alles löste zustimmende Kundgebungen aus. Schnitt die Vergangenheit gut ab, so konnte sie aber doch nicht mit der Gegenwart in erfolgreiche Konkurrenz treten, als sich in unübersehbaren Massen die Scharen der Turnerschaft zeigten, als die Pfadfinder und Wandervögel mit Musik, einem Wald von Fahnen und frisch erschallenden Gesängen vorüberzogen. Naturkraft beseelte die jungen Burschen und Mädchen, die in festem Marschschritt dem Tempelhofer Feld entgegenstrebten, wo sie sich, während das Glockengeläut der Berliner Kirchen sie grüßte, um einen mit Geschützen umstellten Feldaltar sammelten. Beim lodernden Schein hellflammender Holzstöße gedachten sie dort der Leipziger Völkerschlacht. W. C. G.



Professoren und Studenten der Breslauer Universität.



Truppen aus dem Jahr 1813.

***

Unsere Bilder.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. (Abb. S. 1809—1812.) Die Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig gestaltete sich zu einer gewaltigen, allumfassenden, wahrhaft vater-

ländischen Kundgebung des deutschen Volkes und seiner Fürsten. An ihrer Spitze war der Kaiser erschienen, von unendlichem Jubel begrüßt. Stehenden Fußes hörte er die Festrede des Geh. Hofrats Thieme an, die von heißem vaterländischem Empfinden getragen war. Mit stürmischen Heil- und Hurrarufen wurden die hohen Festteilnehmer auf den Treppen von den Kriegervereinen begrüßt. Außer dem Geh. Hofrat Thieme, dem Vorsitzenden des deutschen Patriotenbundes, wurden noch Geh. Baurat Professor Bruno Schmitz, der Schöpfer des Entwurfs, und Professor Franz Metzner, der Schöpfer des plastischen Schmuckes, mit großer Auszeichnung behandelt. — Von den Eilbotenläufen der Deutschen Turnerschaft, die zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals nach Leipzig veranstaltet wurden, verdient der Lauf Nummer 8 besonderes Interesse. Die Turner Frankfurts führten diesen Lauf durch die historische Paulskirche. — Während Oesterreich bei der Weihe des Denkmals in Leipzig durch den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand vertreten war, beteiligte sich an der Gedenkfeier in Wien Kaiser Franz Josef persönlich.

Der Kaiser in Gerolstein (Abb. S. 1813). Der Kaiser, der sich in der vorigen Woche einige Tage in der Rheinprovinz aufgehalten hat, kam am 15. Oktober nach Gerolstein und nahm an der feierlichen Weihe der neuen evangelischen Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis teil.

Das Marineluftschiff „L 2" (Abb. S. 1814) ist, noch bevor es eigentlich in Dienst gestellt war, durch Feuer zerstört worden. Am Freitag, dem 17. Oktober, stieg der stolze schlanke Zeppelinkreuzer in Johannisthal bei Berlin zu einer Fahrt auf. Wenige Minuten später sah man aus der vorderen Maschinengondel eine kleine Flamme hervorzüngeln, und nur Sekunden danach stand bereits das ganze Luftschiff in Flammen. Der Ballon stürzte aus einer Höhe von etwa 300 Meter ab und begrub alle, die sich an Bord befanden, unter seinen Trümmern. Sämtliche Personen, die den Kreuzer bestiegen hatten, fanden den Tod. An der zu Ehren der Verunglückten veranstalteten Trauerfeier in Berlin nahm auch die Kaiserliche Familie teil. Nebenstehendes Bild zeigt den Augenblick, in dem Graf Zeppelin den Toten die letzte Ehre erweist.

Aus deutschen Fürstenhäusern (Abb. S. 1815). Auf Schloß Gauernitz feierte am 8. Oktober die Prinzessin Mathilde von Schönburg-Waldenburg ihre Vermählung mit dem Reichsgrafen Gottfried von Hochberg-Fürstenstein. Unsere Aufnahme zeigt die Hochzeitsgesellschaft. Ferner bringen wir ein neues Bild der Prinzessin Eduard von Anhalt-Dessau mit ihrer Tochter Prinzessin Marie Auguste und ein Porträt des Prinzen Luitpold.

Das „Nothemd" (Abb. S. 1814). Die Oper von Viktor von Woikowsky-Biedau, die Anfang dieses Jahres ihre Uraufführung am Hoftheater zu Dessau erlebte, geht demnächst am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg in Szene. Wir bringen eine Aufnahme von einer Probe, an der auch Herr von Woikowsky teilnahm.



Der russische Minister des Aeußern Sasonow (×) in Berlin.



Phot. Benninghoven.

Graf Zeppelin an der offenen Gruft.
Von der Trauerfeier für die mit „L 2" Verunglückten in Berlin.

Bädertag in Badenweiler (Abb. S. 1816). Der Allgemeine Deutsche Bäderverband hielt seine 22. Jahresversammlung in Badenweiler ab, zu dem sich Aerzte und Kurdirektoren in größerer Zahl einfanden.

Personalien (Abb. S. 1812, 1814 u. nebenst.). Generaloberst Friedrich von Scholl feiert in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Militärjubiläum. Am 25. Oktober 1846 in Darmstadt geboren, trat er 1863 in das zweite hessische Reiterregiment ein und wurde nach dem Deutsch-Französischen Krieg in den Verband der preußischen Armee übernommen. 1888 ernannte ihn der Kaiser zum Flügeladjutanten, 1901 zum diensttuenden Generaladjutanten, 1904 zum Generalkapitän der Schloß- und Leibgarde. — Major Heinrich von Tiedemann-Seeheim, der Vorsitzende des Deutschen Ostmarkenvereins, vollendete am 22. Oktober sein siebzigstes Lebensjahr. Herr von Tiedemann begründete im Jahr 1894 den „Verein zur Förderung des Deutschtums in der Ostmark", seit 1899 „Deutscher Ostmarkenverein", der unter seiner Leitung schnell zu Ansehen gelangte. — Der Geheime Hofrat Professor Martin Dülfer, der ausgezeichnete Architekt, ist gelegentlich der Einweihung der nach seinen Entwürfen errichteten Neubauten der Technischen Hochschule in Dresden von dieser Anstalt zum Dr.-Ing. honoris causa ernannt worden. — Der russische Minister des Aeußern Sasonow weilte vor kurzem in Berlin, wo er mit dem Reichskanzler und den leitenden Männern der Politik Besprechungen hatte.

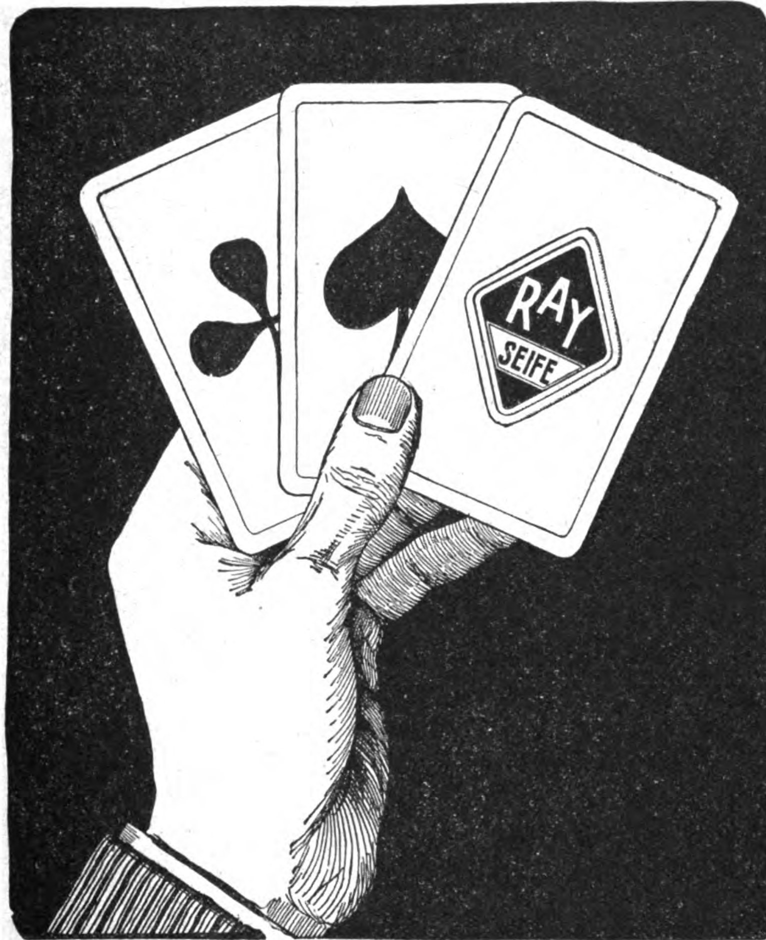
Die Toten der Woche

General d. Inf. z. D. Viktor **von Lignitz**, ehem. kommandierender General des III. Armeekorps, † in Kassel am 16. Oktober im Alter von 72 Jahren.

Charles **Tellier**, der Erfinder der Kälteindustrie, † in Paris am 19. Oktober im Alter von 86 Jahren.

W. F. **Xylander**, bekannter Kunstmaler, † in Kopenhagen am 19. Oktober im Alter von 73 Jahren.

Ray-Seife ist Trumpf!



Daß die durch Deutsches Reichspatent geschützte **Ray-Seife** im Gebrauche die angenehmste und für die Haut die beste ist, davon wird Sie der erste Versuch überzeugen. Schon bei der ersten Waschung werden Sie bemerken, daß Ray-Seife einen Schaum von köstlicher Weichheit und ganz eigenartiger Konsistenz abgibt, welcher die Haut rein, zart und jugendfrisch macht. Dies ist die Wirkung der in der Ray-Seife enthaltenen großen Mengen von frischem Eiweiß und Dotter, welche bekanntlich seit vielen Jahrhunderten als das beste Mittel zur Erzielung einer schönen und gesunden Haut gelten. Säumen Sie nicht, Ray-Seife in Gebrauch zu nehmen, Sie werden von der wohltätigen Wirkung entzückt sein. Preis pro Stück 50 Pfg. Ueberall käuflich.



Frau Zdenka Mottl-Faßbender,

die große Wagnersängerin und Witwe des unvergeßlichen Felix Mottl, schreibt uns: „Die Pflege meines Körpers ist so einfach und natürlich, daß ich nur sehr wenig darüber zu sagen habe. Viel freie Bewegung, täglich ein erfrischendes Bad, Mäßigkeit im Essen und Trinken. Die Hauptsache ist doch die Gesundheit, und für sie zu sorgen bleibt unsere allererste Pflicht. Als unumgänglich sind selbstverständlich einige Toilettehilfsmittel nötig. Ich ziehe die Präparate der Kolberger Anstalten für Exterikultur allen andern vor, besonders benutze ich Aok-Teint-Seife und Aok-Creme."

Mottl Fassbender

Damen der Gesellschaft,

Künstlerinnen, Frauen, die auf Schönheit Wert legen, pflegen ihren Teint **nur** nach der auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebauten und seit Jahren bewährten

Aok-Methode.

Aok-Teint-Seife, Stück 1,40 Mark, 3 Stück 4,— Mark
Aok-Teint-Seife, Stück im Karton . . 1,50 Mark
Aok-Creme, Dose 2,— Mark, Tube 1,— Mark
Aok-Seesand-Mandelkleie, Dose . . . 1,— Mark
Aok-Waschpastillen . . . . 1,50 Mark

Verlangen Sie die reichillustrierte Broschüre: „Schöner Teint — Zarte Haut" gratis von den

Kolberger Anstalten für Exterikultur
Ostseebad Kolberg.



Wer seine Kinder gesund erhalten will,



sorge dafür, daß sie sich **regelmäßig vor dem Schlafengehen** die Zähne putzen. Der Mund ist die Eingangpforte vieler Bakterien, und gerade während der mehrstündigen Nachtruhe haben dieselben Zeit, sich in der Mundhöhle zu entwickeln und Fäulnisherde zu bilden. Darum achte man streng darauf, daß die Kinder vor dem Schlafengehen sich **die Zähne mit**

Prof. Dr. med. Jul. Witzels

KOSMODONT

putzen. Die Kosmodont-Präparate spalten beim Gebrauch **aktiven Sauerstoff ab,** der auch in die verborgensten Lücken der Zahnreihen und Falten der Schleimhäute, wohin schwer eine Zahnbürste gelangen kann, dringt und die Mundhöhle gründlich reinigt und alle Bakterien, Fäulniserreger ꝛc. tötet.

Kosmodont-Mundwasser Flasche 1,50 Mark, Doppelflasche 2,75 Mark. — Kosmodont-Zahncreme Tube 60 Pf. u. 1 Mark. — Kosmodont-Zahnbürsten von 50 Pf. bis 1,50 Mark.

Verlangen Sie die aufklärende Broschüre „Schöne Zähne, reiner Mund" gratis von den

Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. A. Groß.

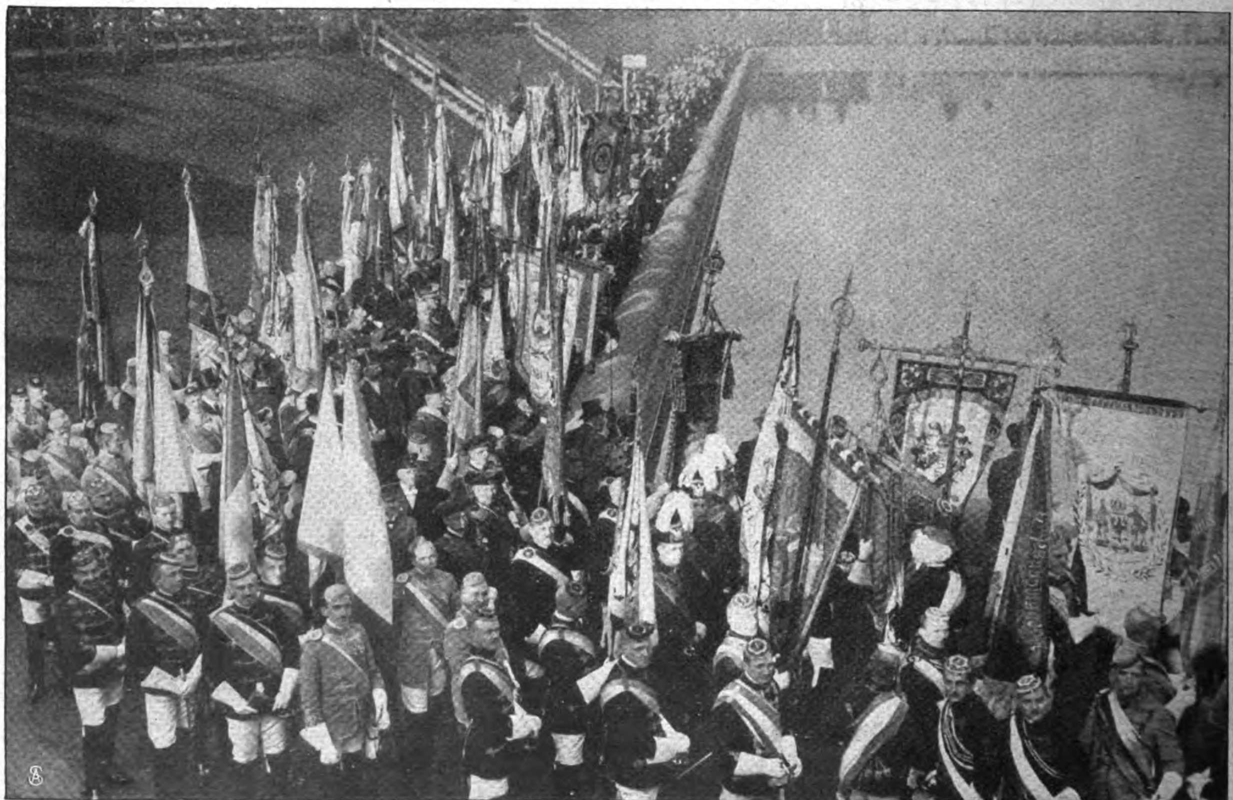
Der Kaiser mit dem König von Sachsen und Geh. Hofrat Thieme auf der Treppe des Denkmals.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.



Presse-Centrale.

Die Festversammlung während der Weiherede des Vorsitzenden des Patriotenbundes Clemens Thieme.



Phot. Hohlwein & Gircke.

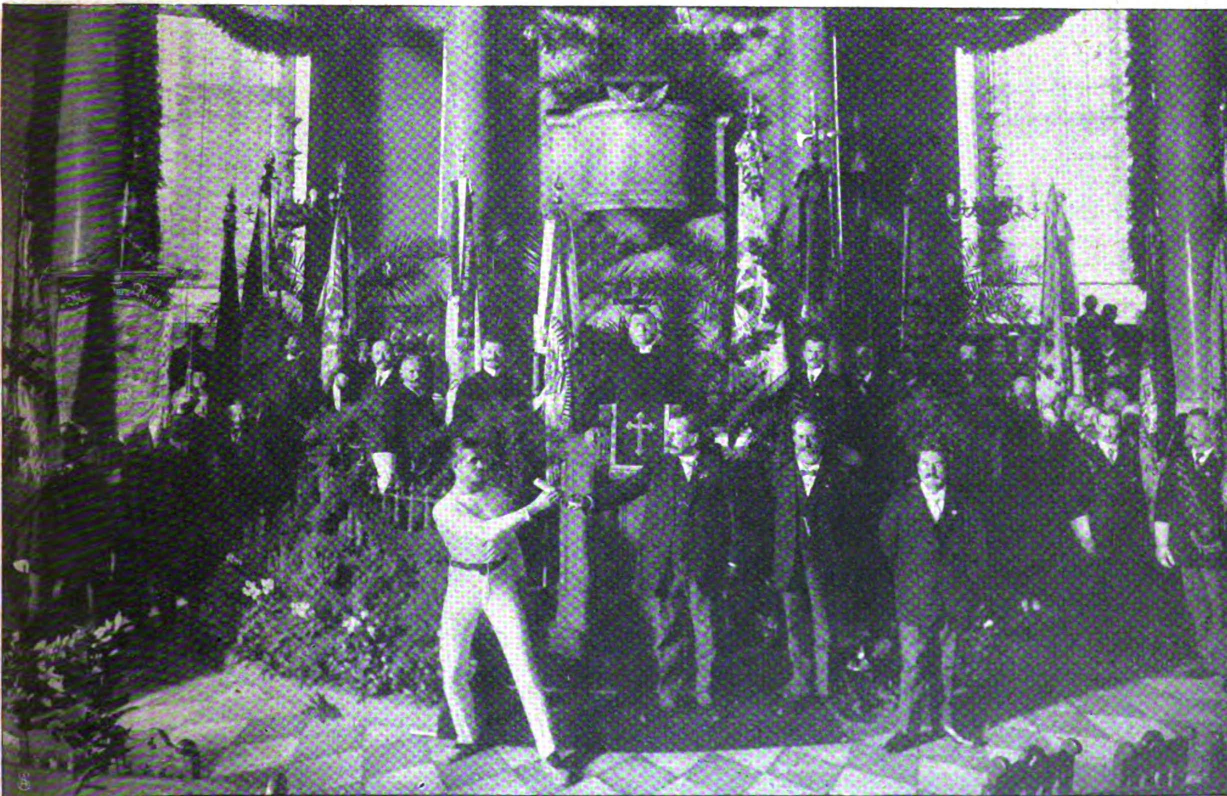
Der Aufmarsch der Studenten zum Denkmal.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.



Phot. Seebald.

Der Kaiser von Oesterreich besichtigt die alten Fahnen aus der Schlacht bei Leipzig.
Von der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht in Wien.



Phot. Hunger.

Lauf Nr. 8: Prof. G. Bender, Gauvorsitzender der Turnerschaft Frankfurt a. M., übergibt vor dem Altar der Paulskirche dem Eilbotenläufer Hugo Volze die Urkunde.

Eilbotenlauf der Deutschen Turnerschaft Gravelotte—Leipzig: Stafettenwechsel in der Paulskirche in Frankfurt a. M.



Geh. Baurat Prof. Dr. Bruno Schmitz,
Berlin, der Schöpfer des Entwurfs.



Hofphot. Naumann.

Geheimer Hofrat Clemens Thieme,
Vorsitzender des deutschen Patriotenbundes.



Phot. Sattler & Lissy.

Prof. Franz Metzner,
der Schöpfer des plastischen Schmucks.

Zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.



Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

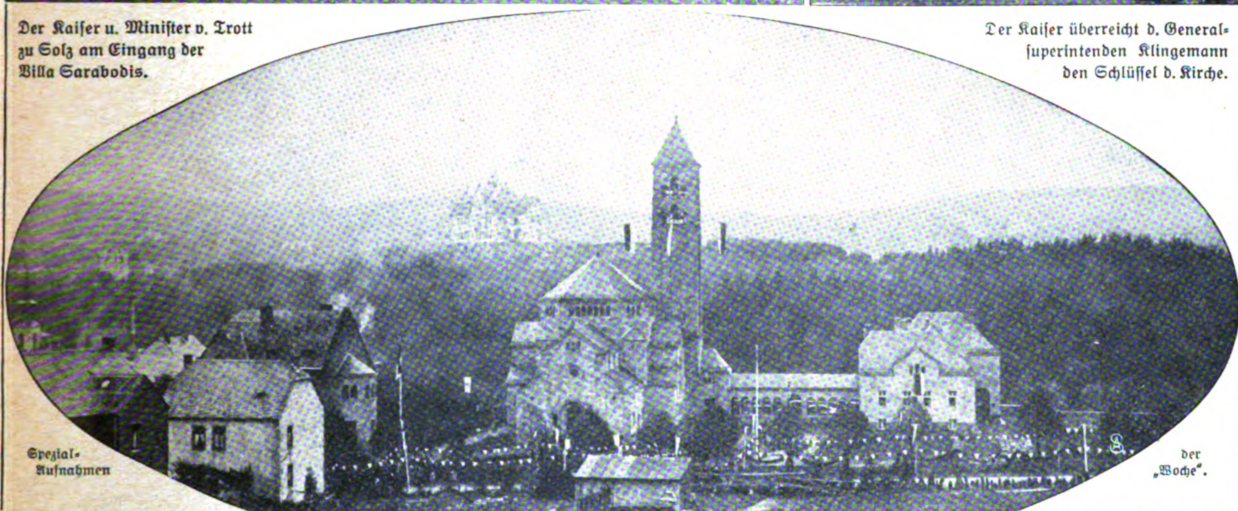
Generaloberst von Scholl,
Generaladjutant des Kaisers, begeht sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



Der Kaiser u. Minister v. Trott zu Solz am Eingang der Villa Sarabodis.



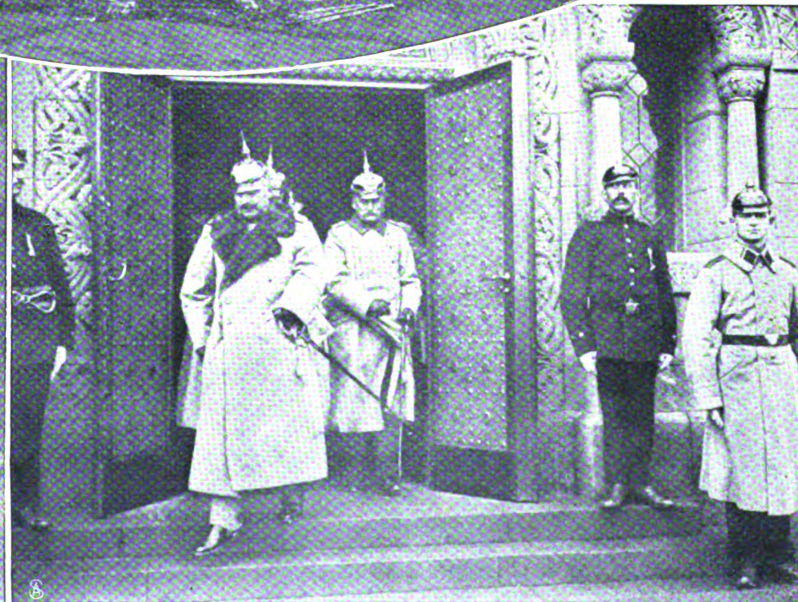
Der Kaiser überreicht d. Generalsuperintenden Klingemann den Schlüssel d. Kirche.



Spezial-Aufnahmen der „Woche".



Der Kaiser u. Exzellenz v. Mirbach bei der Besichtigung.



Der Kaiser verläßt die Kirche. Oben: Gesamtansicht des Krongutes Sarabodis mit d. Erlöserkirche.

Die Einweihung der Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis in Gerolstein.





Phot. Fischer.

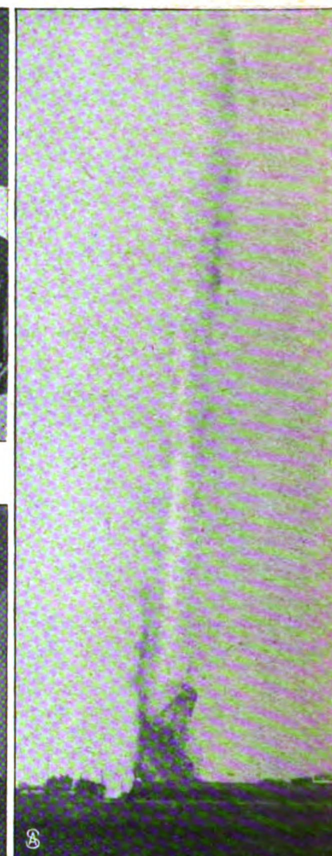
Kapitänleutnant Freyer † Baurat Neumann † Marineoberingenieur Busch †











Phot. Weyer. Kapitän Gluud † — Hofphot. Urbahns. Kapitänleutnant Trenk † — Hofphot. Urbahns. Korvettenkapitän Behnisch † — Marineobering. Hausmann † — Phot. Fischer. Der Luftkreuzer stürzt brennend zur Erde.

Zur Katastrophe des neuen Marineluftschiffes „L 2" in Johannisthal.

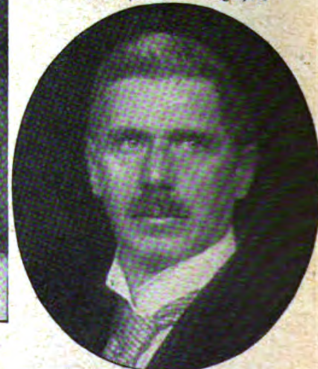


Von links: Kapellmeister Moericke. Oberregisseur Dr. Kaufmann. Kapellmeister Hirle. Frl. Hallama (Armgard). Herr Hansen (Wendelin). Herr Schüller (Neidhard). Prof. Dr. v Woikowsky-Biedau. Direktor Hartmann.

Von der Probe zu Prof. v. Woikowsky-Biedaus Oper „Das Nothemd"
im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg.



Maj. a. D. v. Tiedemann-Seeheim,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Prof. Dülfer, Dresden,
wurde zum Dr.-Ing. h. c. ernannt.



Atel. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinzessin Eduard von Anhalt-Dessau mit ihrer Tochter Marie Auguste.



Atel. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinz Luitpold von Bayern in Berchtesgaden.



Phot. Georg Koczyk.

Vermählung der Prinzessin Mathilde von Schönburg-Waldenburg mit dem Reichsgrafen Gottfried von Hochberg-Fürstenstein in Schloß Gauernitz am 8. Oktober 1913.

Erste Reihe sitzend von links: Gräfin Heinrich Hochberg, Gräfin Schönburg, Gräfin Elisabeth Görtz, Großherzogin von Oldenburg, Gräfin Bolko Hochberg, das Brautpaar, Prinz Ernst Schönburg, Großherzogin Marie von Mecklenburg, Graf Bolko Hochberg, Gräfin Ysenburg, Fürst Pleß, Prinzeß Heinrich Carolath. Zweite Reihe stehend von links: Prinz Sieghard Carolath, Graf Karl Pückler, Prinzeß Eleonore Carolath, Prinzeß Auguste Reuß, Prinzeß Gertrud Reuß, Prinzeß Luise Schönburg, Prinz Friedrich Wilhelm Carolath, Prinzeß Friederike Carolath, Prinzeß Anna Marie Reuß, Prinzeß Thekla von Schwarzburg, Gräfin Agnes Stolberg, Prinz Heinrich Carolath, Prinzeß Reuß XV., Frau Seidelmann, Prinzeß Georg Schönburg, Gräfin Karl Pückler, Burggräfin Eberhard Dohna, Prinzeß Ulrich Schönburg, Gräfin Friedrich Franz Hochberg, Pastor Schüttoff. Dritte Reihe stehend von links: Herr Schmidt, Oberförster Scholze, Rittergutspächter Helbig, Rentamtmann Schulze, Oberst von Holleben, Prinz Ulrich Schönburg, Graf Heinrich Hochberg, Graf Fritz Hochberg, Graf Friedrich Franz Hochberg, Burggraf Eberhard Dohna, Prinz Alban Löwenstein, Herr von Mutius.



1. Badekommissär Prieger, Bad Salzig a. Rhein. 2. Badedirektor Lohse, Hersfeld. 3. Dr. Goering, Friedrichroda. 4. Dr. Hirsch, Salzschlirf. 5. Frhr. von Moreau, Regierungsrat, Kissingen. 6. Oberleutnant a. D. Haeseler
Kurdirektor, Salzschlirf. 7. Landrat Leutheusser, Schloß Tenneberg, Vors. d. Thüring. Bäderverbandes. 8. Kurdirektor Becker, Rothenfelde. 9. Regierungsrat Dr. Bunk, Kassel. 10. Fürstl. Salinendirektor Horstmann, Ba
Salzuflen. 11. Hauptmann a. D. Laffert, Kurdirektor, Schlangenbad. 12. Dr. Scherf, Bad Orb 13. Major a. D. Prestien, Fürstl. Kurdirektor, Pyrmont. 14. Hofrat Dr. Schwoerer, Großh. Badearzt, Badenweiler
15. Oberstleutnant a. D. von Kaydaczy, Kgl. Kurdirektor, Bad Ems. 16. Professor Dr. Winckler, Bad Nenndorf. 17. Bürgermeister Küstner, Friedrichroda. 18. Sanitätsrat Dr. Müller, Großtabarz (Thüring. Bäderverband)
19. Oberbürgermeister Fieser, Baden-Baden. 20. Frhr. von Solemacher, Kgl. Regierung Aurich (Preußen) für Norderney. 21. Bürgermeister Dr. Hoeh, Bad Soden am Taunus. 22. Dr. Haertl, Bad Kissingen. 23. Major a. D
Rietzsch, Kgl. Bad Nenndorf. 24. Stadtschultheiß Grüb, Herrenalb. 25. Frhr. Kreß von Kressenstein, Reg.-Ass. u. Kgl. Badekommissär, Reichenhall. 26. Oberbergrat Morsbach, Kgl. Bad Oeynhausen, Vorsitzender d. Allg. Deutsche
Bäderverb. 27. Direktor Lies, Bad Mergentheim. 28. Geh. Obermedizinalrat Dr. Greiff, Karlsruhe. 29. Frau von Kaydaczy. 30. Ritter u. Edler von Koch, Bad Tölz. 31. Geh. Regierungsrat Hebting, Vorsitzender der Kur
verwaltung Badenweiler. 32. Geh. Oberregierungsrat Flad, Vortragender Rat im Großh. Ministerium d. Innern, Karlsruhe. 33. Kurdirektor Röhrig, Bad Soden am Taunus. 34. Frau Oberbergrat Morsbach. 35. Haupt
mann a. D. von Platen, Godesberg. 36. A. von Tschirschnitz, Berlin-Wilmersdorf. 37. Dr. Krone, Bad Sooden-Werra. 38. Frau Oberbürgermeister Lübke. 39. Administrator Deppl, Lippspringe. 40. Hauptman
Kretschmar, Kurdirektor, Bad Kösen. 41. Hauptmann a. D. Bischoff, Kurdirektor, Münster a. Stein. 42. Reg.-Assessor Dr. Bensinger, Großh. Kurkommissär, Badenweiler. 43. Kurdirektor Rütten, Bad Neuenahr. 44. Fra
von Alberti. 45. Frau Hauptmann Kretschmar. 46. Regierungsrat von Alberti, Kgl. Bad Elster. 47. Frau Kurdirektor Rütten. 48. Oberbürgermeister Lübke, Bad Homburg v. d. H. 49. Bürgermeister de Pellegrini, Triberg
50. Frau Hauptmann Fernow. 51. Direktor Schumacher, Leipzig, Bund Deutscher Verkehrsvereine. 52. Stadtschultheiß Mäulen, Liebenzell. 53. Hauptmann a. D. Fernow, Kurdirektor, Bad Kreuznach. 54. Dr. Scheibe, Bad Steber

Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes auf dem Bädertag in Badenweiler.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

7. Fortsetzung.

„Haben Sie Fräulein von Oettgen nicht gesehn?" fragte Herr von Röbbeln, während er mit Widding und Greuther nach der Kaserne ging. „Sie ist ja wie vom Erdboden verschwunden."

„Ich weiß nichts von ihr", sagte Widding. „Ich sitze so in der Arbeit, daß ich gar nicht hinauskomme aus meinem Bureau."

„Unser Tennis mußten wir letzten Freitag ausfallen lassen, weil es den ganzen Tag blödsinnig goß; seitdem habe ich von dem gnädigen Fräulein nichts erfahren."

„Von wem sprechen Sie? Von Gerda Oettgen? . . . Oh, das wissen Sie nicht? . . . Die hat ja die Masern", mischte sich Greuther ein.

„Was hat sie?" fragten beide gleichzeitig.

„Hat sich die Masern geholt. Sie war vor einiger Zeit bei Frau Major Keßler, dort hat sich die Kleine drei Tage später gelegt, und seit vorgestern liegt Fräulein Gerda. Sie hat ziemliches Fieber und ist ganz von der Außenwelt abgesperrt."

„Ach, das tut mir leid. Daß man aber nichts davon erfahren hat?"

„Ich habe unsern Oberst gestern nur einen Augenblick gesehen. Sonst wüßte ich doch was davon. Weshalb mag er mir nichts gesagt haben?" meinte Widding.

„Es ist ihm scheußlich unangenehm. Die Prinzessin wollte doch dieser Tage hierher zu Besuch kommen. Da hat man nun oben Sorge, daß sie sich was holen könnte, und die Sache ist verschoben. Denn so wollte man unsern Alten doch nicht kränken, daß man ihn einfach ausschaltete. Es sollten Herren des ganzen Regiments dabei sein beim Empfang."

„Ach, deshalb läuft er so verstimmt und brummig herum. Ihm war ja nichts recht zu machen."

„Die arme Gerda. Kein Vergnügen, solch eine Kinderkrankheit auf seine alten Tage durchzumachen."

„Erlauben Sie mal, alte Tage! Fräulein Gerda ist doch noch nicht zwanzig", warf Röbbeln ein.

„Doch, wird sie gerade", sagte Widding.

„Na also, Greuther ist gut mit seinen alten Tagen."

„Erlauben Sie gütigst, lieber Röbbeln, ein gebildeter Mensch hat die Masern bis zu seinem vierzehnten Jahre, oder er kriegt sie g a r nicht. Es gehört schließlich nicht zur allgemeinen Bildung."

„Aber ist besser, man hat sie gehabt."

„Gibt das eigentlich Narben?" fragte Röbbeln.

„Nanu? Röbbeln! Sie sind ja so um Fräulein von Oettgens Schönheit besorgt."

„Hübsch ist es jedenfalls nicht, wenn man mit Pockennarben herumläuft."

„Das sind ja doch Pocken, aber keine Masern! Sie brauchen keine Sorge zu haben, Masern sind harmlos und verunstalten den Teint nur sehr selten."

„Da bin ich ja beruhigt."

„Sie scheinen sich für Fräulein Gerda zu interessieren."

„Tu ich! — Ich glaube, wir Unverheirateten tun das alle. Habe ich recht, Widding?"

„Ganz recht."

„Widding ist freilich mit Gerda dick befreundet, sie haben ja eine gemeinsame Teckelzucht", sagte Greuther.

„Ach nee, ist's wahr?"

„Es ist mal wahr gewesen", sagte Widding gleichmütig. „Jetzt habe ich mich nicht mehr darum gekümmert."

„Nee, jetzt haben Sie andere Sorgen", sagte Röbbeln lachend. „Größere Ziele. Sie haben mit Ihren Gäulen zu tun. Das ist auch vernünftiger als mit diesen kleinen, krummbeinigen Gesellen, die ich nicht leiden kann. Mir ist ein Terrier lieber oder ein richtiger großer Hund."

„Lernen Sie erst Fräulein Gerdas Teckel kennen, was das für nette Tiere sind", sagte der Adjutant.

„Ich zweifle nicht daran; aber ich mache mir nichts aus der Jagd, da kann ich mit solch einem Zweckhund nicht viel anfangen. Ich brauche einen beim Spazierengehen und Reiten, der flott nebenher läuft. Stellen Sie sich einen Dackel dabei vor. Die gehören in den Wald oder ins Dachsloch und 'nen Fuchsbau. Als notwendiges Requisit zu 'nem Forsthaus. Wir aber müssen einen Hund fürs Zimmer haben. Da ist mir der Terrier das liebste. Der stört nicht und ist immer zum Spielen bereit."

„Das ist ein Teckel auch", warf Widding ein.

„Aber treulos ohnegleichen. Er läuft ja zu jedem."

„Wie die Frauen!" sagte Röbbeln.

„Aber Röbbeln! Wie können Sie das verantworten."

„Ach, meinen Sie nicht? — Na, Widding, Sie werden das auch noch erfahren."

„Wollen's nicht hoffen. Habe gar keine Sehnsucht, solche Erfahrungen zu machen, aber gar keine."

„Kommt Zeit, kommt Erkenntnis", sagte Greuther.

„Das arme Fräulein Gerda", warf Röbbeln ein. „Ob man ihr wohl Blumen schicken kann?"

„Ich glaube kaum, daß die zugelassen werden. In einem Krankenzimmer ist das solche Sache."

„Ist es so schlimm?"

„Nein, so wie S i e es machen, nicht; aber wenn man aus den Kinderschuhen heraus ist, hat es seine Bedenken."

„Muß blödsinnig langweilig sein, so von aller Welt abgeschnitten sein, gar nicht wissen, was draußen los ist."

„Dafür hat man wohl weniger Interesse."

„Um so schlimmer! Wenn d a s nicht einmal vorhanden ist. Mir ist, als müsse man dabei im dunklen Zimmer sitzen?"

„Das war wohl früher, ich glaube nicht, daß heute noch Wert gerade darauf gelegt wird.“

„Wenn man ihr doch ein Wort des Anteils zukommen lassen könnte.“

„Können Sie doch, Röbbeln! Brauchen es bloß dem Alten zu übermitteln.“

„Der wird es gerade bestellen.“

„Er sagt's der Pflegerin“, meinte Greuther.

„'ne Pflegerin ist auch schon da? — O weh!“ rief Röbbeln aus.

„Nein, das ist nichts Bedenkliches. Aber Fräulein Hete ist gleich aus dem Haus geschickt, und unsere gute Frau Oberst eignet sich weniger dazu, Nachtwache zu halten.“

„Ich möchte irgend was tun,“ sagte Röbbeln, „um Fräulein Gerda mein Mitgefühl auszudrücken.“

„Damit warten Sie besser, bis sie in der Rekonvaleszenz ist.“

„Und unsere Tennispartie geht auch darüber in die Brüche.“

„Trösten Sie sich, Röbbeln, wenn Ihnen im Leben nie was Schlimmeres passiert.“

„Aber Sie wissen ja gar nicht, wieviel mir an diesen Tennispartien liegt.“

„Das ist freilich was anderes! Dann ja!“ —

Widding hatte dem Gespräch ruhig zugehört.

Also Röbbeln interessierte sich so für Gerda. Das hatte er längst gemerkt, war ihm keine Offenbarung heute.

Aber unangenehm war ihm diese neue Gewißheit, wenn es auch ein Trost war, daß Gerda vorläufig von allem Verkehr abgeschnitten blieb.

Und Hete war auch fort. Da konnte er nichts erfahren, denn der Oberst war schlecht gelaunt, weil er aus all seinen Gewohnheiten gerissen war. Er mußte außerdienstliche Sorgen haben, sonst wäre er nicht so kurz.

Widding ging am andern Tag gleich am Haus vorbei, aber er sah niemand. Gerdas Zimmer lagen nach dem Garten.

Wer mochte sich jetzt um ihre Hunde sorgen? — Weshalb rief sie ihn nicht?

Freilich sollte niemand das Haus betreten. Sogar die Ordonnanz hatte alle Eingänge dem Diener an der Pforte zu übergeben, damit keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen wurde.

Er hatte eine solche Sehnsucht, mit Gerda zu plaudern, daß er diese Krankheit verwünschte, die ihm so entsetzlich dumm und ungelegen vorkam.

An ihrer Meinung lag ihm viel. Hauptsächlich in ihren Augen wollte er sich rehabilitieren. Er hatte gehofft, vor ihren Augen aufzusitzen.

Das Rennen war fast aussichtslos für Black Head. Er wollte vor allem die Bahn kennen lernen und dem Schwarzen einen ernsthaften Galopp geben. Das mußte er ihr auseinandersetzen, damit sie nicht an einen neuen Mißerfolg glaubte, wenn er nun hinter den placierten Pferden endete.

Er mußte sich wieder mal den Wind um die Nase wehen lassen, herauskommen aus dem Gleichmaß des Dienstes. Für das Tintenfaß war er doch nicht geboren.

Am Nachmittag sattelte er sich Bluff und ritt zum Übungsplatz hinaus, wo er den Gaul ein bißchen springen ließ. Das war ein treues, sicheres Tier, auf das Verlaß war, nur zu langsam. Es fand seine Beine nicht gleich und wußte gar nicht, was kämpfen ist, ließ die andern mit der größten Gemütsruhe an sich vorbeigehen, man mochte es noch so sehr auffordern. Wenn das zu energisch geschah, steckte Bluff es ganz auf, als wollte er sagen, wozu sich anstrengen, ich erreiche es ja doch nicht.

Aber vor der Truppe war er glänzend, als Adjutantenpferd nicht zu bezahlen; das schlechteste Terrain behagte ihm, und über einen Sturzacker ging er, als wäre es die gepflegteste Rasenfläche.

Widding mußte doch wieder vor all die tausend und aber tausend Augen, mußte die Musik hören. Das Leben um sich spüren, mußte sich mit den andern messen, und als er nach Hause kam, da schrieb er an seinen Trainer Walters: „Ich reite im Grunewald-Black Head selber, aber bitte, noch mit niemand darüber sprechen. Es mag aussehen, als ob ich mich erst im letzten Augenblick entschlossen habe. Da ich nicht auf Sieg reiten kann noch will, so hat die Geheimnistuerei nichts weiter Schlimmes an sich. Aber ich möchte nicht, daß schon vorher darüber geschwatzt oder gar geschrieben wird oder mein Name in die Zeitungen kommt.“

So! Damit hatte er sich nun festgelegt. Nun gab es kein unnützes Schwanken mehr. Daran wollte er festhalten, und er freute sich darauf, daß er wieder einmal mittat.

Es hatte ja gar keinen Zweck, grollend über sein Mißgeschick in der Ecke zu stehen.

* * *

Er war schon früh nach der Rennbahn Grunewald aufgebrochen, hatte in Spandau Rast gemacht und gefrühstückt und war von dort zur Rennbahn gefahren. Er hatte sich alle Sportzeitungen gekauft. In keiner war von Black Head oder ihm selbst die Rede. Das war gut so. Nur untertauchen! Damit keine Erwartungen geweckt und später Enttäuschungen hervorgerufen wurden.

Er stieg die rote Tribüne des Ersten Platzes hinauf bis ganz oben, wo man links die Türme von Spandau sehen konnte; mit Hilfe seines Glases besah er sich genau jedes Hindernis und verfolgte den Kurs, den er zu nehmen hatte. Das war keine Schwierigkeit weiter.

Schon füllte sich der Innenplatz. An der noch leeren Sandgrube des künftigen Stadions vorbei zogen die Menschen nach den billigen Plätzen inmitten der Bahn.

Der breite Raum vor den drei nebeneinanderliegenden Tribünen war noch ganz leer, nur Hunderte von weißgestrichenen Hockern waren säuberlich über die sich zum Geläuf neigende Fläche des grünen Rasens in ganz gleichen Abständen verteilt.

Es dauerte nicht lange, und die Menschen brachten Unordnung hinein und holten sich die Stühle von hier fort, schleppten und trugen sie zusammen, um sie mit Stöcken, Mänteln und den Futteralen ihrer Gläser zu belegen.

Rechts auf den Terrassen vor dem Restaurant sammelten sich schon die Menschen. Von dort, wo der Bahnhof lag, strömten sie herbei, blieben, durch die Gitter je

nach dem Eintrittsgeld getrennt, wie in großen Gehegen vor den einzelnen Tribünen, und nur der kleinste Teil kam durch all die Öffnungen an den Kontrolleuren vorbei bis zur Haupttribüne. Hier oben war er noch ganz allein, hier hatte niemand außer ihm was zu suchen. Er selber wußte nun genug und stieg langsam die vielen Stufen wieder hinunter. Durch die großen Glaswände der Kaffeeloggia sah er, daß sich schon viele Menschen ihre Plätze auf der Tribüne gesichert hatten.

Die für die Mitglieder des Rennvereins reservierte Seite war noch verödet. Nach der Seite des Sattelplatzes aber bot sich ein anderes Bild. Vor den großen Nummerntafeln am Betriebsgebäude standen die Massen mit gezücktem Bleistift und warteten, daß die Namen der Reiter erscheinen sollten, und ein allgemeines Schreiben begann, sobald eine neue Tafel eingefügt war.

Noch weiter fort im Wäldchen, wo Tafeln mit der Aufschrift: „Pferde für das nächste Rennen" aufleuchteten, wimmelte es unter den alten Föhren von Menschen, die eifrig die noch in Decken eingehüllten Pferde taxierten, die im Kreis herumgeführt wurden.

In dem langgestreckten Stallgebäude, dessen verwittert aussehendes Strohdach sich so hübsch in den Waldcharakter einfügte, standen die Pferde, und alle Hände waren beschäftigt, sie für den bevorstehenden Kampf bereitzumachen. Es wurde geputzt und gebürstet und mit Eimern und Schwämmen eifrig hantiert.

Von der Wage her kamen blaue, rote und gelbe Tupfen, alle Farben des Jockeidreß tauchten auf, denn das Eröffnungsrennen hatte die meisten Nennungen erhalten.

Das Klingelzeichen von der Wage her, und die bunten Farben leuchteten über den Köpfen der Menschen, und diese Farben drehten sich eine Weile im Kreis, bis der Kreis sich in eine lange Linie auflöste und diese bunte Linie sich über die breiten, sauberen Wege an den Rasenplätzen und bunten Blumenbeeten des Sattelplatzes, zwischen der Haupttribüne und dem grauen Tempelbau für den Hof hinschob auf das grüne Geläuf, wo wieder das Karussell sich schloß, bis der Richter endlich das Zeichen gab und die Pferde davongaloppierten.

Nun waren die Rasenflächen vor den weit auseinanderliegenden Tribünen ganz gefüllt, und die Leute wußten nicht, wohin sie ihre Blicke richten sollten, ob nach den am Start befindlichen Pferden oder den vielen, buntwirkenden Frauen, die zwischen den dunklen Anzügen der Männer sich auf und ab bewegten, und denen es wichtiger war, daß man sie sah, als daß sie sich für das Rennen irgendwie interessierten.

Sie kehrten sich auch nicht um, als abgeklingelt wurde und die rote Fahne am Ziel in die Höhe ging, sie standen und plauderten, denn man mußte da gewesen sein und gesehen werden. Was kümmerte es sie, daß ein Pferd schneller lief als das andere? Um dies zu konstatieren, waren sie nicht herausgekommen, sie wollten hauptsächlich ihre neuen Kostüme zeigen.

So ging es an ihnen spurlos vorüber, daß aus dem Rudel ein ganz unbekanntes Pferd herausspritzte, das nach der Meinung der Kundigen Riesenodds bringen mußte. Zehn- oder zwölffach sagten die einen, zwanzig die anderen, und dann drängten sie sich in dem engen Gang unter der Tribüne an den Schalter für die Hunderter, wo sie achtzehnfach, und an die Fünfziger, wo sie zweiundzwanzigfach konstatierten. Aber da die billigen Plätze alle Pferde bunt durcheinander gewettet hatten, kam schließlich die Quote 176 heraus. Die Verlierer schimpften auf die unzuverlässige Grunewaldbahn und rechneten schon aus, wie und bei welchem Rennen sie ihr Geld am sichersten wiederbekommen würden.

Widding interessierte sich für die Flachrennen nicht übermäßig; er kannte die Form der Pferde nicht so gut und hatte sich vorgenommen, nicht zu wetten, weil es keinen rechten Zweck für ihn hatte. Er sah sich die Pferde an und strich für sich selbst das gemeinte an, um hernach zu konstatieren, daß er gut getan, sein Geld nicht an den Toto gebracht zu haben. Er hatte immer falsch getippt.

Dann kam er endlich selbst an das Auswiegen. Er setzte sich auf die Wage und sah, wie die Menschen draußen sich an die großen Fensterscheiben drängten, um von dieser merkwürdigen Prozedur etwas zu erhaschen. Denn die Mehrzahl der Besucher hier draußen hatte von dem Rennbetrieb wenig Ahnung. Alles war ihnen neu und seltsam, und vorhin zwischen den Leuten waren die drolligsten Fragen an sein Ohr gedrungen.

Aber ein Pferd wiegt doch mehr als siebzig Kilo, hörte er einmal eine Dame sagen, als jemand von dem Gewicht des Pferdes sprach.

Der ganze Sport spielte sich ziemlich weit von den Tribünen ab, wo die Frauen saßen und sich langweilten. Nur hier auf dem Sattelplatz kamen die Menschen und Pferde näher aneinander. Nur die wirklichen Sportsleute machten jedesmal den weiten Weg bis hierher. Das war eine sehr gesunde Bewegung, dieses Hin und Zurück, aber eigentlich war alles zu weitläufig angelegt, daß es zur Unbequemlichkeit wurde und jeder intimere Reiz verloren ging. Ein großes Schaustück, dem der rechte Ernst fehlte.

Und vor all diesen Banausen sollte man nun seine Reitkunst zeigen, damit sie ihr Geld wagen konnten und gewannen oder verloren. Er hatte es am eigenen Leib erfahren, wie unangenehm diese Masse in ihrer Geschlossenheit werden konnte, wenn sie verärgert war — und es wäre richtiger, dachte er, wenn die Uniform dem nicht ausgesetzt wurde. Auch die Offiziere sollten lieber im bunten Dreß reiten, das empfand er weniger peinlich. Aber es ging nicht. Heute waren wieder einige Prinzen hier, und es war nun einmal ein Brauch, dem man sich fügen mußte.

Er schritt durch die Menschen hindurch, indem er mit seiner Reitgerte gegen seine Stiefel schlug. Er mußte oft stehenbleiben und sich hindurchwinden, bis er endlich in die Umfriedigung kam, die vor dem Sattelstall sich hinzog. Dort links in einem Stand sah er Black Heads kluge Augen. Der Trainer Mister Walters stand vor ihm und gab dem Stallburschen seine Anordnungen, während er selbst die Zügel hielt. Das Pferd ließ geduldig alles mit sich machen. Es bekam das weiße Nummertuch mit einer großen 7 übergelegt und wurde fertig gesattelt. Es warf nur zuweilen ein wenig den Kopf, legte die Ohren zurück und ließ sie nach allen Seiten spielen, und ein lauernder

Glanz war in den Augen, als ob es genau wußte, was ihm bevorstand.

Es stand, als seine Toilette beendet war, in seiner Box, mit dem Kopf zum Publikum gewandt.

„Nicht festhalten!" sagte Widding zu dem Stalljungen.

Und so stand Black Head frei da, und man sah, wie er atmete. Seine großen Augen blickten all die Menschen an, und da der Stallbursche vor ihm stand, stieß er ihn im Spiel mit der Nase in den Rücken und schob ihn zur Seite, als ob er ihn weghaben wollte, um besser sehen zu können und gesehen zu werden.

Er stand da wie aus Eisen, nur die Brust arbeitete, die Hufe schienen im Boden zu wurzeln, als müsse er alle Kraft für seine Beine aufsparen.

Widding prüfte noch einmal alle Riemen, der Sattelgurt schien ihm ein wenig eng, aber Mister Walters bat, er möge ihn nur so lassen. Black Head war daran gewöhnt.

„Wenn Sie meinen!"

„Ja, ganz bestimmt. Sie werden selbst fühlen, daß es ihm nicht unangenehm ist, es hält ihn vorzüglich zusammen, glauben mir, Herr Oberleutnant."

„Na, alter Kerl, da wollen wir mal einen hübschen Spazierritt machen. Mehr verlangen wir heute nicht von dir."

Das Pferd wieherte, als habe es verstanden.

Dann wurde es in den Kreis geführt, wo die Neugierigen es betrachteten, aber alle Aufmerksamkeit richtete sich auf den Sieger, auf Beckenstedts Monkey, der nach der Meinung aller das Rennen nicht verlieren konnte und als einzigen Gegner Barsoi unter Freiherrn von Archim zu fürchten hatte.

Ein wundervolles Tier, dem man die Kraft ansah, mit Sprunggelenken, daß es eine Freude war. Widding stand mit Eiger zusammen, der Gully ritt, und sie nickten sich zu.

„Gegen den kommen wir nicht auf. Ich wenigstens nicht", sagte er zu Eiger und wies auf Monkey.

„Ja, Widding, wenn alles gut für ihn geht, nicht. Allein wozu gibt es Hindernisse?"

„Die sind für den Wallach auch nur eine Spielerei. Schade, daß er törichterweise der Zucht entzogen worden ist. Der hat sich doch entwickelt, daß es ein prächtiges Vaterpferd geworden wäre."

„Na, Ihr Black Head kann sich auch sehen lassen."

„Nee! Beckenstedts Monkey und Archims Barsoi sind sicher vorn, wir andern können um den dritten und vierten Preis kämpfen oder den siebenten und achten."

„Wenn's das Glück nicht anders will. Aber versuchen muß man es."

„Also auf, in den Sattel!"

Schmetternd klang die Musik der Gardekürassiere über den weiten Schmuckplatz hinter den Tribünen. Selbst auf diesen breiten Wegen fand die Menge kaum Platz, und die Menschen liefen über die blumengeschmückten Rasenbeete, als jetzt alles nach vorn strömte, denn das einzige Herrenreiten im Programm interessierte am meisten.

Die Tribünen waren überfüllt, selbst oben war kein Plätzchen frei, weil man von hier aus die Sprünge am besten beobachten konnte. Diesem Rennen wandten auch die Damen größere Aufmerksamkeit zu, hier waren nur Uniformen, kein Dreß war dazwischen. Sie kannten sich natürlich nicht richtig aus und mußten sich jede Uniform erklären lassen, weil sie einen Artilleristen für einen Dragoner hielten und einen Husaren nicht von einem Ulanen unterscheiden konnten.

Das Bunte allein reizte sie und weckte ihr Interesse.

Auf allen Gängen, auf jeder Treppenstufe standen die Leute, so daß es unmöglich war, durchzukommen.

Und ein Geplauder und Raunen und Rauschen herrschten, gegen das die Musik nicht aufkommen konnte.

Es verstummte für einen Augenblick, als die Startflagge fiel — nachdem schon beim Aufgalopp sich einzelne Zuschauer aufgeregt hatten, daß der rote Husar Erster sei oder der blaue gewonnen habe. Sie hatten keine Vorstellung, wie ein Rennen sich abwickelte.

Black Head war schlecht abgekommen, er war gerade beim Wenden, als das Feld losstürmte, und so lag er an letzter Stelle, sprang so die Stadion- und Tribünenhürde. Am Wall stürzte Gallione. An der Tannenhecke war Black mitten im Feld. Am Gehöftswall liefen Barsoi und Monkey auf und davon und vergrößerten ihren Vorsprung an der Eichenhecke, daß das ganze Feld aussichtslos hinterherlief. Widding ließ sie ruhig ziehen, obgleich Black Head sich an die Verfolgung machen wollte, aber er hielt ihn zurück. Wenn er nur einen Platz bekam. Mehr wollte er nicht. Nun handelte es sich nur noch um die letzte gestellte Hürde in der Graden. Da sonderte sich aus dem Rudel Lossow ab und machte einen energischen Vorstoß. Den dritten Platz hätte Widding gern besetzt, und so munterte er Black Head ein wenig auf, indem er sich an Lossow hing und sich von ihm mit vorziehen ließ.

Lossow vergrößerte seinen Vorsprung. An der Einbiegung in die Grade waren Widding und Lossow bei Archim. Barsoi, der geritten werden mußte, ließ merklich nach, aber auch mit Lossows Kräften war es zu Ende, und er mußte Black Head allein ziehen lassen. Vor ihm sprang Beckenstedt allein die Hürde. Er hatte den Sieg in der Hand und sah sich nicht um. Alle Konkurrenten waren geschlagen, und mit seinem müden Pferd kanterte er dem sicheren Sieg zu.

Die letzte Hürde! sagte sich Widding. Die letzte Hürde! Schon war er drüber weg, die Bahn lag frei und saftgrün vor ihm. Da packte es ihn plötzlich, er schnalzte mit der Zunge, und dann beugte er sich vor und sagte: „Go on! Black Head, go on — and catch him!"

Als ob das Pferd wußte, was sein Herr von ihm wollte, schoß es auf der Flachen vor.

Sorglos kanterte Beckenstedt mit Monkey vorn dem Ziel zu. Die Entfernung wurde geringer, immer näher kam Black Head, ohne daß Beckenstedt den Hufschlag des Gegners auf dem weichen Boden hörte, er ließ sein Pferd langsam werden.

Einen Augenblick tiefster Stille, dann aber fingen die Leute auf der Tribüne an zu toben und zu schreien: „Los! Los doch!" — „Beckenstedt los!" — „Widding! Widding! Black Head" — „Beckenstedt! Los! Los!"

Wie ein Sturm ging es durch die Massen, sie sprangen auf, schrien wie die Besessenen immer nur: „Beckenstedt! Monkey!“ — „Widding macht's!“ — „Black Head holt ihn!“ — „Er hat ihn!“ — „Nein! Doch nicht!“ — „Feste, Widding! Feste!“

Beckenstedt auf Monkey war zusammengeschreckt, als die Welle dieses Geschreis auf ihn eindrang. Was war los hinter ihm? Irgendein Massensturz? Er hatte es immer verurteilt, wenn jemand sich beim Einlauf umsah. Da aber hörte er trotz des Lärms das Schnauben eines galoppierenden Pferdes dicht hinter sich.

Was war? . . . Was konnte das Geschrei bedeuten?

„Black Head! Black Head!“ schlug es an sein Ohr.

Er faßte die Zügel, warf Monkey vor. Mit Armen und Beinen arbeitete er Monkey wieder in Schwung, der, als ob er das Ziel schon hinter sich hatte, immer mehr abgefallen war. Alle Muskeln arbeiteten, das sah grotesk aus, aber Monkey kam wieder in Galopp, gerade als Black Head sich an ihn hing. Nur zehn Längen trennten sie noch vom Ziel, aber Monkey schien zu begreifen, ein kurzer Kampf, Monkey bekam die Peitsche, streckte sich, Black Head kam nicht mehr so rasch auf, und mit einem knappen Kopf ging Monkey noch als Erster vor Black Head durchs Ziel.

Die Zuschauer hatten sich nicht beruhigt. Auf dem zweiten und dritten Platz wußte niemand, wer gesiegt hatte, die Menschen schrien und stritten sich und liefen wie aufgeschreckt durcheinander, bis endlich am Aufzug die 3 von Monkey über der 7 von Black Head erschien. Da ging es wie ein Aufatmen über den Platz. Der Favorit hatte gesiegt. Eine trübe Enttäuschung bei den wenigen, die Widding genommen hatten.

„Schade, das hätte schönes Geld gegeben.“

„Aber ein schneidiger Reiter!“

„Wieso? 'ne Überrumpelung, die mißglückt ist.“

„Der Vorstoß kam ein paar Längen zu früh.“

Und nun tat es ihnen leid, daß sie, hingerissen von der Spannung des Augenblicks, solch ein Angstgeschrei vollführt hatten, so daß Beckenstedt aufmerksam geworden war. Er war nahe daran gewesen, seinen Sieg zu verschenken. Ein anderer Reiter hätte sein Pferd nicht so erstaunlich wieder aufmuntern können wie er.

Im Nu waren die Tribünen geleert; alle Welt drängte hinunter, um die rückkehrenden Reiter zu sehen.

Zuerst kamen die Letzten. Als Dritter, ganz allein, war Lossow eingekommen, der jetzt zur Wage ritt. Hinter ihm kam Beckenstedt und dann erst Widding mit Black Head, der sich nicht hatte halten lassen und weitergaloppiert war.

„Bravo, Monkey! Bravo!“ tönte es dem Sieger entgegen.

Dann rief einer: „Bravo, Widding!“

Und nun setzte ein allgemeines Rufen ein, untermischt mit den bedauerlichen Ausbrüchen: „Schade!“ — „Beinah!“ — „Ein bißchen zu früh!“ — „Famos!“ — „Bravo! Bravo!“ „Gut gemacht!“ „Bravo!“

So ging das bis zur Wage, und Widding und sein Black Head interessierten die Menge mehr als der bisher unbesiegte Monkey.

„Die müssen sich mal richtig messen.“

„Ein Match zwischen den beiden wäre interessant.“

„Hatten beide noch viel in sich.“

„Black Head hatte noch viel in sich.“

„Black Head ist ja noch ganz trocken.“

„Gegen Monkey kommt doch keiner an.“

„So? Wenn Widding sich nicht so aus dem Rennen gelegt hätte, sollten Sie mal sehen.“

„Da hätte es Geld gegeben! Klotzig!“

„Aber was erst verloren wäre.“

„Ist auch so auf Barsoi.“

An der Wage sah Widding in lauter gespannte Gesichter.

„Schade, Widding! Wir hätten es Ihnen alle gern gegönnt. War aber einfach tadellos, Ihr Vorstoß.“

Er hatte das Gefühl, daß sie es ihm wirklich gegönnt hätten, daß er nun wieder rehabilitiert war, sein Name war in aller Munde. Es war das interessanteste und aufregendste Rennen des Tages gewesen. Der kritischste Moment des ganzen Tages.

„Wissen Sie,“ sagte Lembeck zu ihm, „ich bin so gespannt gewesen, als Sie da angepprescht kamen, ich hatte einen blauen Lappen auf Beckenstedt gesetzt, aber in dem Augenblick bin ich ganz mit Ihnen gegangen. Wirklich, da habe ich nicht daran gedacht, daß mein Geld auf dem Spiel stand. Ich glaube, das ist uns allen so gegangen. Wirklich, ich habe ein paar Sekunden nicht atmen können und weiß nicht, ob ich mich an dem Gebrüll beteiligt habe. Die Leute haben ja nicht gewußt, was sie gerufen, Beckenstedt und Widding wild durcheinander. Es war famos, Widding.“

Und er drückte ihm krampfhaft die Hand.

Als der Prinz dem Sieger den Ehrenpreis überreichte, wurde auch Widding befohlen, und die Prinzessin sagte: „Es tut uns leid, Herr von Widding, daß wir nur für den Sieger einen Preis zu verteilen haben, aber da Sie ihn sich beinah errungen hätten, wollten wir Ihnen unsere Freude über Ihren Ritt aussprechen."

Er hatte die Hand geküßt, und nach ein paar Fragen nach Black Heads Abstammung wurde er mit den Worten verabschiedet: „Auf Wiedersehen, Herr von Widding. Hoffentlich gehen Sie das nächstemal nicht mit leeren Händen wieder fort."

Es war immerhin nett, und er hatte sich gefreut, daß er in den Kaiserpavillon gebeten war, wenn es ihm auch nichts einbrachte.

Als er sich unter dem Publikum befand, fiel noch manch eine Bemerkung als Zeichen, daß die Aufregung nicht so rasch abebbte, bis die Pferde für das nächste Rennen auf der Bahn erschienen.

Da war auch er für heute abgetan.

Aber er war entschlossen, von jetzt ab immer so ruhig ins Rennen zu gehen, erst nach dem letzten Sprung an den Sieg zu denken und sich so lange aufzusparen.

Black Head war prächtig gegangen, er sprang noch ein wenig hoch und gewann kein Terrain, weil er es ihm überließ, das Hindernis zu nehmen, aber er landete gut, und bei ihm konnte er den Sitz vorn auf dem Hals riskieren. Da war er vor einem unmotivierten Rumpler sicher. Und vor den grünenden Hecken hatte er gar keine Scheu mehr. Er hätte ihn doch auf Sieg reiten sollen.

Mister Walters trat an ihn heran und meinte schmunzelnd: „Nun, Herr Oberleutnant, was habe ich gesagt? Wir schicken ihn nach Hannover. Das Jagdrennen ist uns sicher, ganz sicher. Und auf Magdeburg steuern wir auch zu. Da müssen Sie selber aber in der Elb-Steeplechase im Sattel sein."

„Selbstverständlich!"

„Nun lassen Sie mich Wasser in Ihren Wein mischen. Für Sie persönlich war es ja prachtvoll, Ihre Überrumpelungsattacke. Aber Herr von Beckenstedt läßt sich nicht fangen. Aus rein praktischen Gründen hätte ich mich nicht so vorgewagt, sondern wäre als zweiter eingezoddelt, mit aufgepulltem Pferd. Nun ist morgen in allen Zeitungen von Ihnen und Black Head die Rede, und das ist nicht gut. Besser wäre es gewesen, wir stießen recht aus dem Dunkel vor. Aber Ihnen persönlich gönne ich's, und wenn das Publikum in seiner Angst nicht außer Rand und Band geraten wäre, hätte es Ihnen vielleicht gelingen können. Als Reiterstück glänzend, Herr von Widding, und Black Head könnte man gleich noch mal laufen lassen, so gut ist er auf dem Posten. Der braucht ernste Arbeit."

„Finde ich auch. Wir können ihn herannehmen."

„Tun wir auch. Er soll mir nicht feiern. Die achthundert Mark heute sind auch mitzunehmen, da können wir schon wieder ein paar Reisen riskieren."

„Wer reitet ihn in Hannover?"

„Ich denke Herr Leutnant von Deulen. Der hat neulich direkt darum gebeten, und ich habe zugesagt, weil ich weiß, daß die Herren gut bekannt sind."

„Ja, ich hatte schon mit ihm gesprochen."

„Herr Oberleutnant selbst müssen für die großen Ereignisse bleiben."

„Ich kann ja auch gar nicht immer fort, nur für die Sonntage."

„Ist auch nicht nötig. Wenn Herr Oberleutnant übrigens im vorletzten wetten wollen. Das macht Lovely. Die ist so weit, daß keiner dagegen ankommt. Ich habe sie bei der Morgenarbeit gesehen. Nichts zu wollen."

„Ich werde sie mir daraufhin mal ansehn."

„Mönch ist gar nicht auf dem Posten. Ich weiß gar nicht, weshalb sein Stall nicht sattelt. Ich hätte ihn zu Hause gelassen unter solchen Umständen."

„Schön, Mister Walters, und behandeln Sie mir heute Black Head gut."

„O Herr Oberleutnant, das ist ein Kind, wirklich, hat gar keine Unarten mehr wie sonst ein Hengst. Er läuft einem draußen nach und legt einem den Kopf auf die Schulter. Den kann man nicht fein genug anfassen, und ist dabei solch ein Kerl. Beine wie Eisen. Der wird uns so leicht nicht niederbrechen."

„Wäre ja schön, und es freut mich, Mister Walters, daß Sie meinen Gaul liebgewonnen haben."

„Ach, mit dem kann man machen, was man will, und gehorcht aufs Wort, ich habe ihn gleich abgeschoben. Er soll nicht unnötig in dem Gewirr und Staub hier sein. Hat gar keinen Zweck, ihn aus seiner Ruhe herausreißen."

„Ich komme bald mal wieder zu Ihnen hinaus, Mister Walters."

„Soll mich freuen, Herr Oberleutnant."

* * *

Widding stieg wieder oben hinauf auf die Tribüne, um sich das Hürdenrennen anzusehen. Im Vorbeigehen holte er sich ein Siegticket auf Lovely.

Er nahm sein Glas und besah sich die Pferde. Der Trainer hatte recht. Lovely schien gut auf dem Posten zu sein. Er hatte seinen Black Head offenbar in keine schlechten Hände gegeben. Der Mann verstand was von seinem Geschäft.

Er behielt auch recht. Lovely hielt alle ihre Gegner in Schach, in jeder Phase ging sie überlegen, wurde verhalten und siegte knapp, so daß die Uneingeweihten nicht wunder meinten, wie schwer ihr der Sieg geworden war. Aber sie war eben auf Kopfsieg geritten. Ein guter Jockei, wie Morne, konnte sich das gestatten.

Das brachte ihm nun auch ein paar Goldstücke ein. Wenn man es verstand, dann war wirklich leicht wetten. Aber man mußte hinter die Kulissen blicken können, sonst freilich tappte man im Dunkel.

Wenn er früh genug in seine Garnison zurückwollte, mußte er jetzt fort. So stieg er langsam die Treppe hinunter, vorn die Tribüne hinab an den Logen vorüber, die heute bis auf den letzten Stuhl besetzt waren. Als er den Logengang hinschritt, sah er unter einem großen Hut ein Paar dunkler Augen auf sich gerichtet. Er sah fest hin, sah nur diese Augen. Dann wurde er weitergeschoben.

Kannte er diese Augen?

Ein älterer Herr war mit in der Loge gewesen. Widding wollte umkehren, um zu sehen, ob es eine ihm bekannte Dame gewesen war, aber er kam gegen den Menschenstrom nicht an, und so ließ er es und ging weiter, denn in den Gängen quetschten die Leute sich aneinander vorüber, um hinunter auf den zertretenen Rasen zu gelangen, wo es langsam leerer wurde, denn die Damen hatten genug. Man mußte nach Haus, um sich für den Abend, für Theater oder Gesellschaft, umzuziehen.

Die Pferde zum letzten Rennen kamen ihm entgegen. Er ließ sie passieren und sah noch, wie die Flut der Neugierigen ihnen folgte, dann wurde es auf der weiten Fläche hinter den Tribünen leer.

Den Ausgängen zu lief ein ganz dünner Strom von Besuchern, denen es für das letzte Rennen zu spät wurde, oder die sich früh genug eine Fahrgelegenheit suchen wollten, einen Sitzplatz in einem der vielen Züge, die hier auf dem Rennbahnhof bereitstanden und beim Ansturm sofort überlaufen und überfüllt wurden.

Die Autos schossen den Hang hinunter nach der breiten Heerstraße zu, wo man das Hin- und Herflitzen der Wagen wie in einem Panoramaausschnitt sah.

Widding blieb vor dem kleinen Bahnhofsgebäude der Station Pichelsberge stehen, bis er seinen Zug von Berlin herankommen sah, der auf seiner kurzen Fahrt nach Spandau nicht sehr besetzt war. Als er in Spandau auf dem Bahnsteig auf und ab ging in Erwartung eines Zuges, dachte er, wie schade es doch gewesen, daß Gerda von Oettgen heute nicht mit dabei gewesen, daß sie in ihrer Krankenstube kaum etwas davon erfahren würde. Sein einstiger guter Kamerad.

Er hatte eine brennende Sehnsucht, sie wiederzusehen. Einmal heute auf der Rennbahn hatte er geglaubt, sie von weitem zu erblicken. Er wollte sich rasch durchdrängen, um zu ihr zu kommen, da fiel ihm ein, daß er sich irren mußte. Sie konnte es nicht sein, war noch immer an das Zimmer gefesselt, und es konnte Tage und Tage dauern, ehe er sie wieder zu Gesicht bekam.

Aber ein Lebenzeichen mußte er doch von sich geben. Jetzt durfte man ihr Blumen schicken, da sie schon auffein sollte. Die waren schwerlich mehr aus dem Krankenzimmer verbannt. Das wollte er gleich morgen tun und eine Karte beilegen, worin er etwas von dem beinah siegreichen Black Head schreiben wollte, damit sie wenigstens etwas erfuhr. Der Gedanke war sehr gut, und er freute sich, ihn auszuführen. (Fortsetzung folgt.)



Ungarische Nationalspeisen.

Von Dagobert Winter.

Wenn die Ungarn im Weingenuß nicht mäßiger wären als wir Deutschen, dann könnte man auf die Vermutung kommen, sie essen nicht, um satt zu werden, sondern um desto besser trinken zu können. Denn ihre Nationalgerichte, wie das Gulaschfleisch, die Fischsuppe und das Paprikahuhn, sind so stark gewürzt, daß man sich nach deren Genuß des Durstes kaum erwehren kann; und ihre besseren Weine sind wieder so schwer, daß man vorsichtig damit umgehen muß. Der vornehme Madjar tut dies. Er teilt seinen Wein in zwei Kategorien: in „Tischweine" und in „Bratenweine". Die Tischweine pflegt er zu wässern, wodurch sie ihre Herbe verlieren. Er wässert sie aber nicht im Keller und heimlich, sondern auf dem Tisch und öffentlich. Er nimmt die Hälfte Wein und die Hälfte Wasser in sein Glas. Dies wird ihm erleichtert durch die vortrefflichen Mineralbrunnen, an denen Ungarn so reich ist. Die Bratenweine wässert der Ungar zwar nicht, aber er trinkt sie mit Vorsicht, etwa wie Liköre oder Dessertweine. So verfahren die höheren Stände. Dies schließt jedoch nicht aus, daß das eigentliche Volk gehörig trinkt, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, bei den Wahlen usw.

Von den „feurigen Speisen" ist in erster Linie das Gulyás-Hús zu erwähnen. Da in betreff seines Namens und seiner Beschaffenheit in dem Deutschen Reich noch immer mannigfache Irrtümer herrschen, so sind vielleicht einige Worte der Erläuterung am Platz.

Eine Hauptzierde und eine Hauptnutzbarkeit der ungarischen Pußten sind die Pferde- und Hornviehherden, die diese großen Weideflächen bedecken. Die Pferdeherde heißt Menes (sprich Menesch), die Hornviehherde Gulya (sprich Guja). Der Pferdeknecht wird Csikós (sprich Tschikosch), der Rinder- oder Ochsenhirt Gulyás (sprich Gujasch) genannt. Auch er, der Rinderhirt, behilft sich das ganze Jahr hindurch mit Hemd und mit Galyen, jedoch nicht von blauer, wie der Csikós, sondern von weißer Farbe. Daneben trägt er den kleinen Hut und die blaue Weste, die vorn mit einer Anzahl metallener Knöpfe besetzt ist. Bei großer Kälte bekleidet er sich mit einem weißen, wollenen Mantel oder mit dem Schafspelz. Letzterer wird bei niedriger Temperatur mit der Wolle nach innen, bei höherer nach außen getragen. Die Lederseite ist mit allerhand bunten Zieraten besetzt, die oft recht geschmackvolle Arabesken bilden. Das Gulasch hat also seinen Namen von den Rinderhirten. Ursprünglich heißt es Gulyás-Hús, Rinderhirtenfleisch, d. h. das Fleisch, das die Rinderhirten zu essen pflegen. Im Lauf der Zeit hat man dann das Endwort Hús abgeworfen.

In Österreich spricht man vom „Golasch", in Deutschland, namentlich am Rhein, kann man auf den Speisekarten sogar „Kullasch" lesen. Das wirkliche echte ungarische Gulasch wird bereitet, wie folgt:

Man stellt (bei Rinderhirten versteht sich das von selbst) unter freiem Himmel einen Kessel über das Feuer und schneidet frisches Ochsenfleisch in Würfelform hinein. Dann gießt man Wasser darauf, aber nicht zuviel. Denn eine Hauptsache ist es, daß das Wasser beim Kochen verdunstet bis auf einen Rest, der während des Kochens mit Salz, Paprika und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt. Alles Weitere ist vom Übel. Das ist das wirkliche Gulasch.

Aber selbst in Ungarn, in seiner Heimat, beginnt man bereits in den großen Hotels dieses vortreffliche und naturgemäße Gericht durch allerlei verschiedenartige Zutaten zu „verbessern", und es ist nötig, daß man mit großem Nachdruck „Bauern-Gulasch" fordert, um das Richtige zu bekommen. Man sieht, jeder gute Deutsche

kann sich auch zu Hause im Deutschen Reich sein Gulaschfleisch selbst herstellen lassen, und es wird eine Zierde seiner Küche sein.

Wie das Gulasch der Repräsentant des Landes, so ist Halászlé der Repräsentant des Wassers. Ungarn ist nämlich an Fischen ebenso reich wie an Rindern. Namentlich die untere Donau und die Theiß sind außerordentlich fischreich, nicht minder auch die zahlreichen Seen.

Der Plattensee hat eine Spezialität, den Fogasch (Fógas), auf deutsch Zahnfisch. Der Fisch hat nämlich ein spitzes Maul mit vorstehenden Zähnen. Er wird bis zu zwanzig Pfund schwer, und die Ungarn behaupten, es gebe nichts dem Ähnliches, weder in den übrigen ungarischen Gewässern noch sonstwo in der weiten Welt. Richtig ist es nun zwar, daß dieser Fisch einen außerordentlich feinen Geschmack hat, aber er erinnert doch sehr lebhaft an unsern nordischen Zander, und ich glaube, daß er auch mit ihm verwandt ist, obgleich der Zander nicht so groß wird.

Die Theiß ist so reich an Fischen, daß man behauptet, in ihrem untern Lauf enthalte ihr Bett ein Drittel Fische und zwei Drittel Wasser. In Deutschland hat man eine sprichwörtliche Redensart: wenn man sagen will, irgendein Ding sei in überreicher Fülle da, dann behauptet man, man habe davon so viel, „daß man die Schweine damit mästen könne". Diese Redensart trifft in Ungarn buchstäblich zu. Denn wenn die Theiß nach einer der häufigsten Überschwemmungen, die sie anrichtet, in ihr Bett zurückkehrt, läßt sie auf dem Überschwemmungsgebiet zahlreiche Fische in solcher Masse zurück, daß man die Sauherden dort auftreibt und sie mit Fischen füttert. Hier an der Theiß ist auch die Geburtstätte des Halászlé, jener ausgezeichneten Fischsuppe, von der ein Sachverständiger behauptet, sie sei so vortrefflich und kräftig, daß man einen toten Menschen wieder lebendig machen könne, vorausgesetzt, daß man ihn bewegen könne, sie hinunterzuschlucken. Die Zubereitung ist wie bei allen wahrhaft guten Dingen sehr einfach, fast so einfach wie beim Gulasch. Am besten wird sie von den Fischern selbst bereitet.

Während die Fischer die Netze auswerfen und einheben, lodert am Ufer ein lustig Feuer, über dem ein Kessel mit brodelndem Wasser hängt. Hier kocht die Fischerin die Halászlésuppe. Mit kundigem Auge mustert sie die gefangenen Fische. Sie sucht aus der Masse einzelne Sorten aus. Welche die geeignetsten für Halászlé sind, das ist ihr Geheimnis, das sie so wenig verraten würde, wie den Platz, wo Ludwig Kossuth vor seinem Übertritt auf rumänisches Gebiet die Krone des heiligen Stephan vergraben hat. Nur den vorsichtigsten und nachhaltigsten Forschungen meiner Reisegefährten war es gelungen, folgendes zu ermitteln:

Um die richtige Halászlésuppe herzustellen, bedarf es sieben Sorten Fische. Diese Sorten wechseln nach dem Ort und der Jahreszeit. Die Brühe wird mit Salz, ein wenig Kümmel und Paprika gewürzt und zusammengekocht, bis der größere Teil verdunstet und der Rest recht kräftig wird. Daneben wird tapfer gerührt und der Fisch verarbeitet, bis er eine püreeartige Masse bildet, in der nur noch einige hervorstehende Brocken schwimmen. So ist das Halászlé fertig.

Der Verliebte.

Mein Herz war wie ein leichter Ball
und zog mit allen Borden,
bald hier, bald dort, und überall
kam's gern zu Fall.
Nun ist es schwer geworden.

Ich möchte immer nur gehn und gehn,
so weit mich die Füße tragen.
Ich hab dir vieles zu gestehn,
was einst geschehn,
und kann es doch nicht sagen.

Der Mond geht auf, die Nacht ist nah,
die ersten Sterne brennen.
O wüßtest du, wie mir geschah,
seit ich dich sah,
du würdest mich nicht erkennen.

Ludwig Winder.

Mit dem Seelotsen hinaus vor die Elbmündung.

Von Gustav Hopf. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Am Lotsenwachthaus zu Kuxhaven herrscht reges Leben. In kleinen Gruppen kommen die Lotsen, meist breitschultrig kräftige Gestalten, holen den schwarzen Oelrock und den Oelsack hervor und streben dem kleinen Dampfer zu, der am Bollwerk vertäut liegt. Einem kräftigen Seeschlepper gleicht dieser an Größe und Bauart, nur der ungewöhnlich starke Lademast und das rechts und links neben ihm fehlende Schanzkleid zeigen dem Kundigen, daß es der Tonnenleger „Neuwerk" ist, der nun die Lotsen hinaus zur „Lotsgalliot", dem Feuerschiff „Elbe 3", bringen soll.

Wohl 25—30 Lotsen sind inzwischen die steile Lauftreppe hinabgestiegen, und die Lotsordonnanz, ein Mann im schlichten blauen Seemannsrock, der mit der „Börtliste" in der Hand jeden Ankömmling angemerkt hat, meldet: „Nu sünn's all dor! —" Bald sind die Trossen gelöst, die Leiter weggeräumt, und die „Neuwerk I" gleitet den „Alten Hafen" hinab, rundet in kurzer Kurve das Bollwerk der „Alten Liebe" und läuft dann, „voll Kraft" einsetzend, mit dem Ebbstrom in flotter Fahrt dem Meer zu.

Vorbei geht's an den auf der Reede sich wiegenden Seglern, kleiner und kleiner werden Kuxhavens Wahrzeichen, achteraus gleiten der Leuchtturm, die Türme der Kirchen, die roten Dächer der Kasernen und endlich auch die anfangs weit vorn aufragende „Kugelbake". Bald geraten wir in einen Schwarm Fischewer, Kuxhavener Krabbenfischer vor allen, die hinaus zum Fang ziehen, hochauf ragt zwischen diesem Kleinvolk das mächtige braune Kuttersegel eines Finkenwärders.

Dann leuchtet im Norden der lange hellgelbe Streifen des Großvogelsands aus dunklem Meeresgrund auf.

Die Küste tritt weit zurück, doch das Fahrwasser ist nur schmal und voller Tücke. Nur wenig Raum bleibt zwischen den schwarzen und den roten Seetonnen, die



Lotsschoner „Elbe 2“ kehrt nach fünfwöchig. Außendienst
zu 14tägiger Ruhepause in den Hafen zurück.

das schiffbare Wasser zur Rechten und zur Linken begrenzen, denn auch im Süden dehnt sich der mächtige Scharhörnsand, am fernen Horizont begrenzt von Neuwerks schmaler grüner Linie, aus der sich die wuchtige Silhouette seines uralten Leuchtturms emporreckt.

Hinter uns bleiben die Leuchtschiffe „Elbe 5“ und „Elbe 4“, langsam wächst vor uns auf der feuerrote Rumpf der „Elbe 3“, der Lotsgalliot, wie dieses Fahrzeug auch genannt wird.

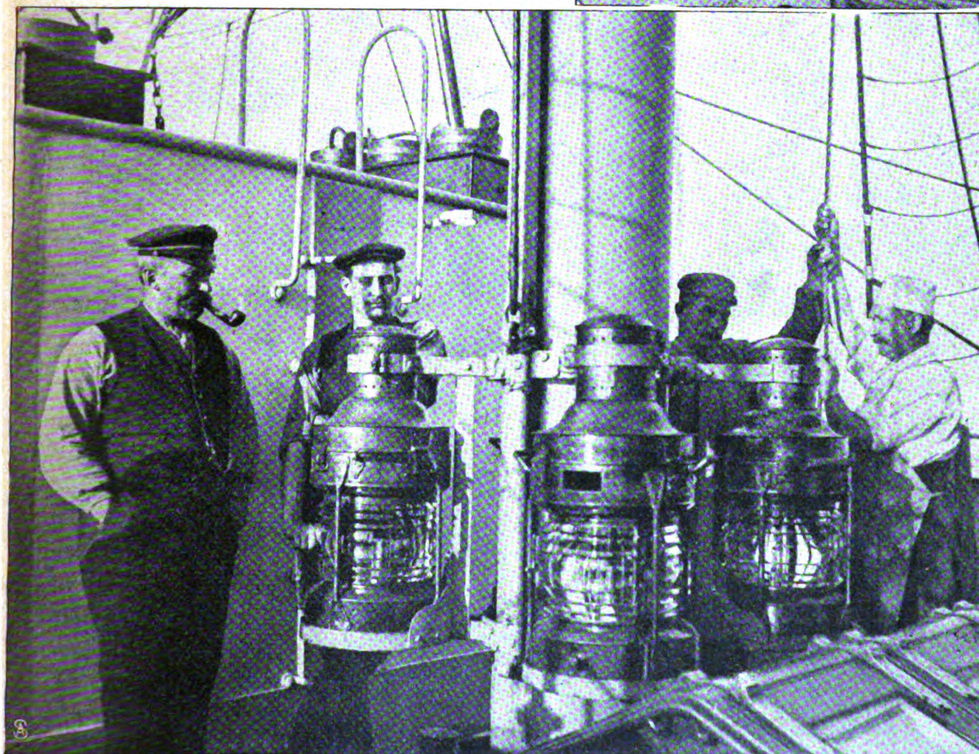
Nach gut einstündiger Fahrt liegen wir dann längsseit. Leise wiegen beide Schiffe nebeneinander auf und ab; bald überragt sie uns hoch, die rote Bordwand, bald klimmt



Lotsfahrzeuge
im alten Hafen von Kuxhaven

unser schwarzer Dampfer an ihr hinauf. Aber Fallreep und bequeme Schiffstreppen kennt man hier nicht. Feste, aus dem Schiffskörper herauswachsende Querrippen dienen den Füßen als Stützpunkt, kräftige Taue, die über die Bordwand gehängt sind, bieten Handhabe, und mit überraschender Behändigkeit entern selbst ältere Lotsen die tanzende und schwingende Bordwand empor.

Die Landratte ist überrascht von dem freundlich einladenden Bild, das unser Feuerschiff bietet. Leuchtende Farben, blitzende Sauberkeit überall.



Bei Lampensetzen auf „Elbe 3“.

Lachende, frische Gesichter, Scherzreden fliegen hin und her, durch die offene Kambüsen- (Küchen-)tür sehen wir den Koch in weißer Schürze und Mütze eifrig hantieren, sehen den rotgoldenen Glanz kupferner Geschirre.

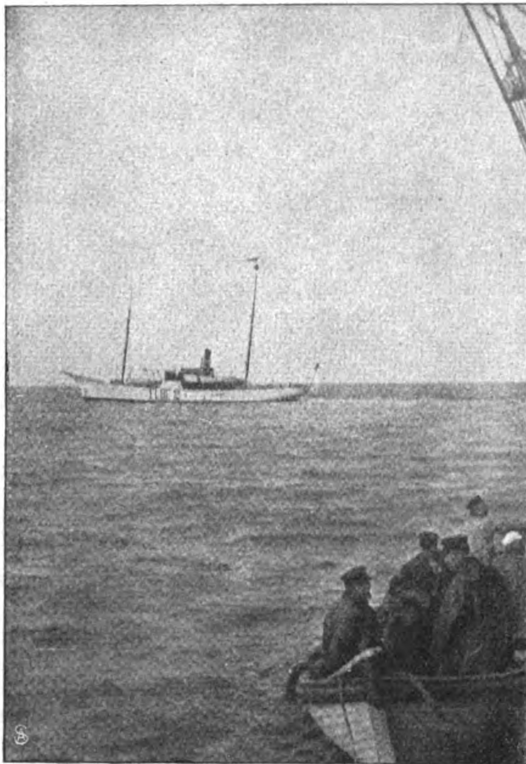
Unsere Lotsen haben bald ihre Mäntel und Handtaschen nach unten gebracht und kommen nun in blauer Drillichhose und Hemdärmeln, behaglich ihr Pfeifchen schmauchend, an Deck. Denn noch ist vom weißen Lotsdampfer „Simon von Utrecht", der sie auf die weit draußen kreuzenden Lotsschoner bringen soll, nichts zu erblicken.

Noch während der Mittagzeit ertönt der Ruf: „He kummt", der ersehnte Dampfer nämlich. Alles rüstet sich eilig, unser Feuerschiff zu verlassen, nur vier Lotsen, deren Namen heute als letzte auf der „Börtliste" stehen, müssen hier bleiben, damit einkommende Schiffe, die, durch widrige Umstände gehindert, draußen keinen Lotsen übernehmen konnten, auch hier noch Gelegenheit finden.

Rasch ist das schon außenbords hängende Großboot zu Wasser geführt. Wohl 15 Lotsen sind hineingeklettert, und zwei Matrosen lenken mit Hilfe langer schwerer Riemen (Ruder) das Boot dem jetzt ganz nahe haltenden Dampfer zu, wobei sie geschickt die Strömung nützen. Eine Trosse fliegt vom Dampfer ins Boot, im Nu ist sie festgemacht, und schon klimmen die Lotsen die Bordwand empor. Das Boot kehrt zurück, aber gegen die Strömung können die beiden Matrosen natürlich das schwere Fahrzeug nicht voranbringen. Darum schleppt es der Dampfer in rascher Fahrt heran, nun ist's gerad neben dem Feuerschiff, los wirft man die Trosse, und im gewandten Schwung kehrt das Boot zum Feuerschiff, um die noch dort gebliebenen Lotsen zu holen.



Der Koch auf „Elbe 3".



Die Lotsen verlassen im Großboot „Elbe 3"
und setzen über zum Lotsdampfer „Simon von Utrecht".

Jetzt sind die letzten „über", der Maschinentelegraph ertönt, und unser „Simon von Utrecht" gleitet wieder seewärts, um seine übernommenen Lotsen an die weiter draußen zwischen Helgoland und Norderney kreuzenden Schoner zu geben.

„Elbe 2" steht in großen schwarzen Lettern an der Bordwand unseres Schiffchens geschrieben. Durch diese Aufschrift unterscheidet es sich nämlich von seinem Bruder, dem „Kapitän Karpfanger", der in dieser Woche dienstfrei im Hafen ruht. Lustig flattert im Heck des Deutschen Reiches Dienstflagge mit dem Hamburger Wappen in der Ecke, hoch oben aber im Großtopp steht unter dem „Flügel", einem breiten roten Wimpel, den jedes Lotsfahrzeug führt, die alte Flagge der „hamburgischen Admiralität". Es ist die gleiche Flagge, die Hamburgs unerschrockene Konvoikapitäne allen Gefahren und raublustigem Gesindel zum Trotz seit Anfang des 17. Jahrhunderts sicher übers blaue Wasser führten.



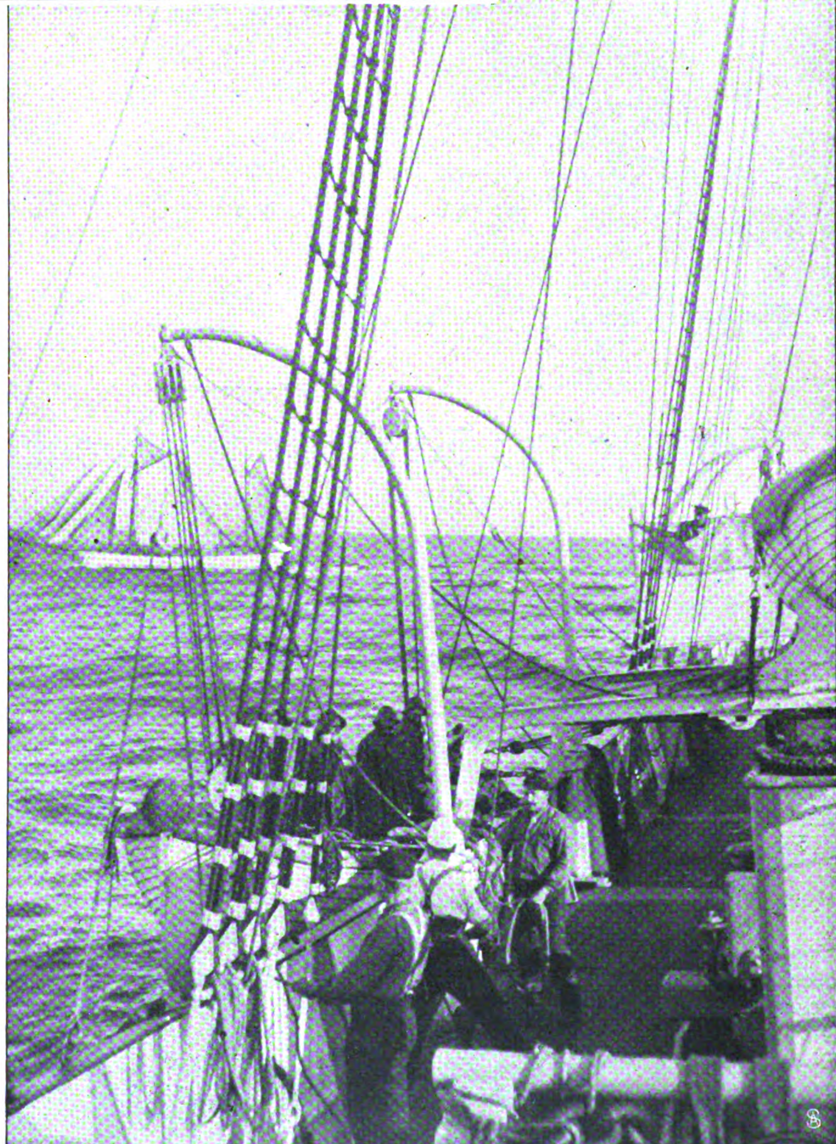
Die Lotsen gehen an Bord eines Lotsschoners.



Der Lotse wird mit dem Motorboot des „Simon v. Utrecht“ an Bord eines einkommenden Handelschiffes „versetzt“.

In ruhiger Fahrt gleiten wir einem großen einkommenden Dampfer entgegen. Im Vortopp hat er die weiß umrandete Nationalflagge geheißt; sie sagt uns, daß er die Kette der draußen kreuzenden Schoner durchfahren hat, ohne einen solchen gesichtet zu haben. Möglich ist es aber auch, daß sein Kapitän damit rechnete, den Lotsdampfer doch noch anzutreffen, und es darum vorzog, einstweilen ohne Lotsen weiter zu fahren, denn weit rascher erledigt sich hier der Verkehr zwischen beiden Dampfschiffen als draußen mit dem Segler, zumal seitdem der Dampfer mit einem kräftigen Motorboot ausgerüstet ist. Ein Matrose hat inzwischen die Admiralitätsflagge etwa auf halbstock gesetzt, ein Zeichen, daß unser Kapitän dem einkommenden Seeschiff einen Lotsen geben will. Der Maschinentelegraph ertönt, schon sitzen der Lotse und zwei Bootsleute im ausgeschwungenen Motorboot, jetzt stoppt der „Simon“, das Boot gleitet zu Wasser, puffend springt der Motor an, und im eleganten Bogen geht es nun hinüber mit rascher Fahrt. Bald tanzt es neben der hoch aufstrebenden Bordwand des fremden Schiffes, der Lotse hat behende die lang herabhängende Strickleiter erfaßt und klimmt langsam in die Höhe.

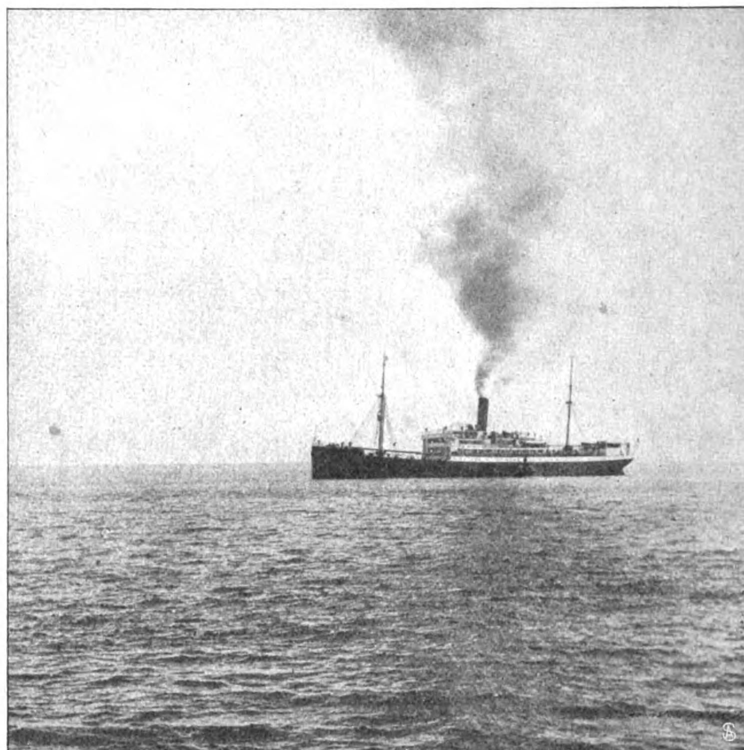
Unser Boot ist inzwischen zurückgekehrt und mit Hilfe einer „Bootsheißmaschine“ im Nu wieder an Bord genommen. Drüben hat der Lotse die Kommandobrücke erstiegen, ein kräftiger Händedruck, ein kurzes orientierendes Antwortgeben, und er hat das Kommando sowie die Verantwortung über den Fremdling übernommen. — Wir setzen unsere Fahrt fort, bedienen in der gleichen Weise noch einige Dampfer und Segler und streben nun auf jenen weißen Schoner zu, der mit eingezogener Admiralitätsflagge — weil er alle seine Lotsen vergeben hat — vor uns am Wind treibt. Bald haben wir ihm mit Hilfe



„Großboot klar“ auf „Elbe 3“.

unseres Motorbootes zehn Lotsen hinübergeschickt, und er kann wieder seewärts kreuzen.

Sobald der Lotse auf der Brücke des einkommenden Schiffes steht, beginnt sein Dienst. An Bord der Lotsfahrzeuge war er Passagier und durfte nur zu einigen wenigen Arbeiten herangezogen werden, zu denen die Hände der kleinen Besatzung allein kaum reichten. So zum Beispiel an Bord der Schoner zum Segelbergen. Sonst ist seine Ruhe unbedingt zu wahren, denn möglichst frisch soll er an seine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe gehen und das einkommende Schiff sicher durch die zahllosen Fährnisse der Elbmündung leiten. Wahrlich keine Kleinigkeit, zumal wenn Nebel oder widrige Winde die Navigation erschweren und die Fahrt hemmen. Dabei bedenke man, daß er dort keine Ablösung findet, bevor er das Fahrzeug nach Brunsbüttel geführt hat, wo von der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals her ein kleiner Versetzdampfer ihn abholt und den Elblotsen an Bord bringt. Von hier aus kehrt dann der Seelotse mit einem Dampfer der Kuxhaven-Brunsbüttel-Linie heim, wenn es ihn nicht trifft, daß er noch einen just aus dem Kanal kommenden Dampfer — „'nen Zegenheimer", wie sie alle dorther kommenden Schiffe nennen — wieder seewärts bis zum 2. Elbfeuerschiff bringen muß, wo dann aber sein Dienst vorläufig endet, und von wo aus er unbedingt erst wieder nach Kuxhaven heimkehren muß.



Der Lotse verläßt auf der Elbe das eingebrachte Seeschiff.

****

Große und berühmte Sternwarten der Erde.

Astronomische Plauderei von Felix Erber. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Wenn wir in der „Geschichte der Menschheit", die ja auch das Barometer für deren geistige Entwicklung darstellt, so weit hinabsteigen, daß uns mehrere Jahrtausende von der Gegenwart trennen, dann sehen wir, wie alle Völker, die Anspruch auf den Namen eines Kulturvolkes erhoben, „Kultstätten" der Wissenschaft gegründet haben! Je intensiver sich ein Kulturvolk in irgendeinen Wissenzweig versenkte, und je mehr es diesen betrieb, um so großartiger waren auch die Stätten, die es dafür schuf. Diese Tatsache ist nicht bloß dem grauen Altertum, sondern auch der Neuzeit eigen.

Zu den Wissenzweigen nun, die seit uralter Zeit mit Sorgfalt gehegt und mit Liebe gepflegt wurden, gehört ganz besonders die Astronomie. Anfangs war sie als „Sterndeutung" mit der Religion vereinigt, und ihre Ausübung gehörte zu den vornehmsten Aufgaben der Priester. Erst später wurde das anders! — Darum waren auch die ersten „Kultstätten Uranias" die Tempel, von deren Terrassen aus die sternkundigen „Diener der Götter" der Lichter Lauf am Himmel und ihre Stellung zueinander beobachteten und verfolgten!

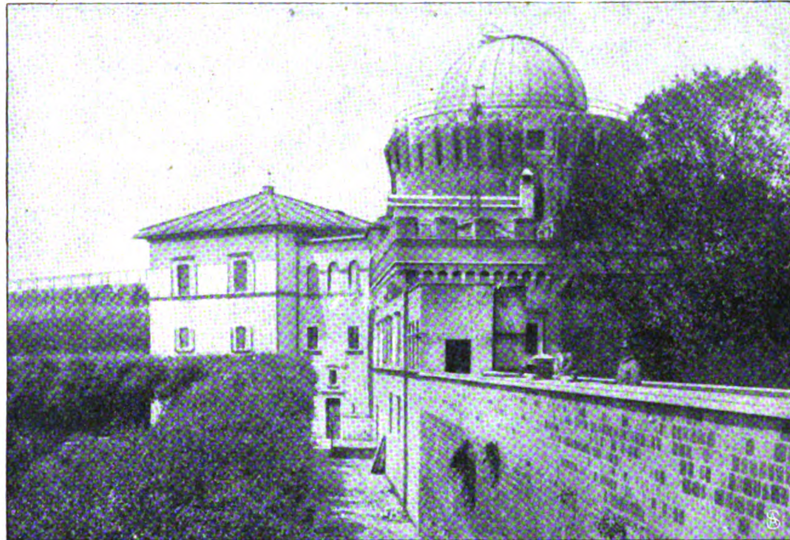
Durch lange Zeiten hindurch finden wir also in Babylon, in Aegypten, bei den Inkas, den Druiden und wohl auch in China diese beiden Wissenzweige, die sich das „Jenseits von uns" als Ziel ihrer eifrigen Arbeit und Mühe auserwählt hatten, in engster Harmonie miteinander verbunden, und jener „Turm zu Babel", von dem die Bibel weiß, war nichts anderes als eine Tempelsternwarte. In sieben Terrassen baute sie sich auf und erhob sich zum Blau des Firmaments! — Oben auf der Plattform der letzten Terrasse aber soll ein Spiegel aus poliertem Stahl gestanden haben, in dem man das Bild der Sonne, des Mondes und der nächtlichen Sterne auffing und betrachtete. So melden es uns uralte Fragmente, die in weltabgeschiedenen Klöstern des tibetanischen Hochlandes aufbewahrt und heilig gehalten werden. —

Von den Tempelterrassen stiegen die Himmelsbeobachter dann mit ihren recht primitiven Hilfsmitteln auf die Plattformen der Häuser und auf Türme hinauf. Die großartig eingerichtete Universität zu Alexandria, die der fanatische Kalif Omar II. im Jahr 640 n. Chr. vollständig in Trümmer legte, besaß eine solche auf einer Plattform eingerichtete Sternwarte, und auch in Bagdad und Damaskus finden wir um die gleiche Zeit derartige Observatorien.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ der gelehrte Maharadscha Dschaisingh II. von Dschaipur in



1. Totalansicht der Vatikanischen Sternwarte (Specola vaticana) in Rom.



2. Der Leoninische Turm der Specola vaticana in Rom.

Delhi, Muttra, Benares und in seiner Residenz große Bauwerke und steinerne Instrumente zum Zweck der Himmelsbeobachtung aufführen, deren Ueberreste noch heute die Bewunderung der Forschungsreisenden erregen. Ueber die „Sternwarten des Maharadscha" hat kürzlich Severin Notti ein sehr beachtenswertes Buch geschrieben.

Turmsternwarten besaßen um die Mitte des 17. und gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Städte Danzig, Nürnberg, Kopenhagen und Breslau; aber alles das sollte mit einem Mal anders werden, als das Fernrohr erfunden war und immer mehr vervollkommnet wurde. Die Astronomie wurde dadurch in ganz neue Bahnen gelenkt und mit ihr die ganze Beobachtungskunst des Himmels. — Die Teleskope, die man nun in immer größeren Dimensionen erbaute, verlangten zunächst eine feste und eine von den Räumen, in denen oder auf denen sie untergebracht waren, völlig unabhängige Aufstellung. Man mußte also mit Grundsätzen brechen, die frühere Zeiten angewendet hatten. —

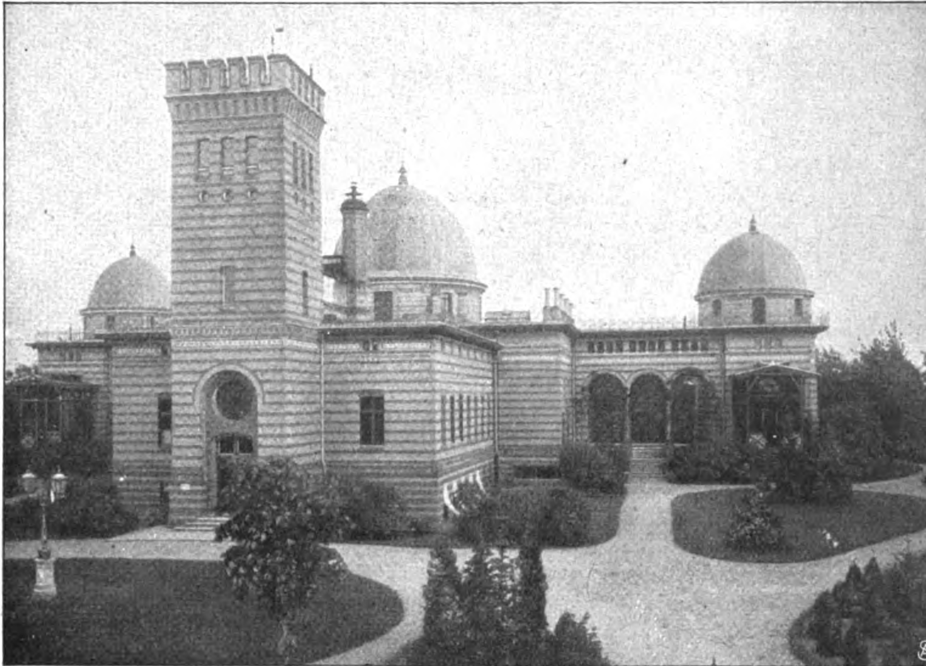
Die idealste Aufstellung eines astronomischen Fernrohres ist ohne Zweifel die unter freiem Himmel, aber diesem Idealismus läßt sich nur bei kleinen Instrumenten Rechnung tragen. Die großen Teleskope kann man nicht so ohne weiteres von Ort zu Ort tragen, auch müssen sie vor Nässe geschützt werden, damit die feinen Metallteile an ihnen nicht verrosten.

Deshalb stellt man sie in domartigen Gebäuden, die metallene Kuppeln krönen und so in ihrem Aeußern an das Morgenland gemahnen, auf.

Diese Gebäude werden stets weit weg von einer Stadt und in der Neuzeit mit Vorliebe auf Hügeln, Bergen oder inmitten großer Parkanlagen errichtet. Die Maßnahme ist nicht ohne Bedeutung. Die Präzisionsmessungen, die mit den großen Instrumenten vorgenommen werden, hassen nämlich jede Erschütterung des Erdbodens. In einer Stadt aber



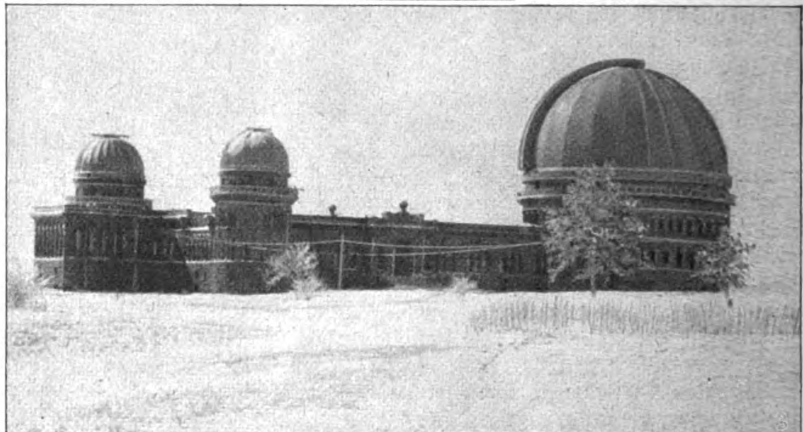
3. Die Kaiserliche Sternwarte in Straßburg (Elsaß).



4. Das Astrophysikalische Observatorium auf dem Telegraphenberg bei Potsdam.

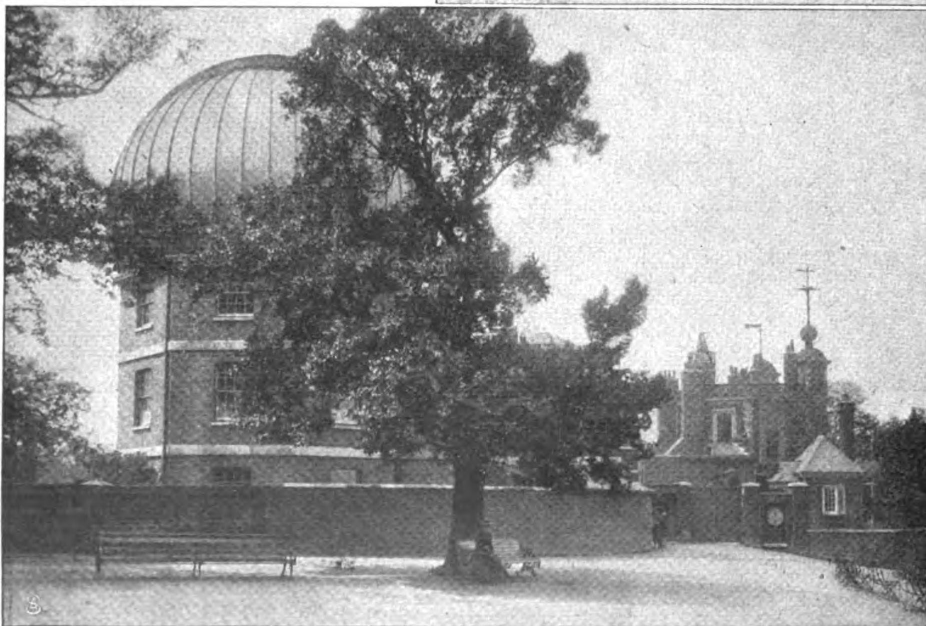
oder in der Nähe eines sehr belebten Ortes ist es weder bei Tage noch bei Nacht ganz ruhig. Eisenbahnzüge jagen mit Gepolter durch die Landschaft, elektrische Wagen fahren unaufhörlich durch die Straßen und mit ihnen andere Gefährte.

In den Lärm mischt sich dann noch das Getöse der Räder in den Maschinensälen der Fabriken. Alles das macht weithin den Erdboden erzittern. Diese Erschütterungen aber übertragen sich sofort auf die subtilen Instrumente des Himmelsforschers. Wenn man nun bedenkt, daß ein Gebiet von der Breite eines Menschenhaares, das man in deutlicher Sehweite von unserm Auge hält, auf der Sonne bereits ungefähr den Durchmesser unseres Erdballs, auf α Centauri — dem nächsten Nachbar unserer Sonne — aber schon sechzehnmal zwanzig Millionen Meilen im Durchmesser faßt, dann begreift man, welch große Bedeutung die unbedingte Ruhe bei allen astronomischen Messungen hat und haben muß.

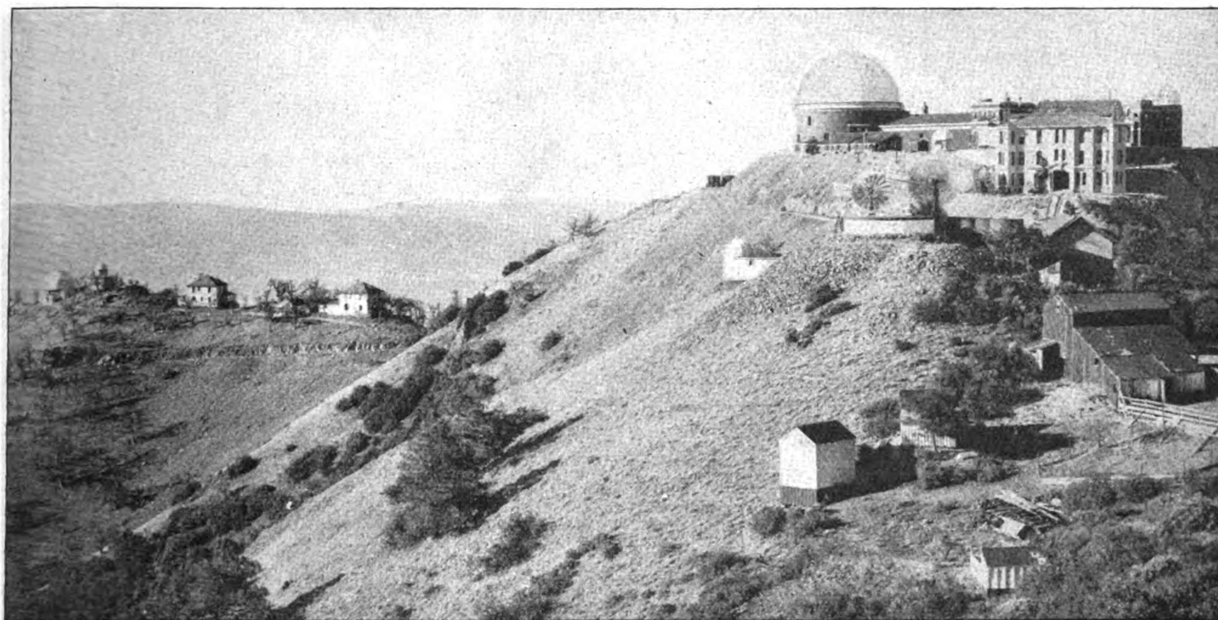


5. Die Yerkessternwarte in Williamsbay bei Chikago.

Am liebsten wählt man für die Erbauung eines modernen Observatoriums eine sandige Gegend aus, weil sich im Sand am schnellsten die Erschütterungen verlaufen, und man umgibt es in der Ebene mit einer Parkanlage, um die Reflexerscheinungen des Erdbodens abzudämpfen, und um die Rauch- und Staubwolken, die aus den Fabrikschloten, von den Bahnhöfen und von der Landstraße her aufsteigen, fernzuhalten. Den Meridiankreis — das Instrument, dem unsere



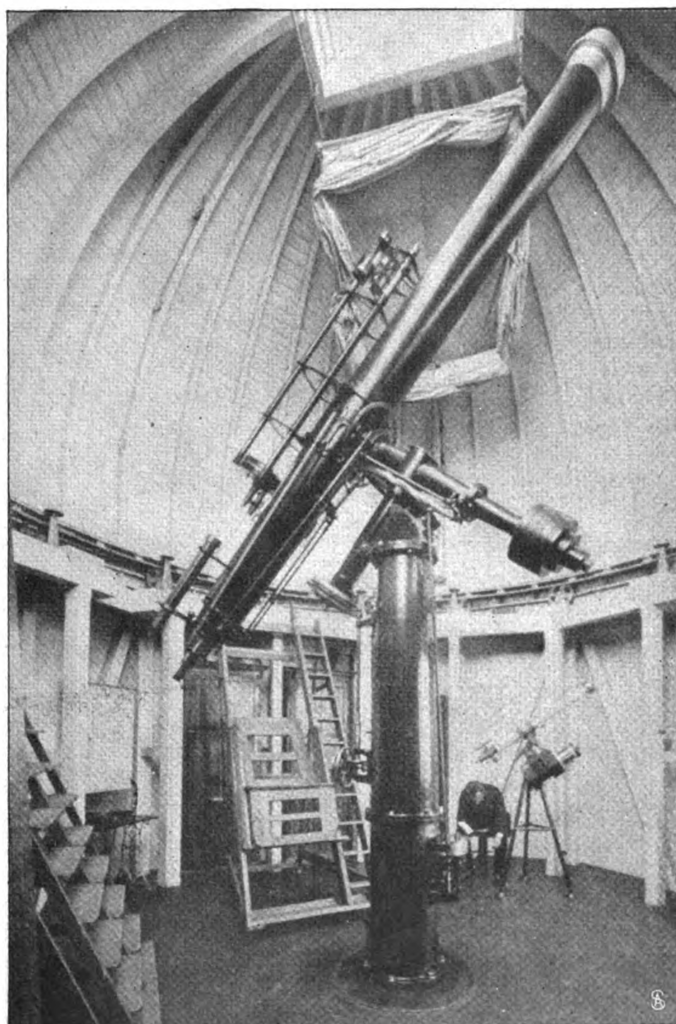
6. Die Königliche Sternwarte in Greenwich bei London.



7. **Die Licksternwarte auf dem Mount Hamilton, nicht weit von San Franzisko in Kalifornien.**

öffentlichen Uhren die richtige Zeit verdanken — stellt man neuerdings — in Kiel ist es der Fall — ganz unterirdisch. Ebenso bringt man die Hauptuhr der Sternwarte zur Erreichung der Konstanz der Temperatur im Keller unter, denn das Pendel ist das feinste Meßwerkzeug des Astronomen, dessen Genauigkeit er mit der allergrößten Sorgfalt umgibt.

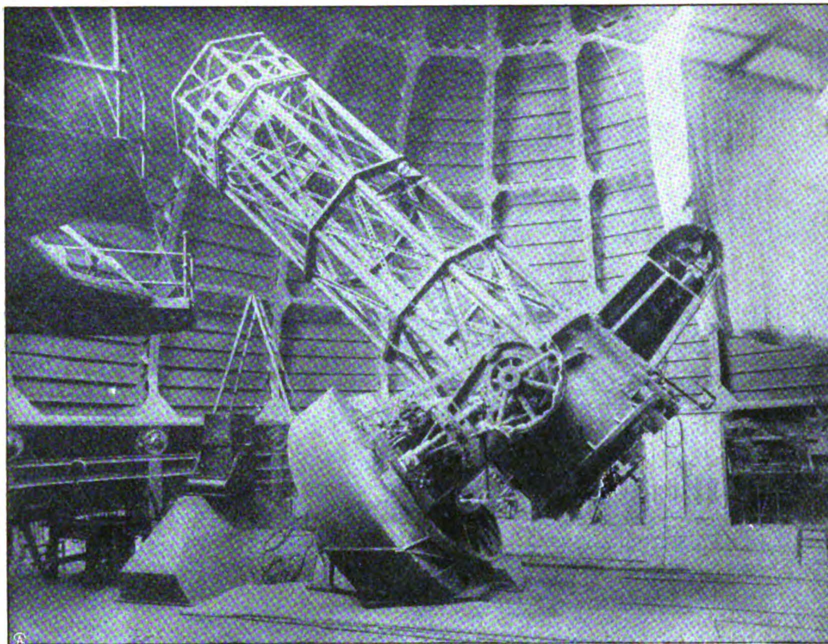
Der größte Feind aller astronomischen Beobachtung ist die Luft. Wird sie erwärmt, dann fangen die Bilder im Fernrohr an zu zittern, und der Ausblick nach den Sternen wird getrübt, wenn nicht ganz unmöglich gemacht. Der moderne Himmelsforscher eilt darum mit seinen Instrumenten hinauf in die Berge, wo die Luft rein, lichtdünn und klar ist. Dort erzielt er die besten Resultate, und in moderner Zeit sind eine ganze Anzahl von Sternwarten — darunter die bedeutendsten — auf Bergen erbaut worden, so die zu Potsdam, die Lichsternwarte bei San Franzisko, die zu Nizza und die zu Pulkowa bei Sankt Petersburg.



8. **Das große photographische Doppelfernrohr**
des Astrophotogr. Observatoriums der „Technischen Hochschule" in Charlottenburg bei Berlin.

Zu den schon genannten Uebelständen, mit denen die Sternwarten in der Ebene zu kämpfen haben, gesellt sich noch das „Stadtlicht", das die zahllosen elektrischen Bogen- und Gaslampen erzeugen, und das lichtschwache Sterne, Nebelflecken und teleskopische Kometen völlig unsichtbar macht.

Die metallenen Kuppeln, die die Beobachtungsräume bedecken, sind mit einem vertikalen, verschließbaren Einschnitt versehen. Er reicht über das Zenit hinaus. Durch diesen Spalt wird das Fernrohr den Gestirnen zugewendet. Außerdem sind die halbkugelförmigen Wölbungen drehbar, und zwar ruht ihr unterer Rand dort, wo er auf dem Mauerkranz aufsitzt, auf Rädern, die oft noch in einem trogartigen Bassin laufen. Man füllt dieses im Winter mit einer Mischung von

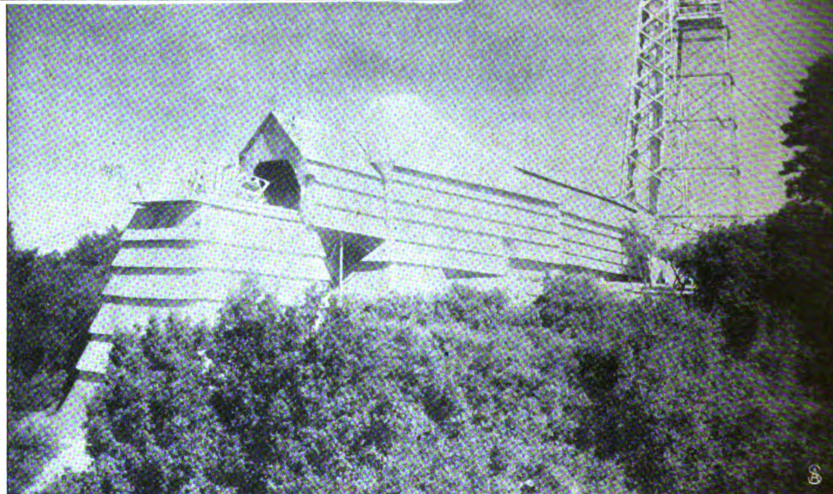


9. **Das größte Spiegelteleskop der Welt.** Hauptinstrument der Sonnenwarte auf dem Mount Wilson.

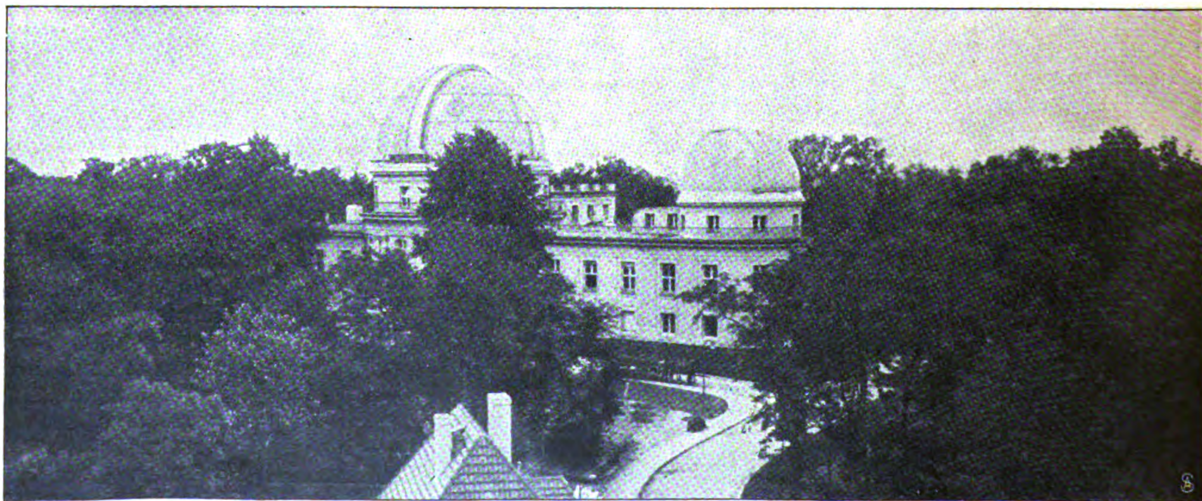
Wasser und Chlorkalzium an, und dies soll das Einfrieren der Räder und somit der ganzen Kuppel verhindern. Durch eine elektrische oder hydraulische Vorrichtung läßt sich die ganze Kuppel leicht im Kreis herumdrehen.

In der Regel steht unter der größten Kuppel der Refraktor, der sowohl zum Durchmustern des ganzen Firmaments als auch zum Photographieren und zu spektralanalytischen Studien verwendet wird. Die Kuppeln haben oft einen beträchtlichen Durchmesser und ein enormes Gewicht. So wiegt zum Beispiel die metallene Wölbung, die den Lickrefraktor, das zweitgrößte Teleskop der Erde, überdeckt, 90000 Kilogramm und besitzt eine Höhe von 25 Meter.

An Stelle der Kuppeln verwendet man auch Trommeldächer. Sie stellen die Verbindung eines flachen Kegels mit einem Zylinder dar, und solche Trommeldächer besitzen die Sternwarten zu Pulkowa bei St. Petersburg, zu Odessa, zu Charkow und zu Cincinnati. Weder Kuppel noch Trommeldach deckt das Riesenfernrohr zu Treptow bei Berlin. Die eigenartige Aufstellung dieses Instruments läßt eine Kuppel



10. **Die Sonnenwarte auf dem Mount Wilson bei Pasadena in den Vereinigten Staaten.**



11. **Die Höhensternwarte in Babelsberg bei Potsdam.**

nicht zu, sondern das Teleskop wird nach Schluß der Beobachtung horizontal auf die Plattform des Gebäudes umgelegt und mit einem Schuppen zugedeckt.

Die erste Sternwarte auf dem Festland, die einigermaßen den modernen Anforderungen entsprach und im Lauf der folgenden Zeit eine große Berühmtheit erlangte, war die zu Paris. Sie wurde im Jahr 1671 erbaut, aber bis zur Gegenwart mehrfach umgebaut. Im Jahr 1675 erstand das Observatorium zu Greenwich bei London, zunächst als Marinesternwarte. Es ist dadurch weltbekannt geworden, daß durch die optische Achse seines großen Meridianfernrohrs der „Nullmeridian“ geht.

In Deutschland legte der Astronom Zach im Jahr 1791 den Grund zur ersten modernen Sternwarte, und zwar zu einem Bergobservatorium auf dem Seeberg bei Gotha. Die Gründung der alten Berliner Sternwarte auf dem Enckeplatz fällt in das Jahr 1832. Da aber dieses Universitätsinstitut — inmitten der Weltstadt — immer unzulänglicher für exakte wissenschaftliche Beobachtungen wurde, hat man es im Jahr 1913 nach Babelsberg verlegt. Das neue Observatorium dort, zu dem unser Kaiser den Platz schenkte, ist eine Höhensternwarte und in einer den modernsten Anforderungen Rechnung tragenden Weise ausgestattet worden.

Spektralanalyse und Himmelsphotographie haben in den letzten dreißig Jahren einen solch ungeahnten Aufschwung genommen, daß wir heute Observatorien besitzen und errichten, in denen nur diese beiden jüngsten Zweige der uralten Astronomie gepflegt werden.

Berühmte astrophysikalische Observatorien, in denen vorzugsweise nur spektralanalytische und astrophotographische Beobachtungen gemacht werden, sind die zu Potsdam, zu Nizza, zu Heidelberg, zu Meudon bei Paris und zu Pulkowa bei St. Petersburg.

Das erste Institut, das sich nur mit Himmelsphotographie befaßt, ist vor wenigen Jahren bei uns in Deutschland erstanden, und zwar im Observatorium der „Technischen Hochschule“ in Charlottenburg.

Die Amerikaner waren die ersten, die daran dachten, eigene Observatorien für das Studium und die Erforschung der großen Vorgänge auf der Sonnenoberfläche zu erbauen. Sie gaben ihnen den Namen „Sonnenwarten“, und die bedeutendste befindet sich auf dem Gipfel des Mount Wilson bei Pasadena in Nordamerika. Es ist eine Stiftung des weltbekannten Philanthropen Andrew Carnegie.

Vor einigen Jahren ist noch eine Sonnenwarte, die bisher ganz Hervorragendes leistete, von den Engländern auf den Palanihöhen bei Madras gegründet worden — das Kodaikanalobservatorium.

In der Gegenwart erbaut man die Sternwarten meist nach dem Muster völliger Dezentralisation. Das heißt, ein jedes große Instrument ist in einem besonderen, vom andern getrennten Haus untergebracht.

Das Gebäude, in dem die Astronomen wohnen, ist mit den Räumen der Hauptinstrumente durch einen überdeckten Gang verbunden. Bei der vatikanischen Sternwarte, die noch aus den Tagen des berühmten Papstes Gregor XIII. stammt, und die die alte Benennung „specula“ bis zum heutigen Tag beibehalten hat, ist jeder der einzelnen Beobachtungsräume durch einen ei ernen Laufsteg mit dem andern verbunden.

Die Zahl der Sternwarten auf dem Erdenrund, von denen namentlich in Amerika der größte Teil erst in jüngerer und jüngster Zeit und aus privaten Mitteln erstand, ist eine nur geringe. Es sind deren kaum dreihundert. Sie verteilen sich auf die einzelnen Festlande in der Weise, daß auf Asien sieben, auf Afrika fünf, auf Australien acht, auf Nord- und Südamerika achtzig und die übrigen auf Europa entfallen. Im Interesse der Himmelsforschung ist diese ungleiche Verteilung sehr zu bedauern, denn sie öffnet einer gewissen Einseitigkeit in der Beobachtung Tor und Tür. Die internationalen astronomischen Abkommen suchen diesem Uebelstand allerdings nach Kräften zu begegnen, und die Sternwarten, die wir heute als berühmte bezeichnen, haben diese Bedeutung nicht zum wenigsten ihrer günstigen Lage auf dem Erdball zu verdanken.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

22. Fortsetzung u. Schluß.

Mit dem Brief, den ihr soeben der Postbote gegeben hatte, ging Lou in ihr Zimmer und riegelte sich ein.

Sie lehnte an der Tür, weil die Füße ihr den Dienst versagten.

Was bedeutete das alles? . . .

Sie verstand es nicht mehr.

War Gerhard toll geworden — hatte er alles vergessen — seine Frau, seinen Vater, sich selbst? — Dachte er nicht an das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, ihrem Herzen, dessen wilde, verzweifelte, angstvolle Schläge es töten konnten? Hatte diese entsetzliche, erbarmungslose Sonne alles ausgebrannt in seinem Erinnern, sein Hirn ausgebrannt! Seine Seele! . . .

Jemand klopfte an der Tür.

„Ich habe Kopfschmerzen, ich möchte schlafen.“

Niemand wunderte sich darüber. Mémère befahl, ein bißchen Eis aus dem Keller zu holen, für den Fall, daß sie Umschläge verlangen sollte.

Aber sie verlangte nichts.

Erst als die Frauen ihre Mittagsruhe hielten, kam sie herunter. Ganz leise, auf Strümpfen schlich sie sich herein in das schmale Zimmer neben der Wohnstube.

„Professor“. . . .

Er lag angekleidet auf dem Bett, die feuchte Binde um die Augen. Und ein Lächeln huschte über sein altes Gesicht, als er ihre Stimme hörte, die in den alten, vertrauten Heimatklängen zu ihm sprach.

„Ja?“

Wie weit es wohl nach Arles wäre zu Fuß . . . fragte sie wie nebenbei und richtete ihm die Kissen.

„Zu Fuß? — Ja, du lieber Gott — wie soll ich's noch wissen, jetzt? Sechs Stunden werden's sein. Als ich jung war, bin ich oft hinübergegangen im Frühjahr oder im Herbst. Aber jetzt kann man nur nachts gehen oder bei Morgengrauen — wie die Madlon — als sie wegmußte von hier." ...

„Die Madlon —ja." —

Lou wußte plötzlich, von wem der Brief war. Sie war ein gutes Ding, die Madlon, war dankbar für die paar Geschenke, die sie bekommen hatte, auf ihre Art dankbar. Hier war ja alles anders —die Menschen waren anders, — das Land war anders.

Lou aber wiederholte: „Sechs Stunden ... sechs Stunden!" ...

Diese sechs Stunden wollte sie gehen. In die Stadt gehen, mit beiden Armen die Knie ihres Mannes umschlingen, wie die Magd sie umschlungen hatte damals im Garten, wollte ihn unter Tränen bitten, ihn beschwören, abzulassen von dem, was er vorhatte, und was den Damen Vidal nur „Spaß gemacht hätte".

Und darum durften sie auch nicht erfahren, daß sie zu ihm wollte. Niemand durfte es erfahren. Man würde ja doch nur lachen über sie ... oder gar sie nicht fortlassen, sie zurückhalten mit zärtlichen Bitten und strengen Ermahnungen, mit Liebe, sogar mit Gewalt, nur damit dem Jungen, dem Liebling, das Vergnügen nicht gestört würde.

Still und ruhig saß Lou bei der Abendmahlzeit zwischen den zwei Frauen in der dumpfen Wohnstube. Die Nachtfalter flatterten wieder an die feingegitterten Fliegenfenster, und die Lampe blakte, wenn die Magd die Speisen herumtrug.

„Bist noch immer ein bißchen blaß, Herz, schone dich, denk an das Kind", sagte Mémère und fuhr Lou mit weicher Hand über das Haar.

Sie hatte immer an andere denken müssen. Erst an den Vater. Dann an ihren Mann. Jetzt an das Kind.

„Ich denke an das Kind", sagte Lou und lächelte.

Frau Vidal nickte ihr zu: „Bald kommt dein Mann. Dann ist die Freude groß."

„Ja", sagte Lou wieder.

Sie ließ sich von Mémère auf beide Wangen küssen. Sie küßte Frau Vidal auf den bauschigen Mull ihrer weißen Haube. Dann ging sie.

„Aus der wird man auch nicht klug", murmelte Frau Vidal und legte beide Hände schwer auf das geblümte Wachstuch.

Mémère seufzte tief auf und wendete die Augen ab.

„Wenn sie ihn nur liebt." ...

Dann kam Kasper. Die Frauen standen auf und mühten sich um den alten, kranken „Professor", der trotz aller Pflege nicht gesund werden wollte. Trotz aller guten Pflege. ...

— — Es war drei Uhr morgens, als Lou, dunkel und leicht gekleidet, einen breiten Strohhut über dem blonden Haar, sich aus dem weitgeöffneten Hoftor hinausschlich.

Rüstig schritt sie aus, immer tiefer hinein in die weite Ebene der Provence mit ihren verfallenen Ruinen, ihren grauen Steinwällen, ihren dunklen, ernsten Zypressen. Wie ein silberiges, hellblaues Band schlängelte sich am Horizont die Rhone zwischen den hellgrauen Ölbäumen hindurch, und wie ein grüner Schleier wölbte sich das zarte Gezweige der breiten, grünen Weiden über das flimmernde Wasser. ... Aber sie ging die Landstraße entlang — da, wo das Gras welk war und bräunlich und die Bäume weiß waren — wie bestreut mit feinem Zucker.

Dunkler färbte sich das milchige Weiß des Himmels, und dann schoß die purpurne Röte über ihn hin wie ein Flammennetz, und die Sonne senkte ihre Strahlen über das lechzende Land, gleich feurigen Garben.

Sechs Stunden hatte der alte Mann gesagt, nur sechs Stunden waren es bis zur Stadt ...

Sie fiel ermattet ins Gras, um zu rasten. Sechs Stunden mußten längst vergangen sein ... die Füße trugen sie kaum noch. Sie tastete nach ihrem Armband mit der kleinen Uhr — sie hatte es vergessen. Sie hatte es verlernt in diesen Monaten, nach der Uhr zu sehen. Die Stunden sagten ihr nichts mehr. ... Sie stärkte sich mit Schokolade, die sie mitgenommen hatte, ließ ein Stück Zucker im Mund zergehen, um ihren Durst zu löschen. Dann richtete sie sich auf und ging weiter.

Sie mußte vom Weg abgekommen sein ... es war nicht anders möglich, mehrfach hatten sich Straßen gekreuzt, und sie war einmal rechts eingebogen und einmal links, weil die Straße breiter war — weil doch nur die große, breite Straße zur „großen Stadt" führen konnte. Sonst zogen wohl Lastwagen über die Chaussee — heute lag sie da wie ausgestorben, und nur halbgefüllte Karren, mit roter Tonerde gefüllt, aus der Aluminium gewonnen wurde, standen da, verlassen von den feiernden Arbeitern.

Niemand weit und breit, den sie hätte fragen können, und in dem feinen, weißen Sand nur noch undeutliche Spuren breiter Räder ....

Sie versuchte den Spuren zu folgen, stampfte in dem tiefen Sand umher — immer geradeaus, an den Hügeln vorbei, mit der roten Erde, immer tiefer hinein in das Land der Provence, immer tiefer hinein in die Glut des Tages.

Jetzt säumte nicht mehr weißes Gras die breite Straße, sondern graues Geröll und die gelbe Kieselmulde eines ausgedörrten Baches. Große blaue Disteln hakten sich in ihrem Kleid fest, an ihren Strümpfen ... ritzten ihr die Haut blutig, daß sie sich bücken und mit müden Fingern die Kugeln losreißen mußte.

„Ich muß noch weiter ... ich muß" ...

Rot ... glühend rot kroch der feurige Ball heran ... näher, immer näher, schickte seine Strahlen auf die toten Steine, daß sie sich wie sengende Schwerter in die Erde bohrten, zwischen das dürre Gras und den weißen Staub.

Lou konnte nicht mehr weiter.

Ihre Füße waren aufgerissen, ihre Beine wollten sie nicht mehr tragen ... nicht aus diesem toten Steinhaufen hinaustragen, nicht zum Bach, der schläfrig und fadendünn zwischen den großen, gelben Kieseln hindurchsickerte.

Nur aus der Sonne heraus ... Aus der Hölle dieser weißglühenden, steinernen Lohe heraus!

Und da — gespenstisch — verschwommen und riesengroß — gleich grauem Gewölk, erhob sich vor ihren sonnenmüden, entzündeten Augen — die Stadt, die heiße Stadt. Sie streckte die Arme aus, als könnte sie sie fassen, mit den Händen greifen alle diese Mauern, als könnte sie so hineinfliegen in den schirmenden Schutz der schattenspendenden Häuser ...

Mit keuchendem Atem stolperte sie über die spitzen Steine, watete durch den weißen, schweren Staub, immer weiter, immer höher hinauf, den Windungen der Straße nach, der Sonne entgegen.

Und Lou wankte herum zwischen den toten Häusern

dieser toten Stadt mit totem Blick, der nichts mehr sah, mit mürben Gliedern, die nichts mehr fühlten.

In der Ferne auf der Landstraße ballten sich weiße Staubwolken, und es schallte herüber wie dumpfes Aufschlagen von Pferdehufen.

„Halten!“ rief sie. „Halten!“ . . .

Sie schrie es mit versagender Stimme, sie hob beide Arme und streckte die Hände aus, als wollte sie den Pferden in die Zügel fallen.

Unter einem weißen Leinwanddach saß ein junges Ehepaar, Gutsleute aus der Umgegend.

„Ich muß nach Arles . . . ich habe mich verirrt . . . nehmen Sie mich mit!“

„Gern!“ sagte der Mann. Und er hob sie herein.

„Wie weit ist es noch bis Arles?“

„Drei Stunden“, antwortete die Frau und machte ihr Platz neben sich.

Und in weißglühende Staubwolken gehüllt, fuhren sie weiter, fuhren den Weg zurück, den Lou gegangen war zwischen grauem Geröll und weißem Gras. . . .

„Das war das Höllental“, sagte der Mann. „Um fünf sind wir in Arles.“

„Um fünf!“

Wie ein Aufschrei rang es sich von ihren Lippen, und sie sah mit verglasten Augen auf den Mann.

„Vielleicht um drei viertel . . . die Sonne brennt, und das Pferd ist alt.“

„Ich muß vor fünf in der Arena sein . . . ich m u ß!“

Mann und Frau sahen sich schweigend an. In dem heiseren, kaum vernehmbaren Klang der Stimme lag etwas Zwingendes.

„Wir kommen schon zurecht!“ sagte die Frau mit einem mitleidigen und fragenden Blick auf das junge Geschöpf mit dem seltsamen weißblonden Haar.

„Mein Gott!“ . . .

Lou schlug beide Hände vors Gesicht und rührte sich nicht, bis sie vor der Arena hielten.

* * *

„Sie schläft noch“, sagte Mémère, als es zehn Uhr schlug und Lou noch immer nicht herunterkam zu ihrem Glas kalter Milch, mit dem goldigbraunen Honigkuchen, die es an Sonntagen zum Frühstück gab.

„Schläft sie noch immer?“ fragte Frau Vidal, als die Uhr zwei schlug und die Magd die Suppenschüssel auf den Tisch stellte.

„Sie sah elend aus gestern abend, vielleicht schläft sie sich gesund“, sagte Mémère und schöpfte die Tomatensuppe auf. „Ich lasse ihr alles warm stellen.“

Und sie gebot der Magd, leise zu gehen und nicht die Türen zuzuschlagen, damit die „junge Herrin“ nicht aufwache. Dann legte sie von dem rosenroten, knoblauchduftenden Lammbraten auf und füllte dem Professor den Teller mit gedünsteten Zwiebeln.

Es war das übliche Sonntagsessen der Vidal, das Sonntagsessen aller wohlhabenden Landleute der Provence.

Die Magd kam plötzlich angelaufen.

„Ein Expreßbote zu Pferde ist gekommen mit einer Depesche. Soll er rein?“

Er tapste schon in die Stube, rot und schweißtriefend. Frau Vidal und ihre Tochter sahen sich verdutzt an.

„Eine Depesche? An wen?“

Mémère las: „Gräfin Oberwall bei Frau Vidal. Gelber Hof bei Arles.“

Sie legte die Depesche auf den Tisch, ließ dem Boten eine Erfrischung reichen, unterschrieb den Empfangzettel.

Frau Vidal setzte ihre Hornbrille auf, las die Adresse noch einmal. „Wer ist denn gestorben?“

Es war selbverständlich, man telegraphierte nur, um Tod oder Krankheit zu melden. Plötzlich kam ihr die Erinnerung an Gareto: Der hatte auch telegraphiert, um seinen Besuch anzuzeigen.

„Man muß sie wecken“, entschied Frau Vidal.

Mémère ging hinauf.

„Lou! Lou!“ ..

Sie drückte auf die Klinke, die Tür gab nach.

„Lou!“ rief sie noch einmal. Niemand antwortete. Das Bett war unberührt. Sie schrie: „Lou! Lou! Lou!“ stieß die Fenster auf, lief auf die Treppe: „Lou! Lou!“...

„Was ist denn? Was machst du denn?“

Frau Vidal stand neben der Tochter und hielt ihr den Mund zu. „Was fällt dir ein? Willst du die Leute zusammenrufen? Sollen sie sich alle über uns lustig machen? Halt den Mund! Bring mir die Depesche herauf.“

Die alte Frau schloß die Fenster, fiel auf einen Stuhl.

„Mach die Tür zu“, herrschte sie die Tochter an.

Susanne Oberwall hielt die aufgerissene Depesche in den zitternden Händen: „Bin morgen um fünf Uhr bei Ihnen in Arles. Bruno Thaysen.“

„Wer ist Thaysen?“ fragte Frau Vidal.

All ihr bißchen Blut war ihr aus dem Gesicht gelaufen. Mémère stammelte: „Ich kenne nur Pastor Thaysen, den Pastor, der sie getraut hat. Ein lieber Mensch, ein Freund! Dieser da wird der Sohn sein. Ja — gewiß — das ist der Sohn.“

„Was hat er bei uns zu suchen?“ . . .

Mémère sagte stockend: „Sie weiß nichts davon... Sie hätte es sonst gewiß gesagt. Wir wollen ihn freundlich empfangen. Er soll unser Gast sein.“

„Riegele die Tür ab!“ herrschte Frau Vidal die Tochter an, hart, wie sie es sonst nie getan.

„Wir müssen nachsehen . . . alles durchsehen . . . alles, jeden Fetzen. . . . Komm!“

Sie ging an Lous Schreibtisch, riß an den Schubläden, brach sie mit der Schere auf, da der Schlüssel fehlte. Sie wühlte — sie wühlte alles durcheinander, mit hastigen, bebenden Fingern.

„Blumen!“ schrie Mémère auf.

„Von Gareto“, sagte Frau Vidal streng. „Ich wußte ja . . . von Gareto. Und hier — sein Bild!“

„Garetos Bild“, kam es tonlos zurück.

Frau Vidal preßte die Lippen fest aneinander, die bleichen, strengen Lippen.

„Er hat etwas darunter geschrieben. Was ist das? ... Lies!“

Mémère wischte sich in einem fort die Tränen ab. Sie konnte kaum sprechen.

„Zur Erinnerung an einen schönen Augenblick, Serrano Gareto.“

„Gib her . . . gib!“ . . .

Frau Vidal riß der Tochter das Bild aus der Hand wie vorhin die Rosen.

„Ins Feuer damit . . . schnell! . . . Er soll es nicht erfahren, der Junge . . . nie . . . nie . . . soll er das erfahren!“

Im Ofen prasselten leichte Flämmchen auf.

Sie schlossen das Zimmer ab, gingen stumm die Treppe hinunter.

Der Professor saß am Tisch in der Wohnstube, lächelte

und schnopperte lüstern den Duft der gezuckerten Melone ein. Dieser Duft machte ihn gesprächig, mitteilsam und „kindisch". Er lachte vor sich hin, wie Kinder lachen, wenn sie ein Geheimnis nicht für sich behalten können oder einen Spaß. „Die kleine Gräfin ist wohl nach Arles spazierengegangen?"

„Was schwatzen Sie, Professor!"

Ein bißchen beleidigt hob er die Binde hoch und blinzelte die beiden Frauen an mit halbblinden Augen.

„Sie hat mich doch selbst gestern gefragt, wie lange man nach Arles geht, Frau Vidal!".

„Das hat sie Sie gefragt, Professor, Sie schwören es, daß sie das gesagt hat?"

Der alte Mann zerrte die Binde wieder herab auf die Augen, senkte den Kopf tief auf die Brust.

„Wo soll sie ihn denn sonst suchen, ihren Mann — die kleine Gräfin? Hier ist er doch fast nie . . . ihr Mann" —

Mémère faltete die Hände wie im Gebet. „Sie ist zu ihrem Mann . . gewiß, sie ist zu ihrem Mann" . . . stammelte sie.

Frau Vidal stützte sich auf ihren Stock und richtete sich gerade auf. „Wo sollte sie denn auch sonst sein?" sagte sie laut und ruhig.

Es war drei Uhr, als Frau Vidal dem Pferdeknecht den Befehl gab anzuspannen.

„Wohin fahren Sie, Frau Vidal?" fragte der Professor.

Und Frau Vidal sagte mit der Heiterkeit und der Güte früherer Jahre: „Wir wollen zur Stadt — einen Gast abholen und unsere Kinder besuchen."

* * *

Es war ein Jubeln in der Arena, ein Jauchzen und Händeklatschen, als der „junge Herr Vidal" sich über die Barriere schwang und dem Knecht das rote, durchlöcherte Tuch aus den Händen riß, um den Stier damit zu necken.

Ein schlanker, hübscher Kerl war er, dieser junge Herr mit dem deutschen Namen, den man nicht behalten konnte und auch nicht behalten wollte. Die Mutter hatte man auch immer nur „die junge Frau Vidal" genannt, obwohl sie an den deutschen Grafen verheiratet war, der vor langen Jahren, so steif wie ein Engländer und vornehm wie ein Herzog, bei den Vidals zu Gast gewesen.

Liebe, anständige provenzalische Leute waren diese Vidals. Fromm und den Sitten des Landes treu.

Und so war es begreiflich, daß man ihn freundlich begrüßte, den „jungen Herrn Vidal", als er das rote Tuch zum erstenmal in die blaue Luft aufflattern ließ. Es war nett von ihm, daß er teilnahm an den harmlosen Spielen seiner Heimat.

Und man lachte über die braungebräunten, hübschen Arler Burschen, die in der Jagd nach der Kokarde bald der Länge nach hinfielen, bald geduckt unter der Barriere verschwanden.

Gerhard Oberwall wußte nichts von dem, was sein Anblick auslöste in den Herzen der hübschen Arlerinnen. Er blickte nur hinauf — dahin, wo die letzten steinernen Sitzreihen um die Mauern liefen, und suchte Madlon.

Sie stand wirklich da, die Madlon. Auf dem gleichen Platz, auf dem sie das letztemal gestanden.

Sie nickte ihm nicht einmal zu: Ganz starr stand sie da oben, mit ihrem wehenden Brusttuch und dem wehenden schwarzen Schläfenhaar, das kupfern in der Sonne glänzte.

Siehst du mich, Madlon . . . ja, siehst du mich . . . du ungebärdiges freches Ding?

Es war, als wollte er das rote Tuch zu ihr emporwerfen und mit ihm alle seine Verwünschungen und heißen, begehrlichen Gedanken.

Feige hast du mich genannt? Für feige hältst du mich? Na warte . . . du . . . warte! . . .

Er warf das Tuch von sich, stieß einen jungen Burschen beiseite und noch einen zweiten, einen dritten, alle, die ihm im Weg standen, an den Stier heranwollten.

Nein . . . die sollten die Kokarde nicht kriegen. . . . Die gehörte ihm . . . ihm allein! War ja kein Kunststück bei der zahmen, nur etwas verängstigten und verärgerten Bestie. Da waren sie anders, die wilden Stiere der Camargue! . . . Und nicht mal vor denen hatte er Angst gehabt. Nicht mal vor denen! . . .

Mit einem festen Griff packte er die beiden Hörner, schwang sich empor in die Luft, saß, ehe man es gewahr wurde, auf dem breiten, weißen Rücken, ließ sich im gemächlichen und possierlichen Trab durch die Arena tragen. Dann sprang er ab, leichtfüßig, mit leisem Wippen des Oberkörpers, das aussah wie ein Grüßen.

Die Zuschauer schrien, trampelten: „Bravo . . . Bravo . . . Vidal . . . Bravo, Vidal!" . . .

Die Frauen waren aufgestanden, um besser zu sehen. Die Busentücher wogten, ihre Hände streckten sich ihm entgegen.

„Bravo, Vidal. . . . Bravo . . .!"

Er aber sprang weiter auf den Zehenspitzen, gleichmütig, und als wollte er einen Tennisball aufheben, zum zweitenmal dem Stier entgegen, der ihn anglotzte, den Feind witterte in ihm, die Ohren steif hielt mit nervösem Zucken wie beim Stechen einer Fliege. Und die Sonne floß herunter auf den jungen Menschen in dem blütenweißen Hemd und auf das zitternde Tier mit dem hellen, gesprenkelten Fell.

Niemand war mehr außer ihm in der Arena. Die jungen Burschen hatten den Kampf aufgegeben, standen um die Barriere, ließen kleine Raketen knallen, wedelten mit den Tüchern, um das Tier anzufeuern, es zu reizen, damit es ihm nicht gar zu leicht wurde, dem Fremden, dem jungen Herrn Vidal.

Gerhard lächelte jetzt. Das kalte, ironische Lächeln der Oberwall.

Damit wollten sie das zitternde, angstvolle, immer mehr zurückweichende Tier reizen? So reizte man Hunde allenfalls, daß sie kläfften und sich in die Hosenbeine verbissen, bis die Angst sie packte und sie mit eingekniffener Rute davonjagten.

Da wußte er Besseres! Rot und heiß mußte es herabrieseln auf die zitternden Beine — daß sie wieder stark wurden und in tollen Sprüngen durch die Arena jagten. Rot und heiß mußte es der Bestie den Kopf umwallen — daß sie die Hörner vorstreckte in ihrem Lauf, und rot und heiß mußte es aufspritzen und dann niedersickern in den gelben Sand, damit er das rasende Tier bezwingen konnte mit seinem Arm. . . .

Ganz weiß wurde er im Gesicht, so weiß wie sein weißes Hemd, und seine Hand griff in den Gürtel, einmal . . . und noch einmal . . . und zum drittenmal. . . . Und die scharfgeschliffenen, kurzen Messer blitzten auf in der Sonne unter dem blauen Himmel, flogen durch die flimmernde Luft wie leichte Pfeile, sanken herab auf den breiten, weißen Stiernacken und rissen das Fleisch auseinander, daß das Blut in dicken Strahlen hervorspritzte.

Ein Schrei des Abscheus, ein Schrei der Empörung aus tausend Kehlen über die verletzten, friedlichen Sitten durchbrauste die Arena.

Und fast unmittelbar darauf wurde es still, totenstill — als hätte das Entsetzen alle diese Menschen gelähmt, ihnen die Kehle zugeschnürt, ihnen die Glieder wie mit Ketten beschwert.

Eine zarte Frau hatte die Reihe der jungen Burschen an der Barriere durchbrochen, war mitten in die Arena hineingelaufen, wie blind — mit wehendem, weißblondem Haar, und war dann zusammengebrochen, ehe noch die ausgestreckten Arme die Knie des Mannes berührten.

Nur ein Aufschrei gellte noch über den gelben Sand hin — so furchtbar und langgedehnt, so furchtbar schrill — daß alles erstarrte.

Da erwachte Gerhard Oberwall....

Er vergaß das blutschäumende, wie besessen dahinstürmende Tier, drehte sich um — wie herumgerissen von einer eisernen Hand....

„Lou ... Lou ...“

Er sah noch, wie Menschen sie aufhoben ... sah sie unten liegen ... tief unter ihm ... dann sah er den blauen Himmel ... sah die Sonne — und dann war es ihm, als würde er in die Luft hineingeworfen ... ganz hoch hinauf ... da, wo die Madlon stand — regungslos wie eine Statue — unter der heißen Sonne....

Es bohrte sich etwas in seinen Körper ... immer tiefer und tiefer, und dann floß etwas Heißes und Rotes über ihn — daß der Atem ihm verging, und er wußte, daß er ertrinken mußte in der rotglühenden Sonne seiner Heimat....

In der Arena, rings um die steinernen Stufen, ein wüstes Durcheinander — Kreischen und Heulen — hysterisches, wahnsinniges Lachen, lautes Stöhnen und Fluchen.... Alles schiebt und stöhnt und drängt dem Ausgang zu in wilder, kopfloser Flucht.

Auf gelbem Sand, in einer rubinroten Lache, liegt ein zermalmter Körper mit unkenntlichem Gesicht. Ein paar Knechte legen auf eine Bahre, was übriggeblieben ist vom Grafen Gerhard Oberwall.

Am Ausgang steht Madlon.

Sie steht da, wo der junge Herr sie hinbestellt hatte. Sie sieht, wie er hinausgetragen wird unter einem großen, roten, durchlöcherten Tuch, dem Tuch, das zu ihr emporgeflattert war mit dem heißen Begehren seiner wilden Sinne....

Und sie sieht auch, wie sich Leute um eine zweite Bahre mühen, auf der eine junge, ohnmächtige Frau liegt mit weißblondem, flockigem Haar, und sie sieht auch, wie sie dem Toten vorangetragen wird in das alte Haus der Vidal am ausgedörrten Kanal....

Schweißtriefende Pferde stehen vor dem alten, gußeisernen Gitter, und im Innern des Hauses zeigen zwei fromme und gute Frauen dem fremden Gast, den sie abgeholt haben von der Bahn, die alten, reichgeschnitzten Schränke und die moderigen, kostbaren Truhen der Vidal ... „bis die Kinder kommen aus der Arena ...“

— — Und dann kamen sie. — — —

* * *

Die Heimat hatte ihn wieder.

Die letzten Glocken sind verklungen in der Heiligen Trophimekirche. Die letzte Handvoll Erde ist auf den glatten, gelben Sarg im Erbbegräbnis der Vidal herabgefallen.

Mit leeren, toten Augen, ohne Tränen, ohne Worte, regungslos stehen Mutter und Großmutter vor dem offenen Grab.

Sie wenden sich auch nicht um, da der fremde Mann die blonde Frau wegführt — die ihre Tochter gewesen ist....

Das geht sie alles nichts mehr an.

Was dort draußen liegt in der Welt — jenseit dieses offenen Grabes — das gibt es nicht mehr für sie.

* * *

— — Vorfrühling ist es. Deutscher Vorfrühling mit flimmernden Schneeflocken unter weichem Sonnenblinken, mit jagenden, weißen Wolken und frischem Blütenduft über sprossendem Grün....

Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall wartet auf den Tod ihre Sohnes, des Grafen Andre. Wartet auf ihn mit stumpfer Ergebung.

So denkt sie und weicht nicht aus dem hellen, prunkvollen Arbeitzimmer, das sein Sterbezimmer werden soll nach seinem Willen.

Er aber fürchtet den Tod nicht. Nur ginge es ihm nahe, wenn er fort sollte, noch bevor die blonde junge Frau in schwarzem Witwenkleid dem Haus das junge Leben geschenkt hätte ... Sie ist ihm Tochter geworden, mehr Tochter, als ihr Gatte ihm jemals Sohn gewesen.

Nie wird im Haus am Kupfergraben von diesem Sohn gesprochen, aus Schonung füreinander und aus leisem, uneingestandenem Grauen ...

Lou lehnt am breiten Fenster im Zimmer des Grafen Andre Oberwall. Sie blickt auf die wirbelnden Schneeflocken hinaus und denkt daran, daß der Tag sich jährt, an dem Gerhard Oberwall ihr seine Liebe gestanden im kleinen Salon der Rauchstraße und doch nicht den Mut gefunden hatte, sie in das Haus seines Vaters zu bringen als seine Braut.

Heute setzt dieses Haus sein ganzes Hoffen auf sie allein. — Und sie weiß, daß Graf Andre Oberwall sich mit Aufgebot aller Willenskraft an das Leben klammert.

Und doch hat sie nicht den Mut zu wünschen, daß er am Leben bleibt, damit sie nicht auch Schuld trägt an seinem Tod, wenn das Kind, das sie zur Welt bringen wird — kein Sohn ist.

Er aber in der zarten Zuneigung, die er für das junge Geschöpf hegt — will nicht, daß sie immer wieder leidet unter dem Zwiespalt ihres Empfindens.

Und so ruft er sie zu sich heran, ganz leise, und umschließt, so fest es ihm noch möglich ist, ihre beiden Hände.

„Du mußt nicht traurig sein, Lou, wenn es ein Mädchen wird —“ sagt er leise. „Es wäre etwas Besonderes, denn es wäre das erste seit mehr als hundert Jahren. Und wenn es wird wie du, dann sollst du um die Gnade bitten dürfen, daß es den Namen Oberwall behalten und späteren Kindern vererben darf.“

Die alte Exzellenz sitzt in ihrem roten Brokatsessel mit der goldenen Lehne, ganz nahe am Ruhebett ihres Sohnes, und begleitet die Worte mit feierlichem Nicken.

„Es ist ein edles Geschlecht, dem wir angehören“, murmelt sie.

„Ein altes, edles Geschlecht“, sagt Graf Andre nachdenklich und langsam. „Es hat uns nur oft an richtigen Erziehern gefehlt und —“ er will sagen: „an Müttern.“

Aber da er sieht, daß die alte Exzellenz einen runden Rücken gemacht hat und den Kopf schief auf die Seite legen will, so bricht er ab und greift nach ihrer Hand.

„Wir haben es eben beide nicht recht verstanden, Mama", sagte er einlenkend und mit einem Lächeln, das einen letzten Schleier wirft über eigenes Irren und die Vergangenheit der Mutter.

Dann wendet er sich wieder der mutigen blonden Frau zu, die ihm Tochter geworden ist und es bleiben soll in ihren Rechten, auch wenn sie dereinst einen anderen Namen trägt. „Wenn es aber ein Junge ist," sagt er und bemüht sich, seiner Stimme Festigkeit zu geben, „dann weiß ich einen, der dir helfen kann, ihn zu erziehen. So zu erziehen, daß du in Zukunft weder die Sonne zu fürchten brauchst für deinen Sohn noch die grauen Nebel."

Lou beugt sich mit lichten, feuchtschimmernden Augen dankbar und bewegt über ihren Schwiegervater, den Grafen Andre Oberwall, der auch jetzt noch, in seinem tiefsten Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes, die Gebärde des großen Herrn festhält und ihr mit so einfachen und liebevollen Worten die Tore des Lebens öffnet.

Ende.

Der Zider.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Intern. Preß Agency.

Zider mag feiner klingen, es ist doch nichts anderes als Aepfelwein. Der Gentleman, der gerade in einem „todschicken" Restaurant unter den wartenden Augen des himmlisch frisierten Herrn Ober die feudale, mit Schloßabzügen gespickte Weinkarte studiert, wird über dieses Wort vielleicht geringschätzig die Achseln zucken. „Päh, Aeppelwein!" — Sachte, lieber Herr, sachte, Aeppelwein, um in Ihren parodierenden Sachsenhausener Dialekt einzustimmen, ist eine sehr gute und bekömmliche Sache, sofern sie mit Andacht, Verstand und reinem Gewissen bereitet wird. Wer ihn nicht mag, der soll in Gottes Namen etwas anderes trinken, obschon das eine das andere nicht ausschließt. Das zeigen uns die Württemberger, die im Deutschen Reich die stärksten Verbraucher von Zider sind und ihn um nichts in der Welt missen möchten, ohne darum ein frisches Glas Bier zu verschmähen, im Gegenteil. Und die Leute im Taunus, und was sonst noch im Umkreis von Frankfurt nistet, halten es ebenso.

Die richtigen Zidertrinker sind das freilich nicht. Die würden zwischen einer Pulle Sekt und einem Liter Urquell eher verdursten, wenn sie nicht ihren Zider kriegen. Diese Fanatiker findet man nur in Frankreich, in der Picardie, der Bretagne und der Normandie, deren Bevölkerung, hoch und niedrig, groß und — leider! — auch klein, insgesamt den Zider zum täglichen Tisch- und Labetrunk erkoren hat. Für die Lebenshaltung des ganzen französischen Nordwestens ist er so unerläßlich wie das Brot und daher auch einer seiner größten, ergiebigsten landwirtschaftlichen Reichtümer. Ein Jahr ins andere werden in Frankreich fünfzehn Millionen Hektoliter Zider gepreßt, die bei einem Durchschnittspreis von 15 Frank 225 Millionen Ertrag liefern. Und dabei ist nur zu einem geringen Teil mitgerechnet, was der Bauer, der ihn selbst herstellt, zu des eigenen Leibes Wohlfahrt konsumiert. Prosit!



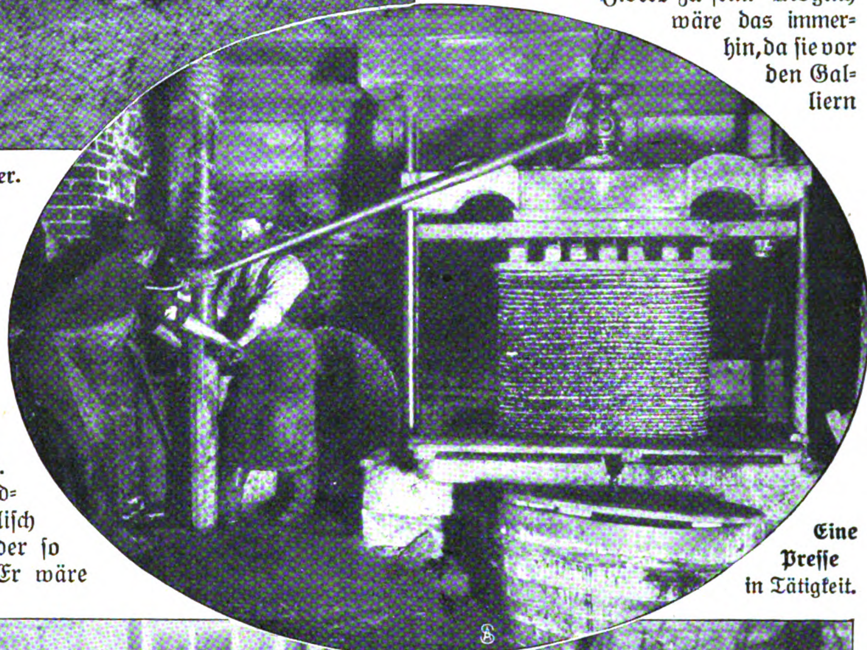
Der Brei kommt in die Presse.

Es ist immerhin merkwürdig, daß gerade Frankreich, das fast im Ueberfluß seines Rebensaftes ersäuft und ihn so manchmal schon zu niemandes Freude sündhaft auf die Straße laufen lassen mußte, bloß weil es nicht genug Fässer gab, diesen Segen einzufüllen, auch in der Bereitung von Zider an erster Stelle steht und mehr davon hervorbringt als alle andern Länder zusammengenommen. Das führt zu dem Schluß, daß der Zider kein Notprodukt, kein Surrogat des „richtigen" Weins, sondern ein selbstherrliches Getränk mit Eigenrecht ist, und die Erfahrung bestätigt diese Folgerung. Zwar muß in schlechten, teuren Weinjahren der Zider den Ausfall natürlich decken helfen, denn die Statistik hat gar keinen Einfluß auf unsern Durst; aber andererseits belehrt uns eben die gleiche Statistik, daß in den fetten Weinjahren kaum weniger Zider verbraucht wird wie in den mageren, obschon er fast soviel kostet wie das sogenannte edle Traubenblut, das von allen Lyrikern mit und ohne Goldschnitt schwungvoll besungen wird. Beiläufig bemerkt: auch der Zider wird besungen. Vielleicht mit weniger Goldschnitt,



Der erste Zusatz von Wasser.

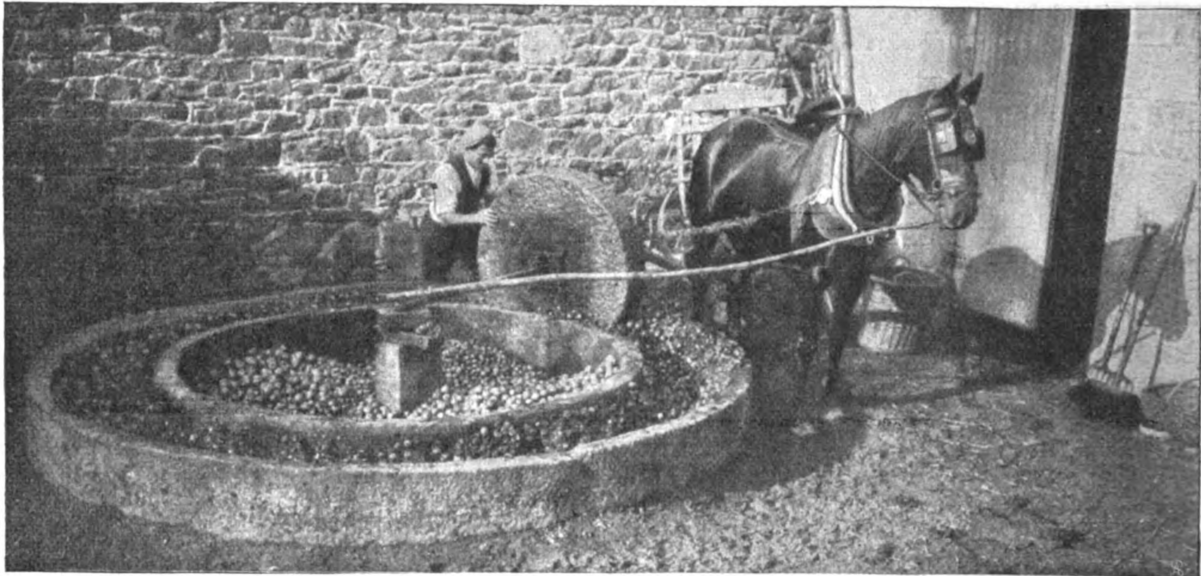
aber wahrscheinlich mit mehr Ueberzeugung. In den normannischen Kneipen kann man eine Menge Lieder zum Preise dieses Tropfens hören. Der hübsche Chor: „Vive le cidre de la Normandie!“ aus der bekannten Operette „Die Glocken von Corneville“ ist nur ein Echo davon. — Also der Zider ist kein Notprodukt und keine Nachahmung. Das soll sich der Herr in dem todschicken Restaurant mit dem himmlisch frisierten Ober gesagt sein lassen, der so gering vom „Aeppelwein“ denkt. Er wäre niemals auf diese absurde Meinung verfallen, wenn er, wie jeder anständige Mensch, die siebzehn Bände der Geographie des Strabo aufmerksam gelesen hätte, in denen berichtet wird, daß die Gallier aus Aepfeln und Birnen verschiedene Getränke vortrefflich zu brauen wüßten. Damals, vor zweitausend Jahren, gab es gewiß noch keinen Rebstock und keine Reblaus in Gallien, der Zider floß jedoch schon in Strömen über dessen Fluren, er war mithin schon früher da. Strabo ist ein unverdächtiger Gewährsmann und reichlich so zuverlässig wie die Basken, die sich rühmen, die Erfinder des Ziders zu sein. Möglich wäre das immerhin, da sie vor den Galliern



Eine Presse in Tätigkeit.



Der Rohstoff.



Der „Cidrier“ in der Mühle.

im Land saßen, so daß sich gegen ihre Behauptung chronologisch nichts einwenden ließe. Allein dieses tüchtige Volk nützt den Nebel, der um seine Herkunft lagert, ein bißchen zu geflissentlich aus, indem es sich allerlei Verdienste und Ereignisse zuschreibt, deren Richtigkeit selbst der großartigste Geheimrat nicht nachprüfen kann. So schwören sie beispielsweise Stein und Bein, daß das Baskische die Sprache des Paradieses war und Eva den Lockungen der Schlange nur unterlegen sei, weil diese ihr baskische Laute in das errötende Ohr hauchte. Wenn das stimmt, dann läßt sich der ganze Hergang natürlich sehr leicht erklären. Eva hat, der glaubwürdigsten Ueberlieferung zufolge, nur einen einzigen Apfel gegessen. Da aber jedenfalls noch ein Haufen davon da war, hätte sie daraus, um nichts umkommen zu lassen, doch sicherlich Zider gemacht. Und da sie eine Baskin war, wäre der Zider in der Tat eine baskische Erfindung.

Die Dickköpfe im Nordwesten besitzen nicht die bewegliche Phantasie ihrer seit unvordenklichen Zeiten am Pyrenäenhang klebenden Landsleute und scheren sich den Kuckuck darum, wer den Zider erfunden hat. Wenn sie nur genug davon kriegen! Und wenn er nur gut gerät! In diesen beiden ewigen Fragen zittert ihre Liebe zur Scholle, und wie der deutsche Bauer durch die Aecker schreitet, um zu sehen, wie seine und der Nachbarn Saat aufgeht, so starrt sein bretonischer und normannischer Bruder prüfend in das Gezweig der Aepfel- und Birnbäume, an denen seine Hoffnung schaukelt. Und das gibt dann am Abend in der Wohnstube mit dem großen Uhrkasten und den seltsamen, über dem Kommodenschrank sich aufbauenden Betten einen endlosen Gesprächstoff bis tief in den Winter hinein. Denn was ein rechtschaffener Zider werden will, darf nur aus Spätobst gepreßt werden, das ein paar Wochen auf der Wiese gelagert hat, wo es wie ein krankes Kind betreut werden muß, damit es ja nicht anfriere oder welke. Das sind Sorgen, von denen der Herr in dem todschicken Restaurant nichts ahnt; wie überhaupt die Bereitung des Ziders mit Umständlichkeiten und Finessen verbunden ist, über die der Kulturmensch mit Nagelpflege höchlich erstaunen würde, es sei denn, er hätte vorher das tiefgründige Werk „De Pomaceo“ studiert, in dem 1588 Julien le Paulmier, Leibarzt Karls IX. und Rektor der Universität von Caen, sich höchst lateinisch über diesen wichtigen Gegenstand verbreitet.



Der Brei wird in einen Behälter gebracht und mit Wasser verrührt.

Zwar das technische Verfahren ist sehr einfach. Die Aepfel und ihr zur Erhöhung des Zuckergehalts kaum erläßlicher Zusatz von Birnen werden in einen großen runden Trog aufgeschüttet, um den konzentrisch eine Mulde läuft, und

zum Zweck der Erweichung mit Wasser begossen. Ein solcher Trog gehört zu den Requisiten der Wohnlichkeit wie die Feuerstelle und der Waschraum, er ist ein Bestandteil des Hauses wie Fenster und Tür, und er findet sich selbst auf dem Hof bescheidener Wirtschaften, die gar kein eigenes Obst haben. Denn auch diese „Enterbten" kaufen den unentbehrlichen Zider nicht fertig; das verstieße gegen alle heilige Tradition. Sie kaufen bloß die Aepfel und rufen dann einen der ambulanten „Cidriers" herbei, die mit ihrem Wägelchen und dem darauf gepackten Mühlstein zur Winterzeit eine originelle Staffage der normännischen Nester bilden. Der Cidrier, der entweder nach der Stunde oder nach der verarbeiteten Menge bezahlt wird, quetscht die Früchte mit Hilfe seines Kleppers zu Brei und kehrt hierauf nach einigen Tagen mit seiner Handpresse wieder, um den inzwischen gegorenen Brei zu Ende zu keltern. Das ist allerdings die primitivste Form der Bereitung, die in den Orten, wo die Gemeinde eine Werkstatt eingerichtet oder Verbände sich zur Anschaffung einer Presse solideren Charakters zusammengetan haben, überholt ist. Und diese Werkstätten leiten schließlich zum Fabrikbetrieb über, in dem mit einem noch größeren Aufwand an „Fortschritt" der Zider für den Großverkauf und den Export hergestellt wird. Das ist jedoch die weitaus geringere Hälfte der Gesamtproduktion. — Allein ob im Hause gebraut oder in den Fabriken: die Technik bleibt Nebensache, und die Hauptsache ist die Erfahrung. Nicht auf die Maschinen kommt es an und auch nicht auf die Retorten der Chemiker, die mühselig austifteln, wieviel Glykosen, Tannin, Phosphate, Albuminoiden und sonstige geheimnisvolle Stoffe im Zider stecken, sondern auf den Griff und den Blick, auf jene alte, Gefühl gewordene Erbweisheit, die die Mischungen instinktiv trifft, die Eigenart jeder Obstsorte kennt, die Launen des Moût oder Breis errät, die Rechte des Jus oder Saftes achtet und sich über den Verlauf der Gärung und der Klärung nicht um ein Viertelstündchen irrt. Nur wo diese Weisheit waltet, entsteht jener Zider, der in seinen guten Marken selbst den verwöhntesten Gaumen ein angenehmes Getränk liefert und zu gewissen normännisch-flämischen Gerichten, dem Petit Salé z. B. oder gar den anbetungswürdigen Tripes à la Mode de Caen, köstlicher mundet als die edelsten Jahrgänge von Burgund und Bordeaux.

Das wird mir der Herr in dem todschicken Restaurant wieder nicht glauben. Na, dann mag er sich meinetwegen bei seinem himmlisch frisierten Ober eine Flasche Champagner oder Steinberger Kabinett bestellen. Aber er soll nicht andern Leuten durch seine dummen Reden den braven Zider verekeln.

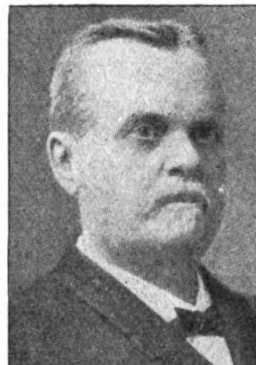
Bilder aus aller Welt.

Eine talentvolle Sängerin, Frl. Erika von Tyszka, die schon mit fünfzehn Jahren im Theater in Athen auftrat und sich der besonderen Gunst der Königin der Hellenen erfreut, wurde an das Würzburger Stadttheater verpflichtet.

Die Gemeindeverwaltung der Kolonie Grunewald bei Berlin wählte ihr bisheriges Mitglied, den Regierungsrat a. D. Stackmann, einstimmig auf die Dauer von sechs Jahren zum Gemeindevorsteher.

Der jetzt in Bredeney bei Essen lebende westfälische Dialektdichter Sanitätsrat Dr. Ferdinand Krüger begeht seinen 70. Geburtstag. Die Literatur verdankt seiner Feder zwei größere Romane.

Der bekannte Schulmann und frühere nationalliberale Landtagsabgeordnete Dr. Berndt in Hamm in Westfalen begeht in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich einer bewundernswerten geistigen und körperlichen Frische.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ahlfeld, Marburg, berühmter Frauenarzt, feierte seinen 70. Geburtstag.



Phot. Wedepohl & Albrecht.

Carl Lejdstroem, Stockholm, wurde an die Neue Oper nach Hamburg engagiert.



Phot. Skowranek.

Frl. Erika von Tyszka, Würzburg, erfolgreiche Opernsängerin, wurde dem Würzburger Stadttheater verpflichtet.



Reg.-Rat a. D. Stackmann, der neue Gemeindevorsteher der Kolonie Grunewald.



Geh. San.-Rat Krüger, Bredeney, westfälischer Dialektdichter, wird 70 Jahre.

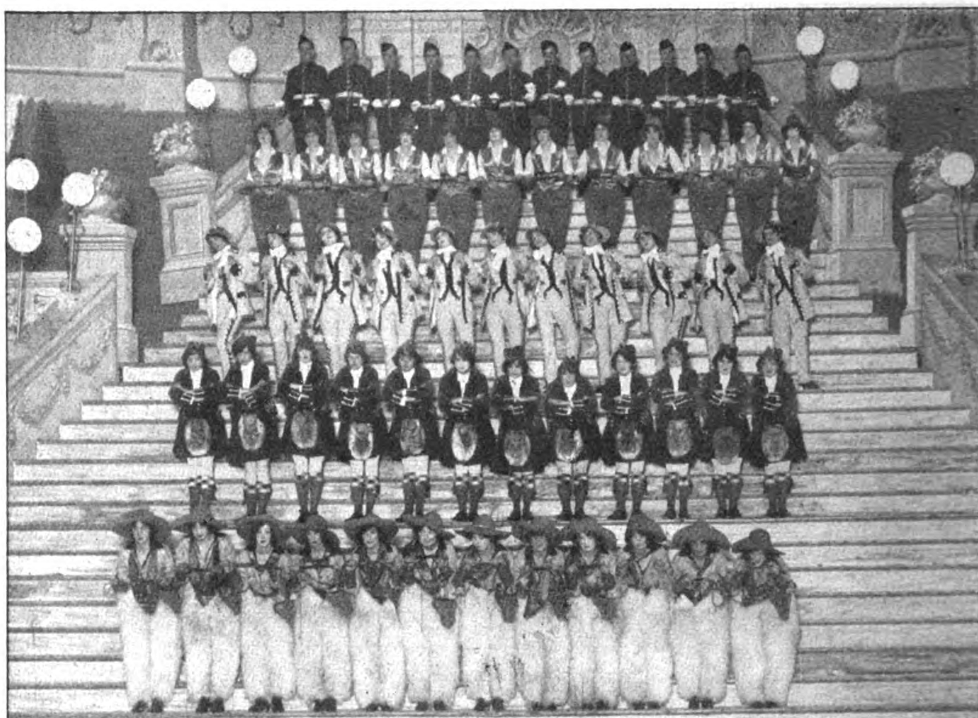


Dr. Berndt, Hamm, bekannter Schulmann, begeht seinen 75. Geburtstag.

Der seit Jahren an der Stockholmer Hofoper mit großem Erfolg tätige Heldenbariton Carl Lejdstroem, ein geborener Schwede, wurde der Neuen Oper in Hamburg verpflichtet. Lejdstroem hat in den Baireuther Festspielen den Klingsor und Kurwenal gesungen, er verfügt über außergewöhnliche Stimmittel.

In Marburg beging der frühere Leiter der Universitäts-Frauenklinik Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Friedrich Ahlfeld seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat sich seit einigen Jahren von seinem Lehramt zurückgezogen und lebt im Ruhestand. Ahlfeld ist geborner Leipziger und war Assistent der dortigen Frauenklinik.

Die neuste Attraktion im Londoner Varietéleben ist die sogenannte „Escalade“, das Ballett auf der Treppe. Die Tänzerinnen und Tänzer machen ihre Evolutionen auf einer breiten Treppe.



Newspaper Ill.

Der neuste Varietéschlager in London: Das Ballett auf der Treppe, die „Escalade“.

Schluß des redaktionellen Teils.



Büchertisch.

„Rings um den Kaiser." Von Fred. W. Wile. (Prometheus ‍erlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W 30. Deutsche Übersetzung von Ida ‍ebinder. 1913). — Ein Amerikaner, der Berliner Vertreter der ersten ‍itungen seines Landes, hat es unternommen, ein Stück deutsche ‍lturarbeit zu schildern und in einzelnen Abschnitten die hervor‍genden Persönlichkeiten zu zeichnen, die in der neuen und neuesten ‍it — während der Regierung Kaiser Wilhelm II. — zur Entwick‍ng und Entfaltung deutscher Nationalgröße, deutschen Geistes, deut‍en Fleißes auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Industrie, ‍igetragen haben. In scharfsichtiger, meist zutreffender, teilweise auch ‍jektiver Art bespricht der Verfasser die „Gestalter des modernen ‍eutschlands". Die amerikanische Beleuchtung, die dem figurenreichen Bilde die eigentliche Stimmung gibt, erhöht vielleicht den Reiz des Urteils, mit dem wir trotz mancher versteckten Ironien doch zufrieden sein können.

Rudolph Stratz: „Stark wie die Mark". Roman. 2.—5. Auflage. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. Der im vorigen Jahr in dieser Zeitschrift zuerst erschienene Roman findet einen stetig wachsenden Leserkreis. Mit fester Hand zeichnet der Verfasser Menschen des märkischen Adels und Geschehnisse, die mit ihrer Scholle aufs innigste verknüpft sind. Das Leben der auf märkischer Erde Geborenen, die auch dereinst in ihr zu ruhen hoffen, dieses Leben mit seinem Auf und Nieder von guten und schlechten Jahren, seiner kernigen Sprache, seinen Familien- und Besitzsorgen, erfüllt von eigner und fremder Schuld, mutig aufgenommenen Kämpfen und aufrecht getragenen Niederlagen — wir

DIE·WOCHE

Nummer 44. | Berlin, den 1. November 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1843
Von Seeunfällen. Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter	1843
Ein kriminalistisches Reichsinstitut? Von Prof. v. Liszt	1845
Braunschweig. Von Walter Tiedemann. (Mit 5 Abbildungen)	1846
Unsere Bilder	1848
Die Toten der Woche	1850
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1851
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1859
Meeresstille. Gedicht von Paul Wegner	1865
Stille Hausgäste und Nachbarn. Von Dr. Fritz Bernhardt	1865
Das neue Griechenland. Von Otto Riemasch. (Mit 14 Abbildungen)	1867
Deutschlands nördlichster Punkt. Von F. Willfang. (Mit 9 Abbildungen)	1870
Der König von Santa Rosalia. Skizze von Henry F. Urban	1875
Wiesbaden als Winterkurort. Von Erwin Lüdeking. (Mit 8 Abbildungen)	1878
Die Kochköchin. Von Ola Alsen	1882
Bilder aus aller Welt	1883



Die sieben Tage der Woche.

23. Oktober.

Der Kaiser tritt von Potsdam seine Reise nach Oesterreich zum Besuch des Erzherzogs Franz Ferdinand in Konopischt und des Kaisers Franz Josef in Schönbrunn an.

In Berlin wird im Beisein der Kaiserin als Protektorin die XI. Internationale Tuberkulosekonferenz eröffnet.

Es wird ein gemeinsamer Erlaß der Minister des Innern und des Krieges bekanntgegeben, nach dem in Zukunft die Zöglinge aller staatlichen oder staatlich unterstützten Fachschulen zur erleichterten Prüfung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst zugelassen werden dürfen.

Aus Hernösand wird gemeldet, daß in der Nähe der Hafenstadt Rönnskär der finnische Dampfer „Westkusten" untergegangen ist. Von 20 Mann Besatzung und 26 Passagieren wurde nur einer gerettet.

Die französische Regierung beauftragt ihren Gesandten in Mexiko, gegen die dort verfügte Erhöhung der Einfuhrzölle entschieden Einspruch zu erheben.

Aus Dawson in Neu-Mexiko wird gemeldet, daß auf der Hirschschlucht-Kohlengrube durch eine Explosion 200 Bergleute verschüttet wurden.

24. Oktober.

Kaiser Wilhelm begibt sich in Konopischt mit dem Erzherzog Franz Ferdinand auf die Jagd.

Aus Neu-Kamerun wird amtlich gemeldet, daß der Oberleutnant der Schutztruppe von Raven auf einer Dienstreise bei Nguku durch einen Schuß in die Lunge getötet wurde.

Nach einem Telegramm aus Mexiko wird der amerikanische Dampfer „Mono Castle" auf Befehl des Präsidenten Huerta durch ein Kanonenboot an der Abfahrt gehindert, weil er angeblich vier kriegsgerichtlich verfolgte mexikanische Abgeordnete an Bord hat.

25. Oktober.

Auf der Kaiserlichen Werft in Kiel läuft der Kleine Kreuzer „Ersatz Prinzeß Wilhelm" vom Stapel; Oberbürgermeister Kühnast tauft das Schiff auf den Namen „Graudenz".

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin beginnen unter großer Beteiligung des Publikums die Schauflüge des französischen Aviatikers Pegoud (Abb. S. 1850 bis 1852).

Das liberale spanische Kabinett Romanones gibt seine Entlassung.

26. Oktober.

Kaiser Wilhelm trifft von Konopischt aus zum Besuch Kaiser Franz Josefs in Schönbrunn ein und kehrt von hier nach Berlin zurück.

König Alfons von Spanien nimmt die Demission des Kabinetts Romanones an und beauftragt den Konservativen Dato mit der Bildung eines neuen Kabinetts.

27. Oktober.

Der Bundesrat nimmt einstimmig den preußischen Antrag an, die Ueberzeugung der Verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Prinzen Ernst August in Braunschweig im Hinblick auf die inzwischen eingetretene Veränderung der Sach- und Rechtslage mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung vereinbar sei.

In Braunschweig wird eine außerordentliche Session des Landtags zur Regelung der Thronfrage eröffnet.

In München tritt die bayrische Kammer der Reichsräte zusammen.

28. Oktober.

Aus Amerika wird gemeldet, daß die Aufständischen von San Salvador in Zacetecas einen Militärzug in die Luft gesprengt haben. 115 Soldaten wurden getötet.



Von Seeunfällen.

Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter.

Seeunfälle entspringen so gut wie andere Unfälle menschlicher Ohnmacht oder Unzulänglichkeit. Man kann sagen, auch die menschliche Ohnmacht, Werke zu schaffen, die den Elementen standhalten, ist menschliche Unzulänglichkeit, ich meine aber hier die Unzulänglichkeit, die es mit sich bringt, daß im Kampf mit den Elementen nicht immer das menschenmögliche geleistet wird, sei es aus mangelnder Erkenntnis, sei es mangelnder Kraft des Körpers oder auch des Wollens.

Seeunfälle sind selten, die „Titanic"-Katastrophe und die Brandkatastrophe des „Volturno" haben ihnen in letzter Zeit die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maß zugewendet und auch den Staat auf seine Pflichten als Hüter der öffentlichen Sicherheit erneut hingewiesen. Die „Titanic"-Katastrophe wird im November ihr letztes wirksamstes Nachspiel in Gestalt einer internationalen Konferenz haben, die in England tagen wird, von der Beschlüsse erwartet werden, die der Sicherheit der Seeschiffahrt zugut kommen sollen, und von dem „Volturno"-Unglück, in dem noch manches ungeklärt scheint, liest man schon, daß das englische Handelsamt beschlossen hat, eine Untersuchung einzuleiten. In diesen beiden Tatsachen spiegelt sich die doppelte Pflicht des Staates: vorbeugend zu verhüten und regelnd, fördernd und strafend einzugreifen. Hierzu muß er bei Unfällen, die die öffentliche Sicherheit berühren, erfahren, wie sie sich ereigneten, wer sie verschuldete, ob sachliche oder persönliche Gebrechen und Fehler. Daraus erwächst ihm dann neue Erkenntnis seiner Aufgaben und ihrer Lösung und die Pflicht der

strafenden Sühne. Die strafrechtliche Seite der Frage soll uns hier im weiteren nicht beschäftigen und nicht mehr berührt werden.

Unfälle auf dem Festland spielen sich sozusagen vor aller Augen ab. Personen- oder Sachbeschädigungen führen die Untersuchung durch überall vorhandene Polizeiorgane herbei, solche Organe sind sogar überall da, um vorbeugend einzuschreiten, damit sich nicht erst ein Unfall ereigne. Auf der See liegen die Dinge ganz anders, da gibt es keine Polizei, und das freie Meer ist niemandes Land, es untersteht also auch keiner Staatsgewalt, wohl das Küstenmeer, d. h. ein Meeresteil von gewisser Ausdehnung an der bespülten Küste. Diese Ausdehnung, der Bereich der Geltung der Staatshoheit des Uferstaats, wird verschieden angenommen, vorwiegend zu 3 Seemeilen, also etwa 5.5 Kilometer. Durch diese Schwierigkeiten hilft nun zunächst der Grundsatz: „Jedes Seeschiff trägt seine Nationalität äußerlich gekennzeichnet durch die Nationalflagge und nachweisbar durch die Schiffspapiere mit sich in alle Meere*)." Daraus folgt, daß Seeschiffe auf freiem Meer nur der heimatlichen Staatsgewalt und Rechtsprechung unterworfen sind. Ein deutsches Schiff bleibt also ein Stück Deutschland. In fremden Territorialgewässern ist es etwas anders. Grundsätzlich sind Kauffahrteischiffe hier der Justiz und Polizeigewalt des Uferstaats unterworfen, aber die tatsächliche Auffassung ist heute die, daß die Staatsgewalt nur unter ganz bestimmten Umständen ein Interesse daran hat, sich in die Rechtsangelegenheiten fremder Schiffe in ihren Gewässern einzumischen, darunter bei „Gefährdung oder Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und bei Eingriffen in die Rechtsphäre ihrer Angehörigen und Schutzbefohlenen*)." Auf die strittige Frage, ob die Durchfahrt durch ein Küstenmeer als Aufenthalt in diesem Sinn angesehen werden darf, soll hier nicht eingegangen werden. Außerdem trifft der Grundsatz überhaupt nur da zu, „wo die staatliche Organisation die Garantie für die Handhabung der Polizei und Rechtspflege im Sinn der europäischen Kulturstaaten bietet*)."

Aus diesem Rechtzustand ergibt sich für den Staat die Pflicht, im Hinblick auf Unfälle, die die öffentliche Sicherheit berühren, seine Schiffe und fremde Schiffe in seinen Küstengewässern zu beaufsichtigen. In der Reichsgesetzgebung ist dem in der Hauptsache Rechnung getragen in dem Gesetz, betreffend die Untersuchung von Seeunfällen, und im Handelsgesetzbuch. Das erstgenannte in dieser Hinsicht wichtigste Gesetz setzt besondere Behörden ein, die Seeämter, deren Aufgabe lediglich die Untersuchung von Seeunfällen ist, und zwar aller auf deutschen Kauffahrteischiffen und der auf ausländischen Kauffahrteischiffen, die sich in deutschen Küstengewässern zugetragen haben, oder deren Untersuchung vom Reichskanzler angeordnet ist. Als Unfall wird dabei jede durch eine äußere Störung eintretende Unterbrechung der Fahrt angesehen, und ein Seeunfall ist dann geschehen, wenn der Unfall sich auf der See oder auf Binnengewässern, die mit der See in Zusammenhang stehen und von Seeschiffen befahren werden, ereignet hat. Kauffahrteischiff ist hier lediglich im Gegensatz zu Kriegsschiff gebraucht, denn die Unfälle, die auf Kriegsschiffen geschehen, oder das Handeln der Kriegsschiffe, das zu Seeunfällen anderer Schiffe führt, unterliegt nicht der Beurteilung des Seeamts, wenn auch der Unfall selbst vor das Seeamt kommt und dort allgemein aufgeklärt und für das Kauffahrteischiff beurteilt wird. Die Seeämter müssen alle Unfälle untersuchen, bei denen Menschenleben verloren gegangen sind oder ein Schiff untergegangen oder aufgegeben ist, und die, bei denen der Reichskanzler die Untersuchung angeordnet hat. In allen andern Unfällen kann das Seeamt selbst entscheiden, ob es untersuchen will oder nicht. Im allgemeinen wird dabei der Grundsatz befolgt, daß der Unfall erheblich oder von erheblichen Folgen begleitet sein muß und deshalb in Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit vom Staat zu beachten ist. Die Seeämter können dieser geschilderten Aufgabe nur gerecht werden durch Vorschriften, die das Handelsgesetzbuch jedem Schiffer auferlegt, und zwar in erster Linie durch die sogenannte Verklarung, die er abzulegen hat. Ein vielleicht oft in Zeitungen gelesener, sicher auch oft unverstandener Ausdruck. Das Handelsgesetzbuch setzt zwingend fest: „Der Schiffer hat über alle Unfälle, die sich während der Reise ereignen, sie mögen den Verlust oder die Beschädigung des Schiffes oder der Ladung, das Einlaufen in einen Nothafen oder einen sonstigen Nachteil zur Folge haben, mit Zuziehung aller Personen der Schiffsbesatzung oder einer genügenden Anzahl von ihnen eine Verklarung abzulegen." Und zwar muß er das ohne Verzug bei der ersten Gelegenheit tun. Dabei muß er einen Bericht über alle erheblichen Begebenheiten der Reise, namentlich eine vollständige und deutliche Erzählung der erlittenen Unfälle liefern und angeben, was er zu Abwendung getan. Er wird darüber unter Eid gehört. Das Schiffstagebuch, dessen Führung auch im Handelsgesetzbuch vorgeschrieben ist, bildet eine wesentliche Grundlage der Verhandlung, und was in dem Tagebuch niedergelegt sein muß, ist auch genau bestimmt. Das Unfallgesetz schreibt nun wieder vor, daß alle zur Aufnahme der Verklarungen zuständigen Gerichte, die Hafenbehörden, die Strandbehörden, die Seemannsämter und die Schiffsregisterbehörden verpflichtet sind, dem zuständigen Seeamt von den zu ihrer Kenntnis kommenden Seeunfällen ungesäumt Anzeige zu erstatten. Kurz, es ist dafür gesorgt, daß den Seeämtern nichts entgeht. Der Zweck der Seeämter ist ganz deutlich aus dem Gesetz erkennbar. Sie sollen die Ursachen aller Seeunfälle und alle Tatumstände ermitteln und ganz besonders, ob der Schiffer oder Steuermann den Unfall oder seine Folgen verschuldet haben, ob Mängel in Bauart, Beschaffenheit, Ausrüstung, Beladung oder Bemannung des Schiffes oder ob Mängel des Fahrwassers oder der für die Schiffahrt bestimmten Hilfseinrichtungen (der Seezeichen, des Lotsenwesens, der Rettungsanstalten usw.) oder das zur Handhabung dieser Einrichtungen bestellte Personal an dem Unfall Schuld tragen, und ob die zur Verhütung des Zusammenstoßens von Schiffen auf See und die über das Verhalten nach einem solchen Unfall erlassenen Vorschriften befolgt worden sind. Hier ist also eine genaue Aufzählung der Dinge gegeben, für die der Staat sich verpflichtet fühlt, im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu sorgen. Ob diese Verpflichtung erfüllt ist, helfen ihm die Seeämter feststellen. Sie sind über die ganze deutsche Küste verteilt, mit einem ganz bestimmten, ihnen zugewiesenem Bezirk. Für die ostpreußische Küste besteht ein Amt zu Königsberg, für die westpreußische zu Danzig, es folgen Stettin, Stralsund, Rostock, Lübeck, Flensburg, Tönning, Hamburg, Bremerhaven, Brake und Emden. Zuständig für die Untersuchung ist entweder das Amt, in dessen Bezirk der Hafen liegt, den ein Schiff zuerst nach dem Unfall erreicht, oder das am nächsten bei der Unfall-

*) F. Perels. Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart.

stelle belegene oder das, in dessen Bezirk der Heimathafen des Schiffes liegt. Wo Zweifel entstehen können, sind besondere Festsetzungen getroffen. Nach Art ihrer Aufgaben können diese Seeämter, wie ohne weiteres einzusehen ist, keine Gelehrtengerichte sein, denn sie setzen in erster Linie Sachkenntnis in Schiffahrtsdingen voraus. Dementsprechend sind die Gerichte auch gebildet, indem sie zwar eine richterliche Person zum Vorsitzenden haben, diese aber mit vier Beisitzern zu einem Kollegium vereinen. Von diesen Beisitzern müssen wenigstens zwei die Befähigung zum Seeschiffer besitzen und müssen als solche gefahren haben. Im übrigen müssen die Beisitzer so qualifiziert sein wie Schöffen, aber es sind die der aktiven Marine angehörenden Militärpersonen zugelassen, weil sie bei der Beteiligung von Kriegsschiffen manchmal nötig sind und die Offiziere die Befähigung als Seeschiffer besitzen. Das Reich bestellt bei jedem Seeamt einen Kommissar, durchweg einen ältern inaktiven Seeoffizier. Er hat den Verhandlungen beizuwohnen, hat die nötigen Anträge an das Seeamt oder seinen Vorsitzenden zu stellen und kann z. B., wenn das Seeamt die Untersuchung als unerheblich ablehnt, die Untersuchung beim Reichskanzler beantragen. Er entspricht also in mancher Hinsicht dem Staatsanwalt. Vor dem Seeamt wird mündlich und öffentlich verhandelt, und das Amt hat einen begründeten Spruch über die Ursachen des Seeunfalls abzugeben, der schriftlich niedergelegt werden muß. Hierbei kann gleichzeitig auf Antrag des Reichskommissars deutschen Schiffern oder Steuerleuten die Befugnis zur Ausübung ihres Gewerbes entzogen werden, wenn sie den Unfall infolge des Mangels solcher Eigenschaften, die zur Ausübung des Gewerbes erforderlich sind, verschuldet haben. Es trägt das hier nicht den Charakter einer Strafe, sondern lediglich einer Maßnahme, die das Interesse an der öffentlichen Sicherheit fordert. Für gewisse Fälle, wie die Patententziehung, ist eine obere Instanz in dem Oberseeamt in Berlin geschaffen. Grundsätzlich analog organisiert, nur mit sechs Mitgliedern, von denen auch die Hälfte der Seeschiffahrt kundig sein muß, verhandelt es auch genau in gleicher Weise. Vorsitzender und ein schiffahrtkundiger Beisitzer werden vom Kaiser ernannt. Der Instanzenzug ist mit dem Oberseeamt erschöpft. Das Reichskanzleramt kann nur insofern noch eingreifen, als das Patent Schiffern und Steuerleuten, denen es entzogen ist, nach einem Jahr wiedergegeben werden darf, wenn anzunehmen ist, daß sie weiterhin den Pflichten des Gewerbes genügen werden. Daß alles Notwendige nach einem Unfall geschieht, dafür ist also unzweifelhaft Vorsorge getroffen und damit eine Gewähr geschaffen, daß die Staatsaufsicht daraus Lehren ziehen kann. Ob sie das tut, ist, da der Wille selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, von dem Vorhandensein geeigneter Organe abhängig. Nur wenn solche da sind, ist sie in der Lage der höchsten Pflicht: Vorbeugend zu verhüten, nachzukommen. Und in diesem Punkt ist zwar wohl in der deutschen Seeschiffahrt alles aufs beste bestellt, aber das ist nicht Verdienst des Staates; die Initiative des Reichs ist hier unzureichend, weil es ihm tatsächlich an Organen fehlt. Es hat sich wohl gesetzgeberisch betätigt, z. B. in der internationalen Seestraßenordnung und damit zusammenhängenden Verordnungen, in Bestimmungen über Besetzung der Schiffe mit Personal und dessen Qualität, aber ganz abweichend von allen andern Verkehrseinrichtungen ist beim Seeverkehr die Sicherheit der Reisenden direkt nie ein Gegenstand der Fürsorge des Reichs gewesen. Für den Auswanderer hat der Staat gesorgt, für die Sicherheit von Schiff und Ladung sorgt die Versicherung, für den Seemann die Seeberufsgenossenschaft. Soweit hierdurch für den Reisenden Vorteilhaftes entsteht, kommt es ihm zugute, seine Sicherheit ist, abgesehen von den genannten Vorschriften, nirgendwo direkt gewollt. Es fehlt dem Reich ganz und gar an einem Organ, das sich sachverständig mit allen Handelsschiffahrtsdingen befaßt, es hat kein Handelsamt wie England, und wenn es mit andern Staaten, die solche Organe durchweg haben, über solche Dinge verhandelt, muß es sachverständige und nicht staatliche Vereinigungen z. B. die Seeberufsgenossenschaft zuziehen, von denen es abhängt. Die Novemberkonferenz in London wird es ja zeigen. Selbstverständlich ist der Rat solcher Körperschaften immer ein nicht zu entbehrender, er muß aber sachkundig abgewogen werden können, weil es über menschliches Vermögen geht, sich von Privatinteressen gänzlich loszulösen. Das ist kein Zustand, der der Bedeutung deutscher Seeinteressen und deutscher Seeschiffahrt entspricht, und die Forderung nach einer sachverständigen zentralen Schiffahrtsbehörde im Reich kann auf die Dauer nicht unterdrückt werden, wenn Deutschland nicht in der Initiative auf diesem Gebiet hintanstehen soll. Die Anregung zur jetzigen Konferenz ist nicht von Deutschland, sondern von der Person des Kaisers ausgegangen. Die weitere Initiative hat aber England ergriffen und sieht die Konferenz auch in London tagen.

Ein kriminalistisches Reichsinstitut?

Von Prof. v. Liszt (Berlin).

„Die Ausbildung in den Hilfswissenschaften des Strafrechts" ist auf der Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Kopenhagen in den letzten Augusttagen dieses Jahres eingehend erörtert worden. Die Grundlage für die Verhandlungen bildete ein sorgfältiges und erschöpfendes Gutachten von Professor Heimberger (Bonn), dem die Versammlung in allen wesentlichen Punkten beistimmte. In diesen Beratungen wurde auch die Frage der Errichtung eines kriminalistischen Reichsinstituts, die Hans Groß (Graz) in einer Berliner Zeitung vom 21. August vorgeschlagen hatte, besprochen. Die Versammlung hat diesen Vorschlag abgelehnt. Nach meiner Überzeugung mit vollem Recht. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle die Gründe auszuführen, die gegen den Vorschlag von Hans Groß sprechen.

Es handelt sich — und ich bitte, das im Auge behalten zu wollen — um eine besondere fachmännische Ausbildung der sämtlichen, an der Strafrechtspflege beteiligten Personen; also der Staatsanwälte und der Polizeibeamten, der Untersuchungsrichter und der Verteidiger, der Mitglieder des erkennenden Gerichts und der Strafvollzugsbeamten. Für alle diese Beamten genügt schon heute die gründliche Kenntnis der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen, also der Paragraphen des Strafgesetzbuchs, der Strafprozeßordnung,

der Strafvollzugsvorschriften in keiner Weise. Sie müssen sich vielmehr klar werden über die gesellschaftlichen und persönlichen Ursachen des Verbrechens wie über die Eigenart des Verbrechers; sie müssen die stets sich vervollkommnende Technik der kriminellen Betätigung kennen und die Erfahrungsätze wie die Methoden beherrschen, die für die Feststellung des wahren Sachverhaltes maßgebend sind; sie müssen aber auch in dem weiten Gebiet des Strafvollzugs, namentlich des Gefängniswesens, gründlich zu Hause sein. Die Internationale kriminalistische Vereinigung hat seit dem nunmehr fünfundzwanzig Jahre zurückliegenden Beginn ihrer Wirksamkeit die Forderung nach einer fachmännischen Ausbildung der kriminalistischen Praktiker immer und immer wieder gestellt. Sie hat in den letzten Jahren mit besonderer Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß durch die Strafgesetzentwürfe in der Schweiz, in Österreich, im Deutschen Reich den an der Strafrechtspflege beteiligten Personen neue und schwierige Aufgaben gestellt werden, die der Praktiker auf Grund einer rein juristischen Ausbildung zu lösen niemals imstande sein wird.

Die von dem Berufskriminalisten zu fordernden Fachkenntnisse haben zu umfassen:

1. Die Lehre von den Ursachen der Kriminaltätigkeit (die Kriminalätiologie); also einmal die Kriminalsoziologie (auf der Grundlage der Moral- und Kriminalstatistik), dann die Kriminalanthropologie (namentlich die Kriminal-Psychologie und -Psychiatrie).

2. Die Technik des Verbrechens und der Verbrechensverfolgung, also das, was Hans Groß nicht sehr glücklich die „Kriminalistik" genannt hat; mit Einschluß der gerichtlichen Medizin, den Methoden der Kriminalpolizei (Bertillonage, Daktyloskopie usw.), der Lehre vom Beweis (Psychologie der Aussage usw.).

3. Die Gefängniskunde im weitesten, auch die verschiedenen Besserungs- und Sicherungsanstalten umfassenden Sinn.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der junge Jurist sich diese Fachkenntnisse während seiner akademischen Studienzeit unmöglich aneignen kann. Mehr als eine allgemein gehaltene Einführungsvorlesung wird man ihm an der Universität nicht bieten und nicht zumuten können; solche Vorlesungen werden ja heute schon da und dort gehalten. Nach meiner Ueberzeugung gehört diese fachmännische Ausbildung in die Zeit nach dem ersten, besser nach dem zweiten Examen. Die Fortbildungskurse für Gerichtsassessoren, wie sie seit kurzem in Preußen eingerichtet sind, würden die beste Gelegenheit für dieses Nachstudium bilden; vorausgesetzt freilich, daß es von den Zentralstellen für den künftigen kriminalistischen Praktiker in gewissem Sinn wenigstens obligatorisch gemacht würde.

Damit aber sind wir bei dem Kernpunkt des Problems angelangt, bei der Frage nach der Organisation dieser fachmännischen Ausbildung.

In Kopenhagen waren alle Redner mit dem Referenten darin einig, daß für die Organisation zwei Hauptgesichtspunkte maßgebend sein müssen: einmal die Verbindung mit einer großstädtischen Kriminalpolizei, dann aber die mit einer Universität. Nur die zentralisierte Kriminalpolizei kann das stets sich erneuernde Anschauungsmaterial bereitstellen, die Methoden der Identifizierung der Verbrecher, die photographischen Aufnahmen, die chemischen Untersuchungen usw. usw. vorführen. Nur die Universität aber kann das wissenschaftliche Band zwischen den einzelnen Zweigdisziplinen knüpfen und so verhindern, daß die Hilfswissenschaften des Strafrechts dieses in den Hintergrund drängen.

Daraus aber folgt, daß an ein kriminalistisches Reichsinstitut, wie es Hans Groß vorgeschlagen hat, heute wenigstens nicht zu denken ist. Denn die Kriminalpolizei untersteht der Reichsregierung ebensowenig wie die Universitätsverwaltung; der Plan eines Reichsinstitutes würde schon an den Ressortschwierigkeiten scheitern. Andere Erwägungen aller Art treten hinzu. Es ist ganz ausgeschlossen, daß alle Einzelstaaten ihre künftigen Kriminalbeamten sämtlich nach einer und derselben Stadt schicken, mag sie nun Berlin oder Leipzig, München oder Hamburg heißen. Für entscheidend aber halte ich, daß es sich um eine völlig neue Einrichtung handelt, die sich erst im kleineren Umfang bewähren muß, ehe sie für Zentralisation reif ist.

Nur um Landesinstitute kann es sich mithin handeln. Den deutschen Einzelstaaten muß es vorbehalten bleiben, auf eigene Faust vorzugehen. Wenn sich dabei verschiedene, untereinander abweichende Typen herausbilden sollten, so schadet das gar nichts: die Erfahrung wird zeigen, welcher von ihnen der beste, weil zweckmäßigste ist.

Regierungsrat Lindenau vom Berliner Polizeipräsidium hat in Kopenhagen darauf hingewiesen, daß in Berlin die Voraussetzungen für ein kriminalistisches Landesinstitut bereits heute gegeben sind. Bei dem Polizeipräsidium besteht ein Spezialmuseum, ein kriminalistisches Laboratorium, eine graphische Anstalt, ein großes kriminal-historisches Archiv, das wissenschaftlicher Forschung reiche Ausbeute gewähren würde. An der Universität aber besteht ein kriminalistisches Institut (bisher „Kriminalistisches Seminar"), dessen reichhaltige Fachbibliothek gerade die strafrechtlichen Hilfswissenschaften in besonderer Ausführlichkeit umfaßt. Es handelt sich, wie Lindenau hervorhebt, nur darum, die Brücke zwischen den beiden Instituten zu schlagen, die Verbindung zwischen der Praxis der Polizei und der wissenschaftlichen Betätigung herzustellen — und das erste deutsche kriminalistische Landesinstitut ist fertig.

Wie diese Brücke zu schlagen wäre, habe ich hier nicht zu untersuchen. Die Verständigung wird keine großen Schwierigkeiten bieten, wenn die beiden beteiligten Ministerien sie ernstlich wollen. Mir kam es nur darauf an, zu zeigen, daß das Ziel, das ich, gemeinsam mit Hans Groß, seit langen Jahren anstrebe, auf dem von mir angegebenen Weg rascher und leichter erreicht werden kann als durch die Forderung nach einem kriminalistischen Reichsinstitut.

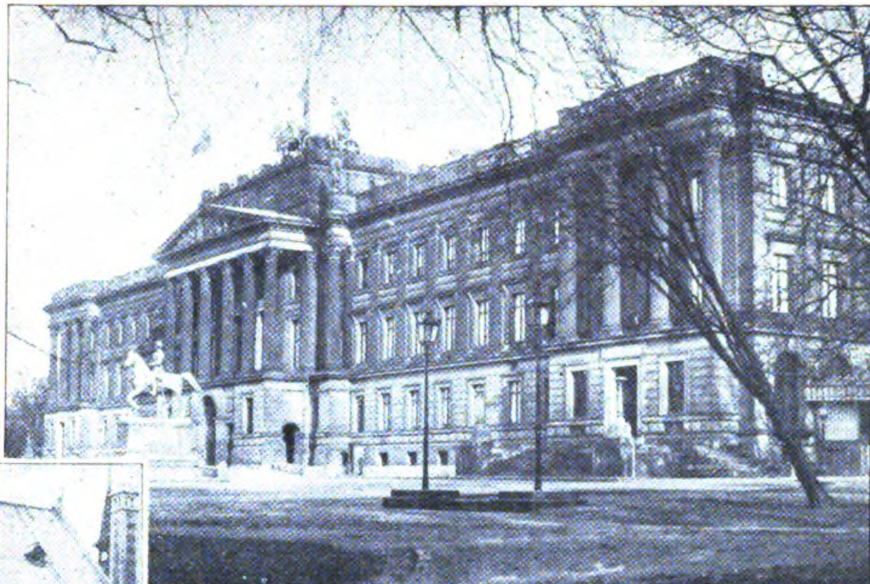
Braunschweig.

Von Walter Tiedemann. — Mit 5 photograph. Aufnahmen.

Der uralten Stadt der Brunonen, dem schönen Braunschweig, stehen ereignisreiche Tage bevor: die Thronbesteigung des Prinzen Ernst August als neuer Herzog von Braunschweig und sein Einzug in die Residenz an der Seite der Kaisertochter, seiner Gemahlin. Wieder einmal wird der für Deutschlands Geschichte so bedeutungsvolle Boden der Schauplatz fürstlichen Glanzes sein, und das ehrwürdigste Wahrzeichen der Stadt, der eherne Löwe Heinrichs des Löwen, der vor der Burg Dankwarderode seit 750 Jahren auf Wache steht, wird in den festlichen Tagen noch mehr als sonst die Blicke zahlreicher Besucher auf sich lenken. Welch eine gewaltige Wegstrecke deutschen Lebens, des heißen Ringens und der friedlichen Entwicklung verkörpert sich in diesem stummen Zeugen und in seiner Nachbar-

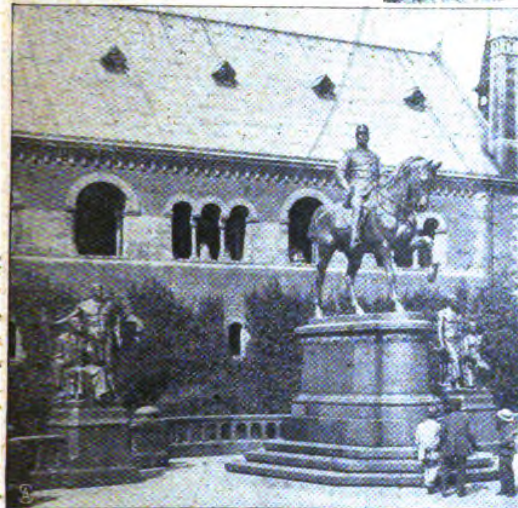
schaft, den verschnörkelten Giebelhäusern und der Burg! Aber das vieltausendstimmige Orchester des Straßenverkehrs, die Geräusche einer großen, lebhaften Stadt tönen in die mittelalterliche Romantik herein und erinnern daran, daß Braunschweig wie ein Januskopf zwei Gesichter zeigt: eins mit sehr modernen, der Gegenwart und Zukunft zugewandten Zügen und eins, das sinnend, alter Erinnerungen voll, ins Dämmerlicht vergangener Jahrhunderte zurückblickt.

In diesem Doppelcharakter liegt zweifellos ein hoher Reiz; ihm hat es Braunschweig hauptsächlich zu verdanken, daß es sich eine der anziehendsten Blüten im Kranz der deutschen Städte nennen darf. Eine alte und doch wieder im besten Sinn moderne Stadt, ein Industrie- und Handelzentrum, aber auch eine vornehme, von wertvollen lieben Traditionen erfüllte Residenz, in der man sich nicht so abzujagen braucht wie in mancher anderen Großstadt, und wo man etwas wie den beruhigenden, zur inneren Einkehr lockenden Hauch des abgeklärten Alters verspürt. Es ist wohl kein Zufall, daß ein Poet, wie Wilhelm Raabe, hier sein Dasein verbrachte. Er liebte die Stille der herrlichen Promenadenwege an der Oker, und aus dem krausen Schnitzwerk der Giebel, aus der von allerlei Spuk umwitterten Kleinwelt der Urvätergassen schöpfte er den Stoff zu seinen gemütstiefen Erzählungen. Aber man braucht schließlich kein großer Dichter zu sein, um Raabes Anhänglichkeit an Braunschweig zu verstehen und zu teilen. Wer sich jemals auf dem Bohlweg, dem Treffpunkt der Braunschweiger Flaneure, bei den schmetternden Klängen der Wachtparademusik lustwandelnderweise erging, wer in mondbeglänzter Nacht durch Gassen und über Märkte schlenderte, die so seltsame Namen, wie Radeklint, Ruhfäuttchen, Bockstwete, führen, wer im Angesicht des schalkhaften Till-Eulenspiegel-Brunnens ein Glas Mumme kostete und an einem hellgrünen Frühlingstag im Bürgerpark dem Vogelsang lauschte, der behält das Stadtbild von Braunschweig für immer in freundlicher Erinnerung. Von den vielen ehrwürdigen Baudenkmälern seien hier nur genannt: Das gotische Altstadtrathaus mit seinen steinernen Fürsten, die Martinikirche Heinrichs des Löwen, der Dom, der prächtige Steingiebelbau des Gewandhauses, die originelle „alte Wage“ und das burlesk verzierte Hunehorstelsche Haus. Auch die geistige Physiognomie Braunschweigs weist recht lebendige, interessante Züge auf. Wir finden hier hervorragende Kunstschätze und wissenschaftliche Sammlungen, ein Herzogliches Theater, dessen Darbietungen sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen, liebevolle Pflege der Musik und ein vielgestaltiges, anregendes Gesellschaftsleben. Nach



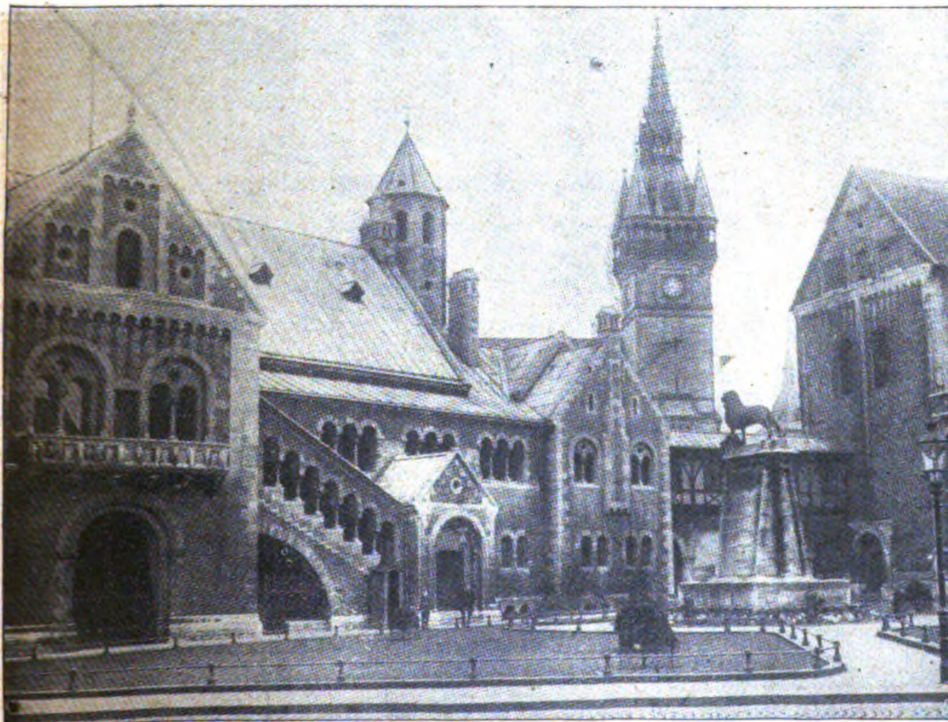
Phot. Löhrich.

Das Residenzschloß in Braunschweig,
in dem das junge Herzogspaar residieren wird.



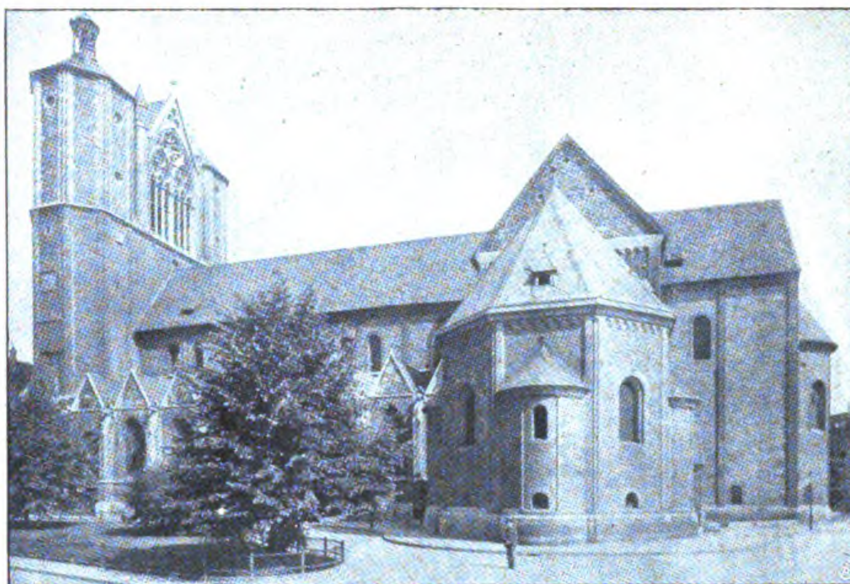
Neue Phot. Ges. A. G.

Denkmal des Herzogs Wilhelm.



Phot. Löhrich.

Die alte Welfenburg Dankwarderode, davor das Standbild des Braunschweiger Löwen.



Neue Phot. Ges. A.-G.

Der Dom in Braunschweig.

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Stettin (Abb. S. 1856) ist dieser Tage unter Teilnahme des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen, den der Kaiser mit seiner Vertretung beauftragt hatte, feierlich enthüllt worden. Das Denkmal, das seinen Platz auf der Hakenterrasse hinter dem Städtischen Museum gefunden hat, ist ein Werk des Berliner Bildhauers Professor Ludwig Manzel.

Bismarck-Denkmal für Nürnberg (Abb. S. 1855). In kurzer Zeit wird auch die alte Stadt Nürnberg ihr Bismarck-Denkmal erhalten. Der bekannte Architekt Professor Dr. Theodor Fischer hat dazu eine großartige Anlage entworfen, die von einem Reiterstandbild des eisernen Kanzlers gekrönt wird. Der Bildhauer Professor Joseph Floßmann hat dieses kürzlich vollendet und in seinem Atelier in Pasing bei München ausgestellt. Das aus Muschelkalk verfertigte Standbild ist fünf Meter hoch, der Sockel aus gleichem Material, auf dem es stehen soll, hat eine Höhe von zwanzig Meter.

alledem darf man wohl erwarten, daß der neue Herzog und seine Gemahlin sich in ihrer Residenz wohlfühlen werden, und daß Braunschweig, nach den Gesetzen der Wechselwirkung, dem jungen Herrscherpaar einst manch neues frisches Blatt an seinem Ruhmeskranz zu verdanken haben wird.

Unsere Bilder.

Der Kaiser in Schönbrunn (Abb. S. 1853). Kaiser Wilhelm hat mehrere Tage in Oesterreich geweilt. Er folgte einer Einladung des Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand nach Konopischt zur Jagd und besuchte dann den Kaiser Franz Josef in Schönbrunn. Die Reise des Kaisers wird allgemein als ein Sympton aufgefaßt, daß unser Bündnis mit Österreich-Ungarn mit ungeminderter Festigkeit weiter besteht.



Neue Phot. Ges. A. G.

Der Altstadtmarkt mit Martinikirche in Braunschweig.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe (Abb. Seite 1857), deren neustes Porträt wir in der vorliegenden Nummer bringen, ist eine geborene Prinzessin Viktoria von Preußen und Schwester unseres Kaisers. Sie ist am 12. April 1866 geboren, steht also jetzt im 48. Lebensjahr. Seit dem Jahr 1890 ist sie mit dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe vermählt.

Der neue Präsident der Ansiedelungskommission in Posen (Portr. S. 1853) ist in diesen Tagen ernannt worden. Die Wahl des Kaisers ist auf den Geheimen Oberregierungsrat Ganse vom Ministerium für Landwirtschaft gefallen, der seit 1883 im Staatsdienst steht. Zuerst im Justizdienst tätig, trat er später zur Verwaltung über. Der Ansiedelungskommission hat er bereits von 1898 bis 1907 angehört, dann wurde er als Dezernent für die Kommission in das Ministerium berufen.

Die XI. Internationale Konferenz zur Bekämpfung der Tuberkulose (Abb. S. 1852) hat in der vergangenen Woche in Berlin getagt und wichtige Fragen für die Unterdrückung der gefährlichen Seuche eingehend behandelt. Außer den geschäftlichen Sitzungen führten auch gesellige Veranstaltungen die Teilnehmer wiederholt zusammen. Unsere Aufnahme zeigt sie bei einem Festmahl.

Die Flugvorführungen des französischen Fliegers Pegoud in Johannisthal (Abb. S. 1850, 1851 u. 1852) stellen das Tollkühnste und Ueberraschendste dar, was man bisher auf dem Gebiet der Aviatik erlebte. Auf einem Blériot-Eindecker vollführte er nicht nur Flüge, die in ihren Kurven staunenswert sind, sondern er stellte den Apparat senkrecht in der Luft auf den einen oder andern Flügel, um die Maschine blitzschnell in die richtige Lage zu bringen. Dann überschlägt er sich mit dem Apparat rückwärts und vorwärts, zehnmal hintereinander, und fährt minutenlang den Kopf nach unten, und die Räder nach oben. Das Staunenswerteste sind seine Sturzflüge. Er schraubte sein Flugzeug bis zu einer Höhe von 1000 Meter hinauf und stürzt sich dann raubvogelartig vierhundert Meter hinunter, um anzuhalten und die Maschine wieder in die normale Lage zu bringen und davonzugleiten, als ob nichts geschehen wäre. Dem aufregenden und interessanten Schauspiel wohnten in Johannisthal viele Hunderttausende von Personen bei.

Verhütung von Luftschiffkatastrophen (Abb. S. 1858). Ueber die Frage, wie man Luftschiffe gegen die Ge-

fahr von Explosionen sichert, wurden in einer Versammlung des Vereins deutscher Chemiker in Berlin bemerkenswerte Verhandlungen gepflogen. Den einleitenden Vortrag hielt der bekannte Schweizer Professor Dr. Raoul Pictet, der die gegenwärtige Ballonfüllung als ein Damoklesschwert bezeichnete und erklärte, daß der Ingenieur Arno Börner bereits den Weg gewiesen habe, den man beschreiten müsse. Dieser tritt für die Verwendung von Stickstoff ein, und Professor Pictet, der seine Ausführungen durch Experimente stützte, legte dar, daß nach dem Börnerschen System der Stickstoff einen chemischen Panzer für die Luftschiffe bilden würde, der jede Entzündung unmöglich macht.

Aus der Gesellschaft (Abb. S. 1858). In Nizza hat sich Henry Cambon, der Sohn des französischen Botschafters in London, Paul Cambon, mit Fräulein Marguerite de la Taille vermählt. Als Trauzeugen fungierten der französische Botschafter in Berlin Jules Cambon und der französische Botschafter in Madrid Geoffray. — Fräulein Marianne von Friedländer-Fuld, die einzige Tochter des Geheimen Kommerzienrats Fritz von Friedländer-Fuld, hat sich mit The Honourable Jack Mitford verlobt. Der Bräutigam, der vierte Sohn des Lord Rodeslate, Pears von England, ist seit einigen Jahren in einem Hamburger Bankhaus tätig.

Ludwig Goldberger † (Portr. S. 1856). Der Geheime Kommerzienrat Ludwig Goldberger ist in Berlin, 65 Jahre alt, gestorben. Mit ihm haben Handel und Industrie in Deutschland einen ihrer hervorragendsten Vorkämpfer verloren. Am 17. Mai 1848 in Tarnowitz in Oberschlesien geboren, trat er, nachdem er das Französische Gymnasium in Berlin besucht und eine kaufmännische Lehrzeit in Wien durchgemacht hatte, in das väterliche Bankhaus ein, das unter ihm eine große Ausdehnung annahm, zog sich aber bereits 1891 von jeder geschäftlichen Tätigkeit zurück, um sich ganz in den Dienst öffentlicher Arbeit zu stellen. An der Spitze des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, später an der Spitze der Ständigen Ausstellungskommission hat der zum Organisator berufene Mann mit unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust eine überaus ersprießliche Wirksamkeit entfaltet und dabei noch Zeit gefunden, auch in anderen Verbänden und Instituten eine nutzbringende Tätigkeit zu entfalten. Auch als Schriftsteller stand Goldberger seinen Mann. Die Beobachtungen auf einer Studienreise durch Amerika legte er in Aufsätzen mit der zum geflügelten Wort gewordenen Ueberschrift „Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ nieder, die zuerst in der „Woche“ erschienen sind.

Juanschikais Amtseinführung (Abb. untenst.) als Präsident von China fand am 10. Oktober in feierlicher Weise statt. Das diplomatische Korps und zahlreiche militärische und zivile Würdenträger waren bei der Zeremonie, die in der großen Audienzhalle in Chinas Hauptstadt vor sich ging, anwesend. Nachdem der Präsident seine Programmrede verlesen hatte, empfing er die Vertreter der kaiserlichen Familie und das diplomatische Korps. Darauf wohnte Juanschikai, umgeben von seiner Leibgarde und einem Stab von Offizieren, dem Vorbeimarsch eines Teils seiner Präsidentengarde bei. Während der ganzen Zeremonie wurde er auf das schärfste von seiner Leibgarde bewacht, da die Geheimagenten der chinesischen Regierung die Nachricht erhalten hatten, daß ein Anschlag gegen den Präsidenten geplant sei.

Die deutsch-französische Grenzregulierung am Kongo (Abb. S. 1854 u. Karte S. 1850). Die deutsch-französische Kommission für die Grenzregulierung am Kongo und in Kamerun hat ihre Arbeiten an Ort und Stelle beendet, so daß in absehbarer Zeit mit der endgültigen Regelung der Angelegenheit gerechnet werden darf. Nach den Bestimmungen des deutsch-französischen Marokkovertrages vom 4. November 1911 sollte die neue Grenze in großen Zügen folgenden Lauf nehmen: Von der Bucht von Mondah (vergl. die Karte S. 1850) in gerader Linie östlich nach Ouesso, von dort in südlicher Richtung bis zum



Phot. Hartung.

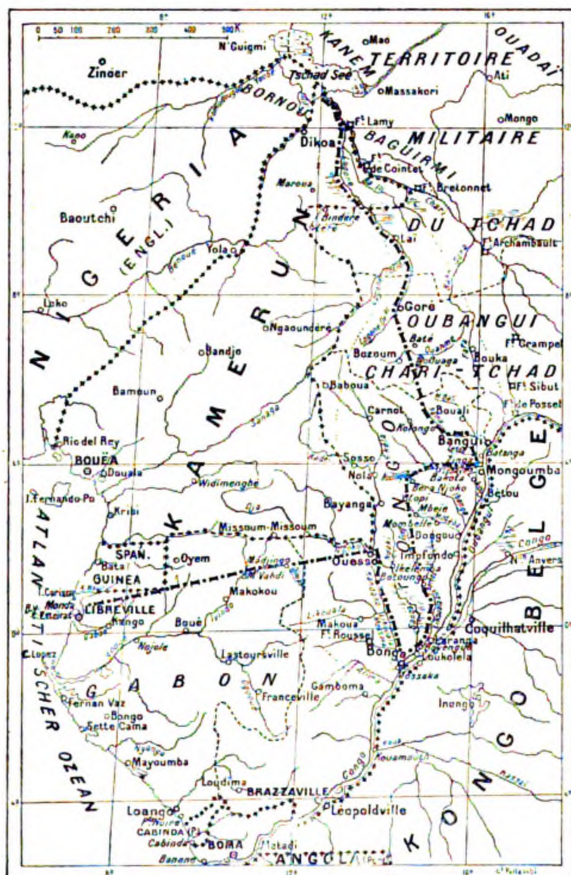
Untere Reihe (sitzend) von links nach rechts: Legationsrat E. Krebs, Sekr.-Interpret; Legationsrat Freiherr v. Maltzan, I. Sekretär; Wirklicher Geheimer Rat, Kaiserlicher Gesandter Freiherr von Seckendorff; Gouverneur des Kiautschaugebiets Exzellenz Kapitän z. S. Meyer-Waldeck; Hauptmann Billmann, Kommandant der Gesandtschaftsschutzwache; Legationssekretär Freiherr v. Riedesel. **Mittlere Reihe:** Hauptmann Perschmann; Konsul Dr. Wendschuch; Hauptmann Rabe von Pappenheim, Militärattaché; Oberleutnant Schulze; Stabsarzt Dr. Schultze; Dolmetscher Wagner; Dolmetscheraspirant Dr. Traut; Gerichtsassessor Meyer. **Obere Reihe:** Dolmetscher Dr. Hauer; Geheimer Expedierender Sekretär Bahr; Sekretär Hubert; Dolmetscheraspirant Dr. Hemeling; Geheimer Hofrat Dobrikow; Schulbeirat Dr. Schmidt.

Der Kaiserlich Deutsche Gesandte in Peking und der Gouverneur des Kiautschaugebiets
am Tag des feierlichen Amtsantritts des Präsidenten der chinesischen Republik Juanschikai.



Zu den Flugvorführungen des Fliegers Pegoud in Johannisthal: Die nach Tausenden zählende Zuschauermenge.

Kongo in der Nähe von Bonga. Hier wendet sie sich wieder nordwärts, dem Lauf des Likouala und der Bally folgend, dann östlich an der Lobaye entlang bis zu deren Mündung in den Oubangui und von dort schließlich wieder nördlich über Goré den Logone entlang bis zum Fort Lamy in der Nähe



Karte zur neuen deutsch-französischen Abgrenzung am Kongo.

—+—+— Alte Grenze. —•—• Neue Grenze.
•••• Andere Staatengrenzen.

des Tschadsees. Einzelheiten mußten natürlich an Ort und Stelle geprüft werden, und zu diesem Zweck wurden Kommissionen ernannt, an deren Spitze Frankreich Herrn Périquet, Deutschland den Hauptmann a. D. von Ramsay stellte. Es läßt sich denken, daß die Herren, die mit dieser Arbeit betraut waren, in jenen wüsten Gegenden ihre Aufgabe nur unter großen Mühen und Ueberwindung großer Schwierigkeiten lösen konnten. Allein es zeigte sich in diesem Fall wieder, daß, wo ein Wille ist, auch ein Weg sich findet. Nicht ganz zwei Jahre nach Abschluß des Marokkovertrages ist die Arbeit vollendet, die in gutem Einvernehmen von den Mitgliedern der deutschen und der französischen Kommission geleistet wurde.

Personalien. (Portr. S. 1856). Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit als ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät blickt der Direktor des anatomisch-biologischen Instituts der Berliner Universität Geheimrat Dr. Oskar Hertwig zurück. Seine Hauptarbeiten liegen auf dem Gebiet der Entdeckungen in der Entwicklungsbahn und der Vererbungstheorie. — Das siebzigste Lebensjahr vollendet am 11. November der bekannte Charakterdarsteller Hans Pagay. In Wien geboren, begann er seine schauspielerische Tätigkeit als Artist, wurde dann Operettenkomiker, um schließlich in der Charakterdarstellung das eigentliche Feld seiner Begabung zu finden. Seit mehr als 25 Jahren wirkt Pagay in Berlin. — In Bremen ist, 71 Jahre alt, Friedrich Bremermann, der älteste Direktor des Norddeutschen Lloyd, gestorben. Am 22. September 1842 in Bremen geboren, gehört er dem Lloyd seit seiner Gründung an und wurde 1892 Mitglied des Vorstandes. Bremermann hatte an der Entwicklung des Unternehmens hervorragenden Anteil. — Den achtzigsten Geburtstag feierte am 25. Oktober der Berliner Architekt Baurat Gustav Knoblauch, der Sohn des Begründers des Berliner Architektenvereins.

Die Toten der Woche

Rudolf von Byern, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, † auf Schloß Parchen (Bez. Magdeburg) im Alter von 70 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Ludwig Max Goldberger, ehem. Präsident der Ständigen Ausstellungskommission, † in Berlin am 22. Oktober im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 1856).

Professor Carlos Grethe, bekannter Stuttgarter Maler, † in Nieuport (Belgien) am 25. Oktober im Alter von 50 Jahren.

Oberbibliothekar Dr. Oskar Grulich, † in Halle a. S. am 22. Oktober im Alter von 70 Jahren.

Generalveterinär Dr. Franz Hell, Direktor der Militär-Veterinärakademie, † in Berlin am 27. Oktober, 60 Jahre alt.

Dr. Carlo Montagnini, Bischof von Larissa, † in Berlin am 24. Oktober im Alter von 50 Jahren.